OLZ

XXXVI / 8/9 AUGUST/SEPTEMBER 1933

أذان = אדון und Verwandtes.

Von H. Bauer.

Das hebr. und phön. אדן „Herr" war bis jetzt seiner Herkunft nach völlig dunkel. Weder die Herleitung aus akk. *danānu* „mächtig sein" noch die aus angeblichem דן „herrschen" ist lautlich befriedigend. Man versteht darum, daß man an fremde Herkunft des Wortes gedacht hat. Die in Ras Schamra gefundene neue Sprache bietet nun, wie ich glaube, die Möglichkeit, dieses seltsame אדן zu erklären. Jedenfalls dürfte die in der Überschrift stehende Gleichung, die noch vor ein paar Jahren ein Kopfschütteln erregt hätte, sowohl semantisch als auch phonetisch völlig einwandfrei sein. In meiner Schrift „Das Alphabet von Ras Schamra" habe ich darauf hingewiesen, daß die althebräischen Wörter חִידָה „Rätsel" und שֹׁחַד „(Bestechungs-)Geschenk" mit ihrem ד statt ז sich als Entlehnungen aus dem Ṣafonischen oder einem diesem nahestehenden Dialekt erweisen, wo ursemitisches *ð* wie im Aramäischen zu *d* geworden ist. In dieselbe Reihe gehören auch hebr. חדל „aufhören" = خذل, נדר „geloben" = نذر (dagegen נָזִיר „Geweihter"), *פחד „Schenkel" = فخذ, קדר „schmutzig sein" = قذر, קִפֹּד „Igel" = قنفذ, deren ד bis jetzt nicht recht verständlich gemacht werden konnte. אדן ist nun seiner Bedeutung nach, wie so manches andere im Hebräischen, aus dem Südarabischen zu verstehen, wo *'ḏn* „Befehl"[1] heißt (vgl. Glaser 1606, Z. 4, 6, 9 bei Rhodokanakis, Der Grundsatz der Öffentlichkeit, S. 33ff.). Übrigens ist auch nordarab. إِذْن nicht nur „Erlaubnis", sondern auch „command" (Lane)[2], und أذان ist „Kundgebung, Aufruf" (besonders zum Gebetsoffizium). Die Form أذان ist also hier nomen actionis wie der starre Infinitiv קָטוֹל im Hebräischen und *kašādu* im Akkadischen, während deren Funktion als nomen agentis sich in אדן urspr. „Aufrufer, Befehlshaber" erhalten hätte, einer Form, die als *qātōlā* bekanntlich im Aramäischen (als kanaanäische Entlehnung) sehr verbreitet ist, während sonst das Hebräische für das Nomen agentis die (aramäische) Form *qattāl* bevorzugt. Derartige scheinbare Paradoxien brauchen nicht zu überraschen. Sie kommen überall vor, wo eine enge Berührung zwischen zwei Sprachen stattfindet.

1) Wenn *'ḏn* auch „Gehorsam" bedeutet (Rhodokanakis, Studien zur Lexikographie und Grammatik II, 41), so erklärt sich dieser Gegensinn aus der Denomination von *uḏn* „Ohr", was einerseits „hören, gehorchen", andererseits „zu Gehör bringen, befehlen" sein kann. Man beachte, daß auch *√wqh* im Südarabischen „befehlen" bedeutet, im Nordarabischen aber „gehorchen".

2) Diese Bedeutung würde auch in Sure 97, 4 gut passen, wo es heißt: „Es steigen in ihr (der *lailat al-qadr*) die Engel herab und der Geist *bi'iḏni rabbihim* . . ." In den von mir eingesehenen arab. Kommentaren habe ich aber keine entsprechende Bemerkung gefunden.

Persische Ponys?

Von H. Sponsheimer.

In dem Palaste des Xerxes in Persepolis wechseln untereinander an den Reliefs der Wände zweierlei Darstellungen ab, die dazu angetan sind, in überwältigender Monotonie die gewaltige Macht des Herrschers dem Beschauer einzuprägen: erstens der Aufmarsch der Leibwache des Königs, zum anderen Abgesandte mit Tributen unterworfener Provinzen. Dieses doppelte Thema erinnert an die Wände der Vorgänger dieser Könige in Assyrien, an denen ebenfalls zwei, wenn auch ganz andere Themen vorherrschen, das des Krieges und das der Jagd. Zweimal begegnet an der Freitreppe des Xerxespalastes die Darstellung von Pferden, die als Tribut der Provinzen dem Großkönig dargebracht werden[1]. Einmal wird ein Wagen von auffällig kleinen Pferden gezogen. An diese Darstellung knüpft M. Hilzheimer[2] die Vermutung, daß „schwere Ponys" dargestellt seien. Er wagt sogar, die allgemeine Annahme, die persische Pferdezucht sei eine direkte Tochter der babylonisch-assyrischen mit ihren großen edlen Pferden, umzustoßen.

Nun ist, wie H. Schäfer[3] nachgewiesen hat, in Ägypten schon im Alten Reiche, dann aber

1) Mansell 523. L. Curtius: Antike Kunst. I. Bd. Abb. 244. Sarre: Die Kunst des alten Persien, Taf. 24 u. 26.

2) Geschichte unserer Haustiere. Naturbibl., hrsg. von Francé. S. 69f.

3) H. Schäfer: Von ägyptischer Kunst, 3. Aufl. S. 242; Taf. 31, rechts.

auch im Neuen und in der Spätzeit die seltsame Sitte zu beobachten, daß Rinder und andere Tiere neben den sie bringenden Menschen klein, oft winzig klein dargestellt werden. Den Grund hierfür sieht Schäfer wohl mit Recht in dem Bestreben, die menschliche Figur nicht allzusehr hinter den Tieren zurücktreten zu lassen. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß wir die persischen Bilder mit den ägyptischen in Parallele setzen dürfen und die auffällige Kleinheit der Tiere ähnlich zu erklären haben.

Wer vertraut ist mit der vorgriechischen und vorperspektivischen Naturwiedergabe, deren Wesen in hüllenloser Nacktheit uns in Zeichnungen von Kindern und zeichnerisch ungebildeten Erwachsenen entgegentritt, der weiß, daß die angewandten Größenverhältnisse meist in zwei Gründen ihre Erklärung finden. Der erste ist ein äußerer: Überfluß oder Mangel an Platz; der zweite ein innerer: die größere oder geringere Bedeutung und Wichtigkeit einer Person, eines Tieres oder eines Dinges. So kommt es, daß in Ägypten der König oder der Verstorbene übergroß erscheinen, Diener sich mit geringerer Größe begnügen müssen. Nur bei alleroberflächlichster Betrachtung könnte einem Menschen, dem noch nie solche Bilder vor Augen kamen, der Gedanke kommen, als seien Zwerge und Riesen gemeint.

Wenn Giraffen, Kamele oder Elefanten im ägyptischen oder assyrischen Flachbilde nicht über mannshoch erscheinen, so hat das seinen Grund in dem durch die Streifenanordnung verursachten Platzmangel Hierbei wird im allgemeinen und normalerweise die Höhe des Streifens durch die Größe der aufrechtstehenden menschlichen Figur bestimmt. Mangel an Platz ist auch der letzte Grund gewesen, warum noch am Parthenonfries eine scheinbar sehr kleine Pferderasse erscheint. Aber mit Recht hat A. Diehl[1] bei der Ausdeutung des Reiterfrieses sich nicht verleiten lassen, aus diesem Tatbestand einen Aufschluß über die tatsächliche Größe der damaligen griechischen oder attischen Pferderassen zu suchen. Zu welchen Schlüssen müßten wir auch gelangen, wenn wir gar frühgriechische Vasen oder Bilder etruskischer Grabkammern (die uns die frühgriechische „große" Malerei ersetzen) heranziehen? Dort ist nach dem Gesetz der „Scheitelgleiche" ein Reiter zu Pferd mit der gleichen Höhe zufrieden wie der aufrecht stehende oder schreitende Fußgänger. Mangel an Platz aber — so wird man mir einwenden — kommt bei dem persischen Relief vom Xerxespalast nicht in Betracht, da die Tiere ja in dem Fries nicht am oberen Ende anstoßen würden. Diesem Einwande ist damit zu begegnen, daß auch auf den von Schäfer herangezogenen Flachbildern bei den Rindern usw. ebensowenig der Mangel an Platz schuld an der Drückung sein kann. Schäfer bildet Taf. 31 ein Relief aus dem Neuen Reiche ab, auf welchem ein Rind etwa Kniehöhe des führenden Dieners erreicht. Eine Mode, die Laune eines Künstlers!

Einem weiteren Einwande muß ich noch begegnen, nämlich dem, daß in der späten persischen Zeit andere Gesetze herrschten als im alten Ägypten. Demgegenüber kann angeführt werden, daß die vorderasiatische Kunst auch zur Zeit des Xerxes noch durchaus unperspektivisch war, ist es doch schlechterdings undenkbar, selbst ein griechischer Maler aus der Zeit des persischen Reliefs habe durch Anwendung verschiedener Größe bei Mensch oder Tier perspektivische Verkleinerung andeuten wollen. Darüber hinaus ist in Griechenland selber, wenn mich nicht alles täuscht, dem von Schäfer für Ägypten erwiesenen Brauche Entsprechendes festzustellen. Ich denke an ein Relief feinster Arbeit in Delphi von einem Schatzhause (der Syrakosier oder Sikyonier?) mit der Darstellung der Dioskuren und des Idas, die eine geraubte Rinderherde forttreiben[1]. Sämtliche Tiere der Herde weisen auffallend geringe Höhe auf; sie sind nicht größer als Kälber gebildet. Ägyptischen Einfluß halte ich durchaus nicht für ausgeschlossen. Der Grund der Verkleinerung könnte auch hier wie in Ägypten in dem Streben liegen, die handelnden Personen (Heroen!) nicht durch die Tiere in ihrer Wirkung beeinträchtigen zu lassen.

Eine engere Verknüpfung besteht offenbar zwischen ägyptischem und assyrischem Stile. Alle anderen Beispiele von Menschen, Tieren und Dingen, die in diesem Zusammenhang angeführt werden könnten, überspringend beschränke ich mich darauf, auf ein Relief aus Khorsabad[2] zu verweisen. Bei dem Vergleiche dieses Reliefs mit dem persischen, von welchem wir ausgingen, fällt die außerordentliche Übereinstimmung in Motiv und Anordnung auf. Inhaltlich haben wir es hier nicht mit Darbringung von Tributen zu tun. Vielmehr werden die vier hintereinander gestaffelten, von einem Diener geleiteten Pferde hier zu dem Zwecke herangeführt, um vor den königlichen Wagen gespannt zu werden (das im einzelnen zu begründen, kann hier nicht der Ort sein). Ponys

1) Die Reiterschöpfungen der phidiasischen Kunst S. 64f.

1) Rodenwaldt: Das Relief bei den Griechen. 19, a.

2) E. Pottier: Catalogue des antiquités assyriennes. 1924. XVII; 38.

sind demnach nicht gemeint. Es ist bei dem Vergleiche des assyrischen mit dem persischen Bilde wohl ohne weiteres klar, daß das assyrische Motiv mit leichter Abwandlung im persischen Stile weiterlebt. So ist auch nicht aufrechtzuerhalten, was L. Curtius[1] über das persische Relief geschrieben hat: „ . . . . daß aus dem tiefen Grunde des Reliefs einer über den Hals der Pferde nach den Zügeln greift, ein andrer seine Hand auf den Rücken des vorderen Pferdes legt, das ist dem assyrischen Stil weder als Motiv noch als Relieflösung möglich gewesen. Das vermochte erst der griechische Stil".

Das assyrische Motiv scheint übrigens erst später auf Pferde übertragen worden zu sein. In natürlicherer Weise nämlich als bei Pferden legt sich die Hand des Führers über den Rücken von niedrigen Zugtieren. In den Bildern von Beutezügen bei assyrischen Kriegsdarstellungen begegnet sehr häufig der Soldat, der erbeutete Rinder, Gespanne mit Buckelochsen u. ä. fortführt.

Ein letzter Einwand wäre vielleicht noch zu zerschlagen. Man mag etwa sagen: „Daß Tiere, Menschen und Dinge bald für unser Gefühl zu groß, bald wieder ohne ersichtlichen Grund zu klein wiedergegeben werden, das mag dahingehen und kann ja auch nicht bestritten werden. Aber wenn über den Rücken von einem, ja von vier Pferden hinweg ein Mann nach vorne hinübergreifen kann, so ist das doch eben nur bei Ponys möglich." Auch hier sei es gestattet, mit ägyptischem Material zu kommen, das ja viel reichlicher zur Hand ist als vorderasiatisches, ohne sich in seinen wesentlichen psychologischen Grundgesetzen von ihm zu unterscheiden. Am besten setze ich vielleicht eine ganze Stelle aus Schäfers Buch[2] hierher, der solcherlei im ägyptischen Flachbilde nachgegangen ist. Er sagt wörtlich: „Natürlich handeln oft die Personen ganz entsprechend ihrer gemalten Größe. So umfassen manchmal Frau und Kind die Wade des zu überragender Größe herausgehobenen Familienhauptes, ihm kaum bis zu den Knieen reichend. Oder die kleinen Figuren der Diener, die am Morgen dem Herrn Kopf und Füße waschen und salben, stehen hoch oben und tief unten vor der Riesengestalt des Gebieters wie die Liliputaner am Körper Gullivers. Oder wir haben Bilder, in denen der in der Ebene stehende riesige König einfach in eine Bergfestung hineingreifend sich seine Beute herausholt."

Wir haben soeben Ursprung und Herkunft des persischen Motivs aus dem Assyrischen kennen gelernt. So möge der Ausblick auf seine Wiederkehr im griechischen Stile des 5. Jahrhunderts unsere Ausführungen beschließen. Das Pferd zeigt jetzt natürliche Größe. Ein schöner Fries eines lykischen Grabes aus Xanthos[1] zeigt das Leichenbegängnis eines Vornehmen. Zwischen Wagen und Gespannen schreitet das edle Leibpferd des verstorbenen Herrn mit leerem Sattel daher, von dem Diener geleitet. Das Ganze atmet die hohe Meisterschaft des 5. Jahrhunderts.

1) Antike Kunst. I. Bd. S. 287.
2) Von ägypt. Kunst, 3. Aufl. S. 244.

Eine neue Darstellung des Judentums zur Zeit Jesu Christi.

Von Otto Eißfeldt.

P. M.-J. Lagrange, jetzt im 78. Lebensjahr stehend, ist den Orientalisten wie den Theologen kein Unbekannter. Beide kennen ihn als den Begründer der École Pratique d'Études Bibliques in Jerusalem (1890) und ihres wissenschaftlichen Organs, der Revue Biblique Internationale (1892), in der er selbst eine Fülle von Aufsätzen orientalistischen und theologischen Inhalts veröffentlicht hat. Von seinen Büchern sind den Orientalisten am vertrautesten das „Études sur les religions sémitiques" betitelte von 1903 (2. Aufl. 1905), den Theologen aber seine Kommentare zu den vier Evangelien und zum Römer- und Galater-Brief. Jetzt legt der Verf. ein großes, 600 Seiten starkes Werk über „Das Judentum vor Jesus Christus"[2] vor, und er hat nach der Bedeutung seiner bisherigen Leistung Anspruch auf eine ausführliche Würdigung dieses seines neuesten Buches.

Es gliedert sich in vier Teile. Der erste, „Die Voraussetzungen", umfaßt 2 Kapitel, von denen das erste, „Die Gründung des Judentums" überschrieben, in ganz knappen Zügen des Judentums Werdegang von Mose bis Esra verfolgt und das zweite die hellenistische Religion in meisterhafter Kürze darstellt. So sind dem Leser die beiden Mächte vorgestellt, die in der Folgezeit den Kampf auf Leben und Tod miteinander auszufechten haben. Der zweite Teil, „Die Ereignisse und die Lehren", enthält die eigentliche Geschichtsdarstellung, einen Überblick über die Zeit von etwa 200 vor bis 40 nach Christus; er zerfällt in 10 Kapitel, die folgende Überschriften tragen: „Antiochus IV und die Makkabäer", „Der Anbruch der Königsherrschaft Gottes nach dem Propheten Daniel", „Die Apokalyptik als Nach-

1) Brit. Mus. — Franz Winter: Kunst in Bildern. 8. u. 9. Aufl., 260, 1.
2) **Lagrange,** Le P. M.-J.: **Le Judaïsme avant Jésus-Christ.** Paris: J. Gabalda et Fils 1931. (XXVII, 624 S.) gr. 8°. = Études Bibliques. 100 Fr.

folgerin des Prophetismus", „Die Wiedergewinnung der nationalen Einheit", „Die Apokalyptik unter den ersten Hasmonäern" (Henoch 1—36; 93, 1—10 und 91, 12—17; 83—90. Buch der Jubiläen. Testamente der 12 Patriarchen), „Die letzten Hasmonäer", „Das Wiederaufleben des davidischen Messianismus bei den Pharisäern" (Psalmen Salomos), „Herodes I", „Die Söhne des Herodes. Die Einverleibung Judäas ins römische Reich", „Die Hoffnung auf den Sieg Gottes über die Mächte des Bösen" (Himmelfahrt Moses, Henoch 37—71. 91—105).

Gab der zweite Teil einen Längsschnitt, so stellt der dritte, „Die Situation des Judentums vor Jesus Christus", einen Querschnitt dar, indem hier die geistige Lage des Judentums um die Wende der Zeiten in 4 Kapiteln beschrieben wird: „Die Sekten" (Pharisäer, Sadduzäer, Essener, der Neue Bund im Lande Damaskus), „Die großen Themen des judäischen Judentums vor Jesus Christus" (Die Einheit Gottes, die Vergeltung im zukünftigen Leben, die verschiedenen Arten der Erlöser-Erwartung), „Die Frage der Einflüsse von außen her" (Iran, Chaldäa, Ägypten, Griechenland, die mandäische Gnosis), „Die Tendenzen des Judentums in seinem innerlichen Verhältnis zu Gott".

Der vierte und letzte Teil behandelt „Das Judentum in Ägypten" und ist in 5 Kapitel gegliedert: „Die erste Diaspora in Ägypten" (Jüdische Kolonien in Ägypten zur Zeit Jeremias, die Elephantine-Papyri), „Versuche literarischer Assimilation" (Pseudo-Hekatäus usw.), „Die Übersetzung der heiligen hebräischen Bücher ins Griechische" (Aristeas-Brief), „Die hellenistische Religion in Ägypten und das Judentum" (Weisheit Salomos) und „Philo" mit einem Anhang über „Die Therapeuten".

Vollständigkeit ist nicht erstrebt. Nur das Judentum Palästinas und Ägyptens ist berücksichtigt, das in der übrigen Mittelmeerwelt und in der östlichen Diaspora wohnende nicht, und auch beim palästinischen und ägyptischen Judentum wird das Material nur in Auswahl geboten. Auf die von Schürer im zweiten Band seiner Geschichte des Jüdischen Volkes behandelten Institutionen geht der Verf. kaum ein, wie er überhaupt Schürers mit allergrößter Achtung genanntes Werk als notwendige Ergänzung des seinigen betrachtet wissen will (S. XXII). Die immerhin in einiger Ausführlichkeit zu Wort kommenden geschichtlichen Ereignisse aber werden grundsätzlich nur insoweit dargestellt, als sie für das Werden des geistigen Judentums Bedeutung erlangt haben (S. VIII).

Man mag die Beschränkung, die sich der Verf. auferlegt hat, beklagen und es bedauern, daß seine Darstellung nicht auch das Judentum in Antiochia, in Korinth, Rom usw., wo es doch der Mutterschoß der ersten außerpalästinischen Christengemeinden geworden ist, in ihren Bereich gezogen hat. Auch muß es als verfehlt erscheinen, daß als untere Grenze der Darstellung das Jahr 39 n. Chr. (vgl. S. 236) und nicht das Jahr 135 n. Chr. gewählt worden ist, um so mehr, als an zwei bedeutsamen Punkten die Bekanntschaft mit der näheren Art des Barkochba-Aufstandes vorausgesetzt wird, nämlich bei der Behandlung des Neuen Bundes im Lande Damaskus (S. 334) und bei der Frage nach dem Alter der mandäischen Gnosis (S. 425). Aber auf dem nun einmal eingeschränkten Gebiet hat der Verf. Tüchtiges geleistet. Überall aus den Quellen schöpfend, die gelehrte Literatur in Zustimmung und Ablehnung auswertend, im Besitz hoher Allgemeinbildung, reicher Lebenserfahrung und großer Gestaltungskraft, hat er eine ganz auf der Höhe der Forschung stehende Darstellung gegeben, die dem Leser eine anschauliche Vorstellung von den Vorgängen und den Ideen und ein lebendiges Bild von ihren Trägern (Herodes, Philo!) zu vermitteln vermag, gleich anziehend für den mit den Dingen Vertrauten wie für den ihnen noch Fernerstehenden. Anderen Büchern gegenüber zeichnet sie sich auch dadurch sehr vorteilhaft aus, daß sie überall die enge Verbindung des Verf. mit Palästina und dem Vorderen Orient und seine Vertrautheit mit der hier geleisteten archäologischen Arbeit erkennen läßt; sie erscheint so besonders wirklichkeitsnah.

Ein ernstes Bedenken darf freilich nicht unterdrückt werden. Das Buch ist getragen von tiefster Anhänglichkeit seines Verf. an die christliche Religion in ihrer katholischen Gestalt. Das berührt ungemein sympathisch, und so hat, weil aus ehrlichster Überzeugtheit kommend, auch der am Schluß des zu Weihnachten (1930) geschriebenen Vorwortes stehende Wunsch, daß die Juden ihre Nationalreligion aufgeben und in die katholische Kirche eintreten möchten, für den Andersdenkenden nichts Kränkendes. Da aber muß entschieden Einspruch erhoben werden, wo sich des Verf.s Verbundenheit mit seiner Kirche als offenbares Hindernis gegen die Handhabung freier, nur an dem Prinzip historischer Wahrheit orientierter wissenschaftlicher Kritik erweist. An solchen Fällen fehlt es nicht, und sie machen sich um so mehr bemerkbar, als der Verf. da, wo er auf die Kirchenlehre keine Rücksicht zu nehmen braucht, einen erfreulich gesunden kritischen Sinn an den Tag legt. S. 20 wird Jes. 40-66 bzw. 40—55 trotz aller deutlich sichtbar werdenden Bedenken doch dem in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. wirkenden Jesaja zugeschrieben, weil „die zuständige Autorität in der Kirche geurteilt hat, daß es keine genügenden Gründe gibt, um auf diese Tradition zu verzichten". Unbefriedigend ist sodann die Erörterung über das Buch Daniel auf S. 62f. 72, wo die Rücksicht auf die Tradition die im übrigen als sehr naheliegend hingestellte Ansetzung des Buches in der Zeit des Antiochus Epiphanes IV verhindert. Die Behandlung der Ebed Jahwe-Frage (S. 368—384), die der Klage des Hauses David in Sach 12, 8—13, 1 und die des Menschensohn-Problems in Dan 7, 13—18 (S. 383f.) sind allzusehr von der Auffassung dieser Aussagen als unmittelbarer Weissagungen auf Jesus beherrscht, als daß hier eine wirklich unbefangene Prüfung möglich gewesen wäre. Insbesondere hätte der Verf., der Israels und anderer Semiten Neigung, sich Kol-

lektiva als Individua vorzustellen, sehr wohl kennt und versteht, auch in dem vorliegenden Buche mehrere Fälle dieser Art sachgemäß behandelt (vgl. S. 129, 151, 152, 160f., 244 u. ö.), über die kollektivistische Deutung des Ebed nicht so absprechend, fast wegwerfend, urteilen dürfen, wie er es S. 375, 377 tut. Solche dogmatische Befangenheit läßt auch die Frage als nicht ganz unberechtigt erscheinen, ob der im übrigen mit sehr ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Argumenten unterbauten Neigung des Verf.s, im Henoch-Buch sehr viel christliche Interpolationen anzunehmen (S. 83, 246ff.), den Einfluß auswärtiger Religionen aufs Judentum und damit mittelbar aufs Christentum zu leugnen oder doch auf ein Minimum zu reduzieren (S. 388—426) und jüdische Gedanken und Gestalten, etwa den Verfasser von IV Esra (S. 90), zugunsten des Christentums gelegentlich zu unterschätzen, nicht doch auch ein — natürlich dem Verf. unbewußtes — apologetisches Interesse zugrunde liegt.

Unter Absehung von der Herausstellung weiterer Einzelheiten sei noch ein damit zusammenhängendes Grundsätzliches hervorgehoben. Der Verf. macht gern auf Augenblicke des Geschichtsverlaufs aufmerksam, wo deutlich ein unmittelbarer göttlicher Eingriff zu spüren sei und man mit der Annahme bloß natürlicher Ursachen nicht auskäme (S. 2, 6, 12, 56 u. ö.), und er bekennt sich S. 76 geradezu zu dieser Art von Geschichtsschreibung als seinem Ideal. Hier stellt er unter Ablehnung der mit sehr massiven göttlichen Eingriffen rechnenden und das menschliche Handeln gelegentlich ganz verhüllenden apokalyptischen „Geschichtsschreibung", Thukydides und Bossuet[1] einander gegenüber, von denen der eine jeden Einfluß der Götter aus seiner Darstellung entschieden ausschließt, der andere aber glaubt, die göttliche Vorsehung als Leiterin der menschlichen Schicksale deutlich erkennen zu können, und gibt damit stillschweigend Bossuet als sein Vorbild an. Mir will scheinen, als ob der Verf. sich hier auf die falsche Seite geschlagen und in Bossuets Nachfolge die Haltung des Historikers mit der des Glaubenden vertauscht habe. Denn der Historiker als solcher kann, so sehr er davon durchdrungen sein wird, daß alles Geschehen letztlich Wirken eines Göttlichen ist, nur „natürliche" Faktoren in seine Rechnung einstellen. Auf naturwissenschaftlichem Gebiet bekennt sich der Verf. auch zu einer analogen Auffassung. Bei der Erörterung über die literarische Art der Apokalypsen stellt er S. 79 ihre Rückständigkeit in naturwissenschaftlichen Fragen fest und geißelt ihre Neigung, durch Beibehaltung überholter Theorien sich den Charakter der Heiligkeit zu sichern, als unzulässige Vermischung der Sphären von Heilig und Profan. „Jesus Christus hat gegen diese Verquickung von Heilig und Profan einen tödlichen Streich geführt und die Bahn frei gemacht für die Forschungen des Menschengeistes." Sollte diese herrliche Freiheit der Kinder Gottes wirklich nur auf naturwissenschaftlichem Gebiet zu Recht bestehen und nicht auch auf dem der Geisteswissenschaft und der Geschichte?

Von den Lösungen der vielen Einzelfragen seien nur ein paar herausgehoben. Das Jubiläenbuch rührt aus den Kreisen der — ihrerseits von den Pythagoräern abhängigen (S. 325ff.) — Essener her (S. 121), und dasselbe gilt von Teilen des Henochbuches (S. 266, 329 u. ö.) und auch von den Testamenten der zwölf Patriarchen (S. 130). — Bei den Psalmen Salomos kommt man mit der einfachen Abstempelung als pharisäisch nicht aus. Vielmehr sind mehrere Verfasser und verschiedene Tendenzen zu unterscheiden. So haben die Psalmen 5, 6, 7, 9, 10, 14, 16 überhaupt keine bestimmte Gruppe im Auge, sondern sie beziehen sich auf ganz Israel (S. 149—161). Das Buch der Gleichnisse Henochs, Kap. 37—71, rührt aus der Zeit her, da Judäa schon dem römischen Imperium einverleibt war (S. 255ff.). Die Damaskusschrift ist um 200 n. Chr. abgefaßt und stammt aus Kreisen von Galiläern, die sich zunächst an Barkochbas Aufstand beteiligt hatten, sich dann aber in der Erwartung eines aus Aron und Israel kommenden Messias und im Widerspruch gegen Barkochbas (= Judas) messianischen Anspruch von ihm losgesagt haben und nach Damaskus ausgewandert sind. Der Name „Saddokiten" erklärt sich daraus, daß ein Saddok diese Gruppe begründet oder mitbegründet hat, nämlich der Saddok, den Josephus Ant. XVIII, I, 1 (Niese § 4) erwähnt, und die Bezeichnung „Neuer Bund" hat die Sekte den Christen entlehnt (S. 331—337). — Wenn auch die uns bekannten Mandäer und ihre Schriften erst dem 7. oder 8. nachchristlichen Jahrhundert angehören und sicher von dem schon entwickelten Christentum beeinflußt sind, so gehen die Anfänge der mandäischen Gnosis doch bis in den Beginn des ersten christlichen Jahrhunderts zurück, ohne daß eine Beeinflussung des Christentums durch sie angenommen werden müßte (S. 422—426).

Diese und viele andere Lösungen oder Lösungsversuche verdienen jedenfalls Beachtung, und Lagranges „Judaïsme avant Jésus-Christ" wird fortan zu den Darstellungen des Judentums zu rechnen sein, die wie die Bücher von Schürer, Bousset-Greßmann und Moore von jedem auf diesem Gebiete Arbeitenden zu Rate gezogen werden müssen.

1) 1627—1704; Discours sur l'histoire universelle. Vgl. Realencyklopädie f. protest. Theol. u. Kirche III³ (1897), S. 338—342 und Religion in Gesch. u. Geg. I² (1927), Sp. 1206f.

Eine neue türkische Publikation zur Wirtschaftsgeschichte[1].

Von Fr. Taeschner.

Das „Turkologische Institut" (Türkiyat Enstitüsü) an der Stambuler Universität, das sich bereits durch die Herausgabe der „Turkologi-

1) Türk Hukuk ve Iktisat Tarihi Mecmuası (Revue de l'Histoire juridique et économique turque), Istanbul Darülfünunu Türkiyat Enstitüsü tarafından neşredilir, Müdür: Prof. Dr. Köprülüzade Mehmet Fuat, Cilt 1, 1931, Istanbul: Evkaf Matbaasi 1931. (327 S.)

schen Zeitschrift" (Türkiyat Mecmuasî), von der bisher zwei Bände erschienen sind, ein großes wissenschaftliches Verdienst erworben hat, tritt jetzt mit einer neuen Zeitschrift auf den Plan, die, wie der Titel und auch ihr Inhalt zeigt, vorwiegend der Erforschung der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der Türkei — des weiteren auch der Türkvölker außerhalb der Türkei — gewidmet ist. Mit dieser neuen Zeitschrift wird in dem jungen wissenschaftlichen Leben der Türkei eine neue Linie eröffnet, und der Aufgabenkreis des Turkologischen Institutes, das bisher hauptsächlich philologische und allgemein historische Ziele verfolgte, um das wichtige Sondergebiet der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte erweitert, — eine Tat, die von dem wissenschaftlichen Ernst und dem Weitblick des hochverdienten Leiters des Institutes, der auch als Herausgeber der neuen Zeitschrift auftritt, Köprülüzade Mehmet Fuat, zeugt, sowie von seinem unermüdlichen Streben, trotz der für ernste wissenschaftliche Arbeit ungünstigen Verhältnisse in der Türkei, wissenschaftliche Qualitätsarbeit zu leisten. Durch dieses Streben, die Turkologie in einem weite Teilgebiete mit umfassenden Sinne, in dem Lande, in dem sie eine nationale Wissenschaft ist, auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau zu halten, hat sich Köprülüzade bereits hohe Verdienste erworben, denen er durch die Eröffnung des neuen Organes ein neues hinzufügt; der Dank der Wissenschaft ist ihm dafür gewiß, möge ihm auch der Dank seiner Nation, der er dadurch dient, in uneingeschränktem Maße zuteil werden; und mögen auch seinem Institute, dem er durch seine rastlose Arbeit internationalen Ruf verschafft hat, uneingeschränkt die Mittel zur Verfügung gestellt werden zur Fortführung seines wertvollen Programmes.

Der Anfang der neuen Zeitschrift ist vielversprechend. Ich kann hier nicht auf den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes in allen Einzelheiten eingehen, sondern muß mich damit begnügen, ganz allgemein die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf diese neue Zeitschrift zu lenken, und will nur die beiden wichtigsten in ihr erschienenen Arbeiten etwas eingehender besprechen.

Die erste derselben stammt aus der Feder des ehemaligen Professors für türkische Geschichte an der Stambuler Universität, Ahmet Zeki Validî[1], und hat „Die wirtschaftliche Lage Anatoliens im Zeitalter der Mongolen" (Mogollar devrinde Anadolu'nun iktisadî vaziyeti) zum Gegenstande der Untersuchung (S. 1ff.). Der Verf. geht dabei von numismatischen Studien russischer Forscher, vor allem Markov und Barthold, aus. Durch diese war festgestellt worden, daß im persischen Mongolenreiche, dem Reiche der Ilchâne, als Münzeinheit der Silberdenar galt, der als Tebrîzer Denar oder *Dînâr-i rûbiḥ* bekannt war (vgl. auch Qalqašandî IV, 422) und zu 6 Silberdrachmen gerechnet wurde. Aus einem vom Verf. in der Bibliothek Yusuf Aġa in Konia (dort inşai farisi Nr. 1756) gefundenen Werke (die Hdschr. ist Unicum) eines 'Alâ-i Tebrîzî, betitelt *Sa'âdetnâme*, das die Finanzverhältnisse im persischen Ilchanidenreiche behandelt, ist dagegen zu entnehmen, daß in diesem Reiche die Goldwährung doch eine größere Rolle spielte als angenommen wird. Auf Grund der erneut geprüften sonstigen literarischen Quellen zur Wirtschaftsgeschichte des Mongolenreiches (Rašîdeddîn, Ḥamdallâh Mustaufî, Ǧuwainî, Waṣṣâf) bestätigt sich dieser Tatbestand. Wir erfahren u. a. interessante Einzelheiten über das im Mongolenreiche kursierende Papiergeld (*čav*), über die sog. Münzreform unter Ġâzân Ḫân und die Finanzkrise nach seinem Tode. In dieser letzteren verschwand das Gold immer mehr, so daß sich die oben genannte Silberwährung durchsetzte. Des weiteren wird das Steuerwesen im Mongolenreiche erörtert, das eine dreifache Grundlage hatte: 1. die *qîlan* genannte Grundsteuer, 2. die von dem Viehbestand der Nomaden eingezogene *qobčur*-Steuer und 3. Taxen und Zölle, die von den Kaufleuten und der gewerbetreibenden Bevölkerung in den Städten erhoben wurde (S. 18).

Neben dem Finanzwesen im allgemeinen ist das oben genannte, vom Verf. gefundene Sa'âdetnâme auch für das Steuerwesen im Mongolenreiche eine wichtige Quelle. Das Interessante ist nun, daß die von Validî gefundene Hdschr. i. J. 815 H./1412 D. in Brussa abgeschrieben worden ist, und zwar mit gutem Verständnis und offenkundigem Interesse an dem Thema (S. 15). Dies deutet darauf hin, daß man damals in Anatolien in Finanzangelegenheiten sich die Einrichtungen des Mongolenreiches zum Muster genommen hat, und wir werden bei der Beurteilung des Finanz- und Steuerwesens im alten osmanischen Reiche mit Einflüssen aus dem Mongolenreiche zu rechnen haben.

Der Verf. bespricht sodann (S. 21ff.) den auf Anatolien entfallenden Teil des uns von Ḥamdallâh Mustaufî in seinem Werke *Nuzhat al-qulûb* überlieferten Budgets des Mongolenreiches für das Jahr 1339, das Validî, da die von Le Strange besorgte Ausgabe des Werkes (Gibb Memorial XXIII) gerade in der Wiedergabe von Ortsnamen und Zahlen zahlreiche Verderbnis aufweist, auf breiterer handschriftlicher Grundlage neu herauszugeben verspricht. Daran anschließend (S. 31ff.) bespricht der Verf. kurz noch einen zweiten Fund, ein wichtiges finanz- und steuerpolitisches Werk, das in einer Hdschr. der Aya Sofia-Bibliothek (dort Nr. 2756, als *Kitâb fî 'l-ḥisâb* bezeichnet) enthalten ist. Es ist verfaßt i. d. J. 735—765 H. und ist später i. d. J. 840—884 H. (so a. a. O.) durch eine Einleitung und Zusätze erweitert und *Risâle-i felekîye* betitelt worden. Es enthält u. a. das Steuerbudget des ganzen persischen Mongolenreiches für das Jahr 1349—50 und bestätigt und ergänzt hierin das Bild, das wir von Ḥamdallâh Mustaufî erhalten. Interessant ist, daß in dem Werke von Anatolien nicht nur die direkt den mongolischen Statthaltern unterstehenden Provinzen behandelt werden, sondern als „Marken" (*al-uǧât*) auch die freien türkischen Fürstentümer, wie Qaramân usw., ja selbst das des Orḫân; diese wurden also nominell zu dem Gesamthoheitsgebiete des Mongolenreiches mit dazugerechnet.

Mit dem Aufsatze von Validî in inhaltlichem Zusammenhange stehen zwei epigraphische Arbeiten in der vorliegenden Zeitschrift, deren eine aus dem Russischen übersetzt ist und W. Barthold zum Verf.

1) Über ihn und sein Schicksal vgl. jetzt „Die Welt des Islam" 14, 1932, S. 22f.

hat („Die Finanzlage zur Zeit der Ilchaniden" İlhanlılar devrinde malî vaziyet, S. 135ff., übers. v. Abdülkadir), während die andere eine Originalarbeit von P. Wittek ist („Eine Ilchanideninschrift in Angora" Ankarada bir İlhanî kitabesi, S. 162ff.). Die Arbeit von Barthold ist im russischen Original wohl nur auf wenigen europäischen Bibliotheken vorhanden (in Deutschland scheint sie nicht vorhanden zu sein), so daß ihre Neuherausgabe in türkischer Sprache eine Lücke ausfüllt. Barthold weist in ihr auf eine Nachricht bei Rašīdeddīn hin, nach der Ġāzān Ḫān Auszüge aus seinem Steuerfermān vom Reğeb 703 H./Febr. 1304 D. inschriftlich an geeigneten Stellen in allen Städten und Dörfern und auch an den Versammlungsplätzen der Nomaden anbringen ließ. Ein gleiches berichtet Davlatšāh von Ġāzān's zweitem Nachfolger Abū Sa'īd. Die von Barthold danach veröffentlichte Inschrift an der Mauer der Moschee von Ani (Armenien), die den Anlaß zu der Arbeit geboten hat, ist ein derartiger Steuerfermān (*Yarlığ*) für die Bewohner von Ani aus der Zeit Abū Sa'īd's (reg. 716—736 H./1316—1335 D.). Die von Wittek veröffentlichte Inschrift dagegen ist eine auf Grund eines großherrlichen *Yarlığ's* von der Ortsbehörde in Angora erlassene Verordnung (*Yasa*) vom Jahre 730 H./1330 D., also etwa aus der gleichen Zeit. Beide Inschriften verdienen als Dokumente für das Steuerwesen im Mongolenreiche, namentlich in dessen westlichen Provinzen, hervorragende Bedeutung.

Die große Arbeit, die der Herausgeber der Zeitschrift, Köprülüzade Mehmet Fuat, selbst beigesteuert hat („Erwägungen über den Einfluß byzantinischer Institutionen auf osmanische Institutionen" Bizans Müesseselerinin Osmanlı Müesseselerinin Te'siri hakkında bâzı mülahazalar, S. 165ff.) behandelt eines der zentralsten Probleme der osmanischen Geschichtsforschung, die Frage, in wieweit das osmanische Reich mit seinen staatlichen Einrichtungen und seiner soziologischen, wirtschaftlichen usw. Struktur auf dem byzantinischen Reiche und seiner inneren Struktur aufbaut. Die Frage ist unter Heranziehung eines umfassenden Quellenmaterials, namentlich auf orientalischem Gebiet, und unter weitgehender Berücksichtigung der bereits von europäischer Seite geleisteten Vorarbeiten in einer Weise behandelt, die von dem genialen intuitiven Verständnis des hochverdienten türkischen Gelehrten für wissenschaftliche Problemstellung und von seiner methodischen Beherrschung des Stoffes zeugt. Seine Ausführungen sind im höchsten Grade lesenswert, auch an den Stellen, wo Ausstellungen zu machen wären. Durch ihre weitausgreifende Heranziehung auch persischer und arabischer Quellen und der Nachrichten über staatliche usw. Verhältnisse im mittelalterlichen Persien und im mamlukischen Ägypten sowie durch ihre fortwährende Bezugnahme auf Byzanz wendet sich die Arbeit an einen weiten Kreis von Fachgelehrten, denen die Möglichkeit geboten sein sollte, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Dies um so mehr, als es ohne Zweifel als eine Schwäche der Arbeit zu bezeichnen ist, daß dem Verf. das byzantinische Gebiet so fern liegt, daß er hier nicht auf die Quellen zurückgehen kann, vielmehr darauf angewiesen ist, die Daten aus zweiter Hand entgegenzunehmen. Die Arbeit bedürfte daher in dieser Hinsicht einer Kritik von byzantinistischer Seite, die Ref. zu bieten nicht die Kompetenz in sich fühlt.

Ich muß mich hier auf eine kurze Skizzierung des Ganges der Deduktion und auf eine kurze Charakteristik beschränken, und kann nur auf diejenigen Punkte hinweisen, die einer Nachprüfung bedürfen; in größerem Maße auf Einzelheiten einzugehen, muß ich mir dagegen versagen.

Verf. geht von den zahlreichen Äußerungen europäischer Beobachter aller Zeiten, Reisender sowohl wie Gelehrter, aus, die die Verhältnisse des osmanischen Reiches mit denen des früheren byzantinischen Reiches verglichen und auf Grund der beobachteten Ähnlichkeiten vielfach die Behauptung aufgestellt haben, die Institutionen des osmanischen Reiches seien von denen des byzantinischen übernommen. Von besonderer Wichtigkeit sind hier die Aufstellungen Rambaud's in Lavisse et Rambaud, Histoire générale, Paris 1894, die vielfach in die darstellende Geschichtsliteratur der Folgezeit übergegangen sind. Rambaud stellte unter anderem die einzelnen Würden und Ämter der Osmanen in Parallele zu solchen der Byzantiner und neigte einer genetischen Verbindung zwischen beiden zu. Köprülüzade nimmt nun speziell diese Annahme unter die kritische Lupe, indem er, angefangen vom Großvezir, Amt für Amt und Institution für Institution vornimmt, immer wieder von den Aufstellungen Rambaud's ausgehend und jedes Einzelgebiet des osmanischen Staatsapparates auf seine Herkunft untersuchend. Das Resultat ist, wie es bei einem Forscher, der vornehmlich auf orientalische Quellen angewiesen ist und dem diese näher im Bewußtsein stehen als die byzantinischen und abendländischen, nicht anders sein kann, im wesentlichen negativ: der byzantinische Einfluß schwindet auf ein Minimum zusammen, und auch dieses noch erscheint fraglich[1]. Ohne Zweifel hat Kpz. hierin in großen Zügen völlig recht. Die Beobachtungen der Reisenden sowie die Aufstellungen derjenigen Historiker, denen orientalische Quellen nur aus zweiter Hand zugänglich sind, bleiben ja nur an der Oberfläche, und es gibt tatsächlich keine einzige Institution des osmanischen Reiches, die nicht ihre Analogien und Vorbilder in den Kernländern des Islam, den Ländern persischer und arabischer Zunge hätte.

Indessen ist Kpz. in der umgekehrten Lage wie die europäischen Historiker, gegen die er polemisiert, da ihm seinerseits die byzantinischen Quellen nicht unmittelbar zugänglich sind. In Wirklichkeit besteht doch ein charakteristischer Unterschied zwischen den osmanischen staatlichen Institutionen und denen in den übrigen islamischen Ländern. Ich möchte hier als Beispiel auf das osmanische Urkundenwesen hinweisen, das von Kpz. — leider nur sehr kurz — S. 261ff. behandelt ist. Wir sind hier in der eigentümlichen Lage, daß uns zwar das osmanische Urkundenwesen durch zahlreiche Publikationen und Bearbeitungen von Originalurkunden hinlänglich bekannt ist, daß aber über das der übrigen islamischen Länder nur sehr spärliche Publikationen vorliegen, was in erster Linie von der relativen Seltenheit von Original-

1) Als das einzige, sicher aus dem byzantinischen Milieu herzuleitende Element erscheinen fast nur die Worte alai und efendi (S. 277). Als älteste Belege für das Vorkommen dieses letzteren Wortes führt Kpz. an Ibn Baṭṭūṭa und Eflākī, also Quellen des 14. Jhdts D. In der letzten Zeit sind einige noch ältere Belege zutage gekommen; ich nenne: 1. Efendi als Titel des Vorstehers des Achibundes in Angora, Achi Ḥusāmeddīn (st. 695 H./1296 D.; vgl. meinen Achiaufsatz in Islamica IV, 1929, S. 37, sowie P. Wittek in der Festschrift Georg Jacob, Leipzig 1932, S. 351, Anm. 4); 2. in einem Ġazel von Ġelāleddīn Rūmī in seinem Dīwān-i Šems-i Tebrīz, veröffentlicht von Denison Ross in Actes du XVIIIe Congrès des Orientalistes Leiden 1931, Leiden 1932, S. 94.

urkunden von daher, im Gegensatze zu der Fülle der vorhandenen osmanischen Urkunden, herrührt. Immerhin liegt ausreichendes Vergleichsmaterial vor, und der Mangel an Originalurkunden wird hier durch die bekannten großen Inšā'werke ersetzt, namentlich der aus dem Mamlukenreiche, durch die wir wenigstens das mamlukische Kanzleiwesen gut kennen. Es zeigt sich nun bei der Vergleichung ägyptischer und osmanischer Urkunden ein grundsätzlicher Unterschied im Aufbau: während die ersteren ganz nach dem Schema der üblichen arabischen Stilistik komponiert sind, wie sie sich im Mittelalter ausgebildet hat, und wie sie sich auch in den Anfängen der Bücher darstellt (beginnend mit der Hamdala, diverse Lob- und Segenspreisungen; dann durch *ammā ba'du* oder *wa-ba'du* auf das Thema übergehend), sind die osmanischen Urkunden ganz anders komponiert. Es ist längst mit ausreichender Evidenz dargetan, daß diese letzteren ihre Parallelen nicht im Orient, sondern in den abendländischen Urkunden haben, die wiederum im Aufbau im wesentlichen mit den byzantinischen übereinstimmen. Diese Übereinstimmung im Aufbau ist so in das Bewußtsein der wissenschaftlichen Bearbeiter osmanischer Urkunden eingegangen, daß man sich daran gewöhnt hat, die in der europäischen Urkundenlehre üblichen Bezeichnungen, wie invocatio, inscriptio, intitulatio usw., auch auf die entsprechenden Bestandteile der osmanischen Urkunden anzuwenden. Ja, es ist neuerdings sogar die Auffassung aufgetaucht, daß die osmanische Tuġrā ihrer Form nach auf byzantinische Vorbilder zurückgehe, — was natürlich die Herkunft der Tuġrā an sich, die nach Osten weist, in keiner Weise tangiert. Doch dies sind erst Beobachtungen, die sich den Bearbeitern osmanischer Urkunden quasi von selbst aufgedrängt haben; eine eingehende Untersuchung der osmanischen Urkunde auf ihre Beziehung zu der abendländischen liegt noch nicht vor. Vor allem ist zur Aufklärung des genetischen Zusammenhanges noch alles zu tun; bisher sind darüber nur Vermutungen geäußert worden.

Ähnlich wie beim Urkundenwesen liegt die Sache nun auch bei den übrigen staatlichen Institutionen des osmanischen Reiches. Die Beobachtungen der alten Reisenden, die mit historischen Kenntnissen die Verhältnisse im Osmanenreiche beobachteten, sind gewiß nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen; indessen, es sind eben auch weiter nichts als Beobachtungen, die sich gewissermaßen von selbst aufgedrängt haben, und als solche nicht dazu geeignet, um etwa eine These von der Abhängigkeit der osmanischen Staatsinstitutionen von Byzanz darauf aufzubauen, wie es Rambaud und die ihm folgenden europäischen Historiker getan haben. Erst eine in umfassender Weise orientalisches wie byzantinisches und abendländisches Material herbeiziehende Untersuchung, wie sie bisher für keine der osmanischen Staatsinstitutionen vorliegt, kann hier das entscheidende Wort sprechen. Die Verhältnisse liegen jetzt viel günstiger als zu Rambaud's Zeiten, denn seither hat die junge Disziplin der Osmanistik, von seiten europäischer wie von Seiten türkischer Forscher, viel wichtiges Material zutage gefördert und manche wichtige Vorarbeit geleistet, so daß die Rambaud'sche Auffassung in dieser Form längst als veraltet zu betrachten ist.

Es ist nun das Verdienst Kpz.s, das Problem energisch in Angriff genommen zu haben. Indem er es von der orientalischen Seite her beleuchtet, hat Kpz. zunächst die negative Seite des Problems behandelt und mit Evidenz dargetan, daß es sich so, wie Rambaud es sich vorstellte, nicht verhält. Er hat durch dieses Einreißen nicht mehr zu haltender Vorstellungen eine Plattform geschaffen, auf der nun das Problem von neuem, und zwar nach seiner positiven Seite hin, in Angriff genommen werden kann; d. h. auf der die Frage nach dem Wie und Was der Synthese orientalischen und byzantinischen Wesens, die das Osmanentum darstellt, von neuem gestellt und an ihrer Lösung gearbeitet werden kann.

Diese positive Seite des Problems hat Kpz. in seiner Arbeit nicht eingehender behandelt; er beschränkt sich hier mehr auf allgemeinere historische Betrachtungen in dem letzten Kap. seiner Abhandlung (S. 285ff.). Diese münden aus in die These, daß auf das osmanische Reich selbst kein grundlegender byzantinischer Einfluß wahrzunehmen sei, weder vor, noch nach der Eroberung von Konstantinopel, — daß aber wohl in den ersten Jahrhunderten nach der Besitzergreifung Anatoliens durch die Türken diese unter bestimmendem byzantinischen Einfluß gestanden hätten. So beachtenswert diese Ausführungen Kpz.s sind, so scheint mir diese seine Formulierung doch der weltgeschichtlichen Stellung des Osmanentumes nicht gerecht zu werden. Daß unter einem Manne wie Mehmed II., der starke humanistische Interessen hatte und sich der kulturellen Größe des politischen Erbes, das er angetreten hatte, voll bewußt war, dieses Erbe sich nicht in den Neueinrichtungen des neuen Staates geltend gemacht haben sollte, ist schwer vorstellbar. Doch auch hier ist zu dem kritischen Verständnis der Entwicklung, in der Mehmed II. steht, noch alles zu tun.

Auf jeden Fall sind Kpz.s Ausführungen sehr anregend und werden für die Weiterbehandlung des Problemes sich als von grundlegender Bedeutung erweisen; möge dieses Problem nun auch bald seine Weiterbearbeiter finden.

Der wertvollen Abhandlung Kpz.s ist eine Bibliographie, ein Sachindex in lateinischer und einer in arabischer Schrift, sowie ein allgemeines Inhaltsverzeichnis beigegeben, so daß alles getan ist, um denen, die die Arbeit lesen können, die Benutzung zu erleichtern.

Mit dieser neuen Zeitschrift hat die junge türkische Wissenschaft ihren Willen kundgetan, auch unter den veränderten Verhältnissen, die sich durch die übereilte Einführung der Lateinschrift ergeben haben, auf breiterer Basis die hoffnungsvollen Ansätze, die sie in den letzten Jahren vor Abschaffung der arabischen Schrift für das Türkische genommen hat, weiterzuentwickeln. Möge es ihr vergönnt sein, auf dem eingeschlagenen neuen Wege weiter fortzuschreiten.

Bei dem Erscheinen einer neuen wissenschaftlichen Zeitschrift in einer Sprache von geringer Verbreitung außerhalb ihres engeren Gebietes, wie sie die türkische Sprache ist, ist es wohl angebracht, im Namen der Gesamtwissenschaft einige Wünsche vorzubringen, die auch im Interesse dieser Zeitschrift selbst liegen. Der erste derselben betrifft die Sprache selbst. In der Nachkriegszeit ist es immer mehr aufgekommen, auch wissenschaftliche Abhandlungen in der Muttersprache des Verf.s zu veröffentlichen, selbst wenn diese keine der großen Weltsprachen ist, deren Kenntnis man bei jedem Gelehrten wenigstens bis zu einem gewissen Grade voraussetzen kann; es ist dies ein die Verständigung der Fachgelehrten untereinander nicht gerade fördernder, aber ein im Zuge der Zeit liegender Usus, mit dem einfach gerechnet werden

muß. Als Korrektiv dazu hat sich aber gleichzeitig der Usus herausgebildet, solchen Abhandlungen, wenn sie das Gebiet der jeweiligen nationalen Wissenschaft überschreiten, ein Résumé in einer der allgemeiner bekannten Sprachen beizufügen. Dasselbe würde sich auch für derartige Abhandlungen in türkischer Sprache empfehlen, die nicht rein türkisch-philologischen und rein türkei-historischen Inhalts sind; so würden vor allem die beiden Arbeiten von Ahmet Zeki Validî und Köprülüzade ihren Zweck besser erfüllen, wenn ihnen je ein Résumé beigegeben wäre.

Der zweite auszusprechende Wunsch, den man der neuen Zeitschrift mit auf den Weg geben möchte, betrifft die Schreibung fremdsprachiger Elemente, die Wiedergabe europäischer Namen und Wörter. In diesem Punkte ist das vorliegende Heft noch nicht ganz frei von den bekannten Kinderkrankheiten der neuen türkischen Orthographie. Daß man aus europäischen Sprachen, vor allem aus dem Französischen ins Türkische übernommene Worte nicht in der Originalorthographie, sondern quasiphonetisch in der neuen türkischen Orthographie wiedergibt, daß man also not, nicht note, und rol, nicht rôle usw. schreibt, dagegen ist nichts zu sagen; das entspricht dem Usus in jeder anderen europäischen Sprache auch (vgl. unser Büro anst. Bureau). Nicht zu billigen ist es aber, wenn fremde europäische Eigennamen verstümmelt werden; so liest man z. B. auf S. 150 zweimal Katrmer, einmal richtig Quatremère. Dabei kommen dann u. U. unmögliche Namensformen heraus, wie Ragüza für Ragusa (in dem aus dem Deutschen übersetzten Aufsatz von Truhelka S. 43 ff.)! In arabischer Schrift war es nicht anders möglich, als europäische Namen schlecht und recht nach ihrer vermeintlichen Aussprache wiederzugeben: europäische Namen waren ja auch in arabischer Schrift schwer genug wiederzuerkennen! Seitdem das Türkische aber in Lateinschrift geschrieben wird, liegt die Sache anders, und die türkischen Gelehrten werden gut tun, sich auch in der Wiedergabe europäischer Namen in wissenschaftlichen Arbeiten an die Gepflogenheiten der europäischen Gelehrten zu halten, d. h. diese in der Originalorthographie wiederzugeben. Die führenden Gelehrten scheinen übrigens diesen Grundsatz bereits angenommen zu haben; wenigstens ist er in der großen Arbeit von Köprülüzade durchgeführt.

Das gleiche wie für europäische Eigennamen gilt auch für sonstige Wörter aus europäischen Sprachen, die als solche angeführt werden (also z. B. in Textzitaten). In dem genannten Aufsatz von Truhelka sind die zahlreich darin vorkommenden kroatischen Zitate in einer gemischten Orthographie wiedergegeben, in der Weise, daß zwar im großen und ganzen die Originalorthographie gewahrt ist, aber für einige spezifisch kroatischen Lautbezeichnungen die vermeintlich gleichwertigen der türkischen Orthographie eingesetzt werden (so für kroatisch *š, č, ć* die Buchstaben *ş, ç, c*; besonders die letztere Entsprechung *ć*—c ist völlig irreführend!). So ist z. B. S. 47 der Ausdruck *dobri Bošnjani* in der Form dobri Boşnjani wiedergegeben (wollte man die türkische Orthographie durchführen, so hätte man konsequenterweise das letztere Wort Boşnyani wiedergeben müssen). Ich will zugeben, daß der Mangel an richtigen Typen zu diesem Ausweg greifen ließ; indessen ist zu empfehlen, künftig von solchen Wiedergaben europäischer Elemente abzusehen.

Für einen Nichtfranzosen störend wirkt ferner die Wiedergabe antiker und byzantinischer Namen und Ausdrücke nach der sehr abgeschliffenen französischen Aussprache, die für den Nichtfranzosen nur in französischem Kontext erträglich ist, sonst aber als gräßlicher Barbarismus wirkt. Auch hier stellt die Arbeit von Kpz. insofern einen Fortschritt dar, als sie einmal derartige Ausdrücke in französischer Originalorthographie bietet und sie ferner durch den Druck als Fremdelemente aus dem Kontext heraushebt. Dennoch wirkt es sonderbar, wenn man in einem türkischen Aufsatz byzantinische Ausdrücke in französischem Gewande auftretend findet (wie *grandlogothète* usw.); noch sonderbarer, wenn sogar die französisch-lateinische Mischung der französischen Vorlage beibehalten ist (wie *domestique des scholae* S. 166 und 191 für *domesticus scholarum*). Auch hier würde es sich für die türkischen Gelehrten empfehlen, in wissenschaftlichen Werken der Gepflogenheit der europäischen Gelehrten zu folgen und die griechische oder lateinische Originalform zu übernehmen, bzw. bei griechischen Namen und Wörtern diese in die lateinische Schrift zu transliterieren (wie es z. B. bei *stratiôtai* und *basileus* S. 167 geschehen ist, wo die Vorlage bereits so verfahren ist). Die Abkürzung antiker Namen und Ausdrücke nach der jeweiligen Sprache ist Sache jeder einzelnen Sprache für sich, kann aber nicht von einer auf die andere übertragen werden.

In all diesen Dingen muß sich im türkischen wissenschaftlichen Schrifttum noch ein den europäischen Gepflogenheiten besser angepaßter Usus herausbilden, zu dem, wie gesagt, die Arbeit von Kpz. schon anerkennenswerte Ansätze zeigt.

Besprechungen.

Allgemeines.

Wilcken, Ulrich, u. Werner **Jaeger: Eduard Meyer zum Gedächtnis.** Zwei Reden. Stuttgart: J. G. Cotta 1931. (30 S.) gr. 8°. RM 1.20. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Am 7. Dezember 1930 fand zum Gedächtnis Eduard Meyers in der neuen Aula der Berliner Universität eine Feier statt, bei der die beiden hier abgedruckten Reden gehalten sind.

W. Jägers Rede gibt ein feines Bild des Menschen und Gelehrten in der gebotenen Beschränkung, das man im ganzen für durchaus zutreffend halten muß. Nicht in allem; so wird man feststellen müssen, daß Ed. Meyer doch mehr Humanist war, als hier angenommen wird. Das zeigt sein Abschnitt über Sophokles im 4. Bande der Geschichte des Altertums, dessen Schilderung von der der früheren klassischen Philologie weit weniger abweicht als das Bild, das Wilamowitz von Sophokles entworfen hat. Homer konnte Meyer nicht ganz gerecht werden, da er sich zeitlebens dagegen sperrte, das A der Ilias für jung anzuerkennen. Sehr fein betont J., was Meyer für die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft bedeutete. Vielleicht hätte auch hier gesagt werden können, was wir bei der Feier des 75. Geburtstages hörten, daß nicht zuletzt durch Ed. Meyers Wirken das Ansehen der Deutschen Wissenschaft nach dem Kriege nicht gesunken, sondern gestiegen war. Die Teilnehmer an jener Feier werden die ausdrückliche Zustimmung des greisen Wilamowitz noch in Erinnerung haben.

Mit Wilckens Rede kann man sich nicht restlos befreunden. Man würde nichts dazu sagen, wenn sie bei irgend einer Gelegenheit gehalten wäre. Aber an dieser Stelle, von Meyers langjährigem Freunde und späterem Nachfolger, erwartete man mehr als die Aufzählung der meisten Werke und gelegentliche

Auszüge aus den Vorreden. Die wertvollsten Dokumente für sein Leben, seine akademische Antrittsrede und der Bericht, den er den Teilnehmern seines 70. Geburtstages zugehen ließ, sind keineswegs restlos ausgenutzt. Direkt unverständlich ist mir, daß die große Arbeit über Thukydides, sein persönlichstes Werk, wo er aussprach, daß der Historiker auch ein Künstler sein müsse, nicht erwähnt ist. Für den, der an Wilckens Rede nicht solche hohen Ansprüche stellt, mag sie als ein gutes Bild des Lebensganges des großen Gelehrten gelten.

Im Anschluß an das Vorstehende sei noch der Nachruf Walter Ottos in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erwähnt (Band 85, lff.). Auch er hebt das Autodidaktentum Ed. Meyers hervor. Im übrigen wird der Leser dort manches anders finden als hier. Man fragt sich, ob soviel Kritik in einem Nekrolog nötig war, zumal gar manche von Ottos Ausstellungen nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Wenn Otto sagt, daß M. letzten Endes nicht vermocht hätte, sich in künstlerische Fragen einzufühlen, so sei daran erinnert, daß Meyer schon im dritten Bande seiner Geschichte mit aller Entschiedenheit für Julius Langes Arbeit über die ältere griechische Kunst eintrat, ein Buch, das sein Altersgenosse Puchstein achselzuckend als widerlegt ablehnte und das viele seiner archäologischen Kollegen überhaupt nicht erwähnten. Auch sei der schöne Abschnitt über das Wesen der ägyptischen Kunst hervorgehoben, den er noch neuerdings in die Darstellung der Zeit Amenophis III eingelegt hat. Bei der Beurteilung seines Chetiterbuches sei daran erinnert, daß die einheimischen Quellen Boghazköis noch nicht erschlossen waren, und daß es leicht ist, das Buch vom Standpunkt unserer heutigen Kenntnis zu kritisieren. Vorbehalte hat Meyer hierin genug gemacht. Man denke daran, daß Poulsen in seinem ein Jahr zuvor erschienenen Buche über den Orient und die frühgriechische Kunst kleinasiatische (bisher chetitisch genannte) und syrisch-phönizische Kunst einfach durcheinanderwarf, und man wird Meyers Buch, das heute noch nicht ersetzt ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß Ed. Meyer mit den Assyriologen nicht die wünschenswerte Fühlung hatte, ist freilich richtig, aber es wäre gerecht gewesen, zu sagen, daß die Schuld mindestens zum großen Teil an den Assyriologen lag. Ich habe in meiner Besprechung von Bolls Buch über die antike Astrologie darauf hinweisen müssen. Daß die deutsche Samarra-Expedition nicht auf das erwünschte Gelände stieß, dürfte wohl nicht an einer falschen Theorie Meyers, sondern an der falschen Kartenaufnahme Herzfelds liegen.

Propyläen-Weltgeschichte, hrsg. von Walter Goetz. Der Werdegang der Menschheit in Gesellschaft und Staat, Wirtschaft und Geistesleben. I. Bd.: **Das Erwachen der Menschheit.** Die Kulturen der Urzeit, Ostasiens und des vorderen Orients. Bearb. von H. Freyer, F. Hertz, W. Vogel, F. Weidenreich, F. Behn, F. E. A. Krause, G. Steindorff, R. Kittel. Berlin: Propyläen-Verlag 1931. (XXVIII, 626 S. m. zahlr. Abb., 32 Taf. u. Ktn.) 4°. RM 30 —; Lw. 34 —; Hldr. 38 —. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

An Stelle der vor dem Kriege herausgegebenen Weltgeschichte des Verlages Ullstein tritt diese neue, deren erster Band hier zur Besprechung vorliegt. Vorweg sei bemerkt: Glänzend ausgeführt ist die Illustration. Eine ganze Reihe von Textabbildungen und viele meisterhaft ausgeführte farbige und schwarze Tafeln zieren den Band.

Zumeist erwartete man wohl den Abschnitt über Ostasien. Es ist keine Frage, daß der Verf., Prof. F. E. A. Krause, zu den wenigen Berufenen in Deutschland gehörte. Es steht mir nicht zu, an seinem Text Kritik zu üben, doch sei gesagt, er bietet nicht das, was man gerade von Krause nach seinem schönen Aufsatz in der Historischen Zeitschrift Bd. 131, S. 197—240 erwarten sollte. Was Krause bietet, ist fast ausschließlich politische Geschichte, kaum mit ein paar Sätzen wird solcher Persönlichkeiten wie Konfucius und Laotse gedacht. Die Arbeit wendet sich nicht an Fachleute, sondern an den weiteren Kreis der Gebildeten, da müßte man doch erwarten, daß das, was uns heute an der chinesischen Kultur vor allen Dingen interessiert, ausführlicher zu Worte kommt, zumal Krause in dem genannten Aufsatz bewiesen hat, daß er sehr wohl das eigentliche Wesen der chinesischen Kultur einem größeren Leserkreise klar zu machen versteht.

Die genannte Einschränkung gilt nicht für den Absatz über Vorgeschichte, den Fr. Behn vom Frankfurter Zentralmuseum geschrieben hat. Nach meinem Dafürhalten ist dieser Teil des Buches am besten gelungen. Die heutige Lage der Vorgeschichte bringt es mit sich, daß wir hier in sehr vielen Fragen noch nicht klar sehen und wohl auf lange hinaus noch nicht klar sehen werden. Ein Beispiel: man vergleiche die Darstellung der indogermanischen Frage hier und etwa bei Schuchhardt in seiner Deutschen Vorgeschichte. Schuchhardt denkt an die Schnurkeramiker, Behn an die Bandkeramiker. Wer die Entwicklung dieser Frage in den letzten Jahrzehnten mit durchlebt hat — ich nenne nur die Namen Müllenhoff, Lindenschmitt, Kretschmer, Kossinna, Ed. Meyer — könnte fast die Hoffnung aufgeben, daß wir hier zu einer brauchbaren Lösung kommen. Genauere Betrachtung lehrt freilich, daß sich der Kreis der Möglichkeiten mehr und mehr einschränkt, so daß man trotz alledem in absehbarer Zeit mit einem annehmbaren Resultat rechnen kann.

Der schwerste Fehler des Buches ist, daß Indien gänzlich fehlt, zumal in der Einleitung, die Götz geschrieben hat, ausdrücklich mit der indischen als einer der ältesten Menschheitskulturen gerechnet wird. So kommt die Ungereimtheit heraus, daß die Einführung des Buddhismus in China bei Krause besprochen wird, wir aber nicht erfahren, was der Buddhismus eigentlich ist.

Es folgen die Abschnitte Ägypten und Vorderasien. Ägypten ist von G. Steindorff behandelt. Der Leser erhält, was er von Steindorff erwarten konnte: eine gute Darstellung der ägyptischen Geschichte und Kultur, die durchaus dem heutigen Stand der Forschung entspricht. Aber — das muß hier gesagt werden — leider auch nicht mehr. Der Stand der Ägyptologie ist heute noch lange nicht so, daß ein Darsteller auf seine eigene Meinung verzichten kann. Es gibt noch übergenug schwierige Fragen, wo schlechterdings keine Einheit erzielt ist. Und hier vermissen wir eine Darlegung eines selbständigen Standpunktes. Wir würden ohne weiteres in den Kauf nehmen, daß nicht überall abschließende Resultate geboten werden können.

So habe ich in Steindorffs Beitrag nur eine Stelle gefunden, die mir neu war. Es handelt sich um die Zeit nach dem Tode Amenophis IV. In der jetzt sattsam bekannten Nofretete sieht Steindorff eine

geistige Nachfolgerin der Hatschepsowet, die ihre Schwiegersöhne Semenchkare und Tutanchaton (später Tutanchamun) nicht aufkommen lassen wollte und deshalb nach Chatti schrieb und um einen Chetiterprinzen als Ehegemahl bat (S. 360). Er nennt den Brief an den Chetiterkönig ein unerhörtes Vorgehen. Das war es gewiß unter der Voraussetzung, daß Nofretete eine Ägypterin war. Aber war sie das? Daß sie einen ägyptischen Namen hat, beweist nichts (wie auch Schäfer in seinem neuen Buche über Tell Amarna ausführt). Fremde Prinzessinnen, die Pharaonen heirateten, erhielten stets einen ägyptischen Namen. Aber ist Nofretete nicht etwa mit der Mitanniprinzessin Taduchipa identisch? Nach der Korrespondenz von Tell Amarna war sie zuerst Amenophis III. zugedacht und hat später Amenophis IV. geheiratet. Man braucht da nicht eine Übertragung der Frau auf den Sohn anzunehmen, wie bei Herakles-Hyllos in den Trachinierinnen. Der Vorgang läßt sich auch anders erklären. In der Korrespondenz zwischen Mitanni und Ägypten (Knudtzon Nr. 27, 28, 29) begrüßt der Mitannikönig regelmäßig zuerst den Pharao, dessen Mutter Teje und seine Tochter Taduchipa. War die letztere nur eine Nebengemahlin, so wäre es schlechterdings unerklärlich, daß ein Gruß an die Haupt-Königin fortgelassen ist. Die diplomatische Höflichkeit war damals nicht anders als nachher, wir müssen sie eher in noch höherem Grade annehmen als in der Neuzeit. Dann bleibt nur die Erklärung, daß Taduchipa und Nofretete dieselbe Person ist. Und dann wird es vollkommen verständlich, daß die einsame Fremde auf dem ägyptischen Königsthron sich an das Ausland wandte.

Auf Ägypten folgt Vorderasien. Es mag auffallen, daß dieser Abschnitt nicht einem Assyriologen, sondern einem Alttestamentler, dem verstorbenen Rudolf Kittel, zugewiesen wurde. Kittel hatte aber die Fortschritte der Assyriologie stets mit dem regsten Interesse verfolgt, wie seine Neuauflagen des zweiten Bandes seiner Geschichte der Hebräer zeigen. Selbstverständlich werden die engeren Fachleute eine ganze Reihe von Verstößen im einzelnen feststellen können. Das erscheint aber unerheblich gegenüber außerordentlichen Vorzügen. So der erste Abschnitt über Altbabylonien. Da ist zum erstenmal mit Erfolg der Versuch gemacht, das Wesen des altbabylonischen Staates und seiner Kultur herauszuarbeiten. Mit dem Wirrsal der einzelnen Stadtstaaten, die fortwährend miteinander in Fehde liegen, bleibt der Leser verschont, dagegen sehen wir, wie aus dem Kampf zwischen sumerischer und semitischer Eigenart allmählich das eigentlich babylonische in Recht, Kunst, Literatur, Religion herauswächst. Natürlich wünschte man oft mehr, das wird wohl noch auf Jahrzehnte hinaus, wenn nicht länger, so sein; so dürfte sich bereits jetzt durch Vergleich mit den ägyptischen Verhältnissen die großartige Entwicklung des babylonischen Rechts- und Wirtschaftslebens besser erkennen lassen. Nur gegen eins möchte ich Einspruch erheben: Gegenüber der Kunst Naramsins wird die Kunst der Gudeatatuen, wenn auch mit Einschränkungen, als Fortschritt bezeichnet. Die schöne Wiedergabe der Paiser Naramsinstele erweist das Gegenteil. Das ist und bleibt eines der großartigsten Kunstwerke aller Zeiten, dem sich in Babylonien höchstens die Tierbilder Assurbanipals an die Seite stellen lassen. Der Kopf Naramsins ist leider am Original zu zerstört, als daß man Genaueres sagen könnte, sonst würde wohl auch er den Vergleich mit den angeblich so geistvollen Gudeaköpfen aushalten. Die geradezu stümperhafte Wiedergabe der Proportionen schreckt immer wieder ab.

Weiter ist an Kittels Arbeit hervorzuheben, daß er niemals den weltgeschichtlichen Zusammenhang aus dem Auge verliert, niemals bloße Spezialgeschichte eines Landes schreibt. Am meisten ist mir die Darstellung der Feldzüge des Saiten Necho aufgefallen. Sie werden hingestellt als ein Versuch Ägyptens, Assuruballit, den letzten Vertreter des Assyrertums, zu stützen. Der unglückliche Versuch des Judäers Josia hat die Hilfe, die sonst vielleicht noch rechtzeitig gekommen wäre, unmöglich gemacht. Damit hat Kittel gewiß das Richtige getroffen.

Um so auffallender ist, daß Kittels eigentliches Arbeitsgebiet, Alt-Israel, sehr zurücktritt. Das liegt wohl daran, daß Kittels bekannter Standpunkt (gegen die Wellhausensche Schule) die Schilderung einer organischen Entwicklung des israelitischen Profetismus, auf den es in der Hauptsache ankam, unmöglich machte. Es muß betont werden, wie sehr auch er Wellhausen Konzessionen gemacht hat. Auffallend ist, daß die Auffindung des Deuteronomiums gar nicht erwähnt wird, obwohl bei Besprechung Ezechiels und seiner Nachfolger von Leuten die Rede ist, die am Deuteronomium geschult waren (552).

An einem Abschnitt hat sich auch Kittel, ebenso wie seine Vorgänger, vergeblich versucht: der Schilderung des assyrischen Großreichs. Trotz aller Versuche, eine organische Entwicklung hervortreten zu lassen, kommt er über ein ewiges Hin und Her von Eintagserfolgen, die sofort wieder jeden Wert verlieren, nicht hinaus. Es bleibt dabei: so lange wir nicht wesentlich neues Material erhalten, bleibt die Schilderung des assyrischen Großreiches eine der langweiligsten Partieen der ganzen Weltgeschichte (soweit sie uns genauer bekannt ist). Und sieht man sich die Kunstwerke aus Ninive an oder die Bibliothek Assurbanipals, der nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen ist, so kann man doch nicht glauben, daß diese Zeit für die Menschheit nichts geleistet hat.

Den Schluß macht die Schilderung des Perserreiches, die bis zu den Anfängen des Hellenismus durchgeführt wird. Ob Kittel mit der späten Ansetzung Zarathustras (gegen die Ed. Meyer sich s. Z. mit aller Energie gewandt hat) Anerkennung finden wird, bleibt abzuwarten.

Jedenfalls ist Kittels Leistung ein Werk, das die Achtung und Beachtung nicht nur der Fachgenossen verdient.

Iaranoff, D.: La Macédoine économique. Sofia: Imprimerie P. Glouchcoff 1931. (III, 211 S., 1 Kte.) gr. 8°. = Institut scientifique macédonien. 100 Leva. Bespr. von I. Steinschneider, Berlin.

„Um ein Anrecht auf eine selbständige politische Existenz zu haben, muß ein Land eine geographische und wirtschaftliche Einheit darstellen. Mazedonien entspricht dieser Bedingung. Die im J. 1913 gezogenen Grenzen sind widernatürlich und verderblich." Dies ungefähr sind die Leitsätze, in die das Buch Iaranoffs mündet; aus ihnen ergibt sich die Forderung eines unabhängigen mazedonischen Staates. Der Verfasser geht stillschweigend darüber hinweg, daß die Aufteilung Mazedoniens in dem Augenblick unvermeidlich geworden war, als Bulgarien, Griechenland und Serbien sich 1912 zur Befreiung ihrer Brüder von der Türkenherrschaft verbanden. Als Bulgare, der Mazedonien als ein, bis auf den hellenischen Küstenstrich, in seinem ethnischen Kern reinbulgarisches Land ansieht — eine serbischerseits hartnäckig bestrittene These — kann er es nicht verwinden, daß Bulgarien infolge des zweiten Balkan- und des Weltkrieges bei der

Aufteilung zu kurz gekommen ist. Das läßt den Rückschauenden sogar an die Türkenzeit, wo noch alle Möglichkeiten offen standen, mit Wehmut zurückdenken. Darum sieht er die gegenwärtigen Verhältnisse noch schwärzer als sie sind ...

Gewiß, die Grenzziehung von 1913 und 1919 hat vielfach ins lebendige Fleisch geschnitten. Unter der Türkenherrschaft bildete Mazedonien immerhin so etwas wie eine wirtschaftliche Einheit mit Saloniki als natürlichem Mittelpunkt. Jetzt aber wurden jahrhundertalte Zusammenhänge zerrissen, manche Stadt, wie Monastir und Doiran, verlor ihr Hinterland. Die Hirtennomaden, gewohnt, mit ihren Schafen und Pferden im Frühling in die Berge und im Herbst talwärts, bis in die Ebenen der Aegäis, zu wandern, sahen sich in ihrer Freizügigkeit beschränkt. Das war ein harter Schlag für die Viehzucht. — Aber der Verfasser begnügt sich nicht damit, den schädlichen Einfluß der neuen Grenzen hervorzuheben, er will auch die Vernachlässigung der mazedonischen Gebiete durch die Staaten, denen sie angehören, nachweisen, von denen Griechenland und Südslawien den Löwenanteil haben. Hierbei bedient er sich zuweilen ungeeigneter Maßstäbe, z. B. wenn er den hohen Prozentsatz der Analphabeten in dem unter südslawischer Herrschaft stehenden Mazedonien nicht etwa mit dem Gesamtdurchschnitt des übrigen Südslawiens oder der Mazedonien nähergelegenen Provinzen, sondern just mit dem alten Kulturland Slovenien vergleicht. Es stimmt auch nicht, wenn er behauptet, daß für Bewässerung und Entwässerung so gut wie nichts geschieht.

Von solchen und ähnlichen Einwendungen abgesehen, bietet das Buch sehr interessantes Material. Man gewinnt ein übersichtliches Bild von der geographischen und wirtschaftlichen Struktur des dreigeteilten Landes mit seinem Reichtum an noch wenig erschlossenen Bodenschätzen und seiner natürlichen Fruchtbarkeit: Man denke an den mazedonischen Tabakbau, der 12% der gesamten europäischen Tabakernte liefert, an den Mohn, aus dem das beste Opium der Welt gewonnen wird. Auch in seiner Dreiteilung hat das Land unleugbar große Entwicklungsmöglichkeiten, was im Grunde genommen trotz aller Verklausulierung auch der Verfasser selbst zugibt.

Rostowzew, M.: Skythien und der Bosporus. Bd. I: Kritische Übersicht der schriftlichen und archäologischen Quellen. Allein berechtigte Übers. a. d. Russischen neu bearb. f. Deutschland und mit neuem Kartenmaterial versehen. Berlin: Hans Schoetz & Co. 1931. (XI, 651 S.) 4°. RM 80 —. Bespr. von E. Bickermann, Berlin.

Rostowzew, als Historiker wie als Archäologe gleich hervorragend ist, durch diese seltene Verbindung wie kein zweiter befähigt, ein wirklich historisches Bild des antiken Südrußlands zu entwerfen, zu dessen Herstellung der Forscher vor allem auf Deutung stummer archäologischer Funde angewiesen ist. Der vorliegende erste Band legt als Grundlage der kommenden zusammenfassenden Darstellung den Überlieferungsbestand klar.

Der erste Teil, eine Übersicht der literarischen Quellen, ist als eine Geschichte der antiken Tradition über die Völker und Länder Südrußlands gefaßt. Seine Hauptergebnisse sind in aller Kürze wie folgt wiederzugeben. Die für die gesamte Folgezeit maßgebende Vorstellung von Südrußland war durch die ionische Geographie gegeben, welche sich die Fülle der Beobachtungen zunutze gemacht hat, die das gewaltige Skythenreich jener Zeit (VI.—V. Jhdt.) bei den Griechen hervorrief. Mit dem Niedergang der skythischen Macht verschwand das praktische und somit auch das wissenschaftliche Interesse für die Völker Südrußlands. Dadurch war es Ephoros möglich, die Skythen zum Muster der glücklichen, nur dem Naturgesetz folgenden Barbaren zu erheben. Dieses Bild, das, wie ich hinzufügen möchte, durchaus dem der kulturfrei-glücklichen Indianer in der philosophischen Literatur des XVIII. Jhdt. entspricht, beherrscht fortan die antike Tradition; ihm ist der konventionelle Skythe der römischen Poesie usw. entnommen. Seit dem IV. Jhdt. v. Chr. waren für die Griechen vielmehr die griechischen Küstenkolonien am nördlichen Gestade des Pontos praktisch bedeutsam und danach auch theoretisch interessant, vor allem die Städte des bosporanischen Reiches. Auf diese Weise enthält z. B. Ps. Skymnos (II. Jhdt. v. Chr.) neues Material über den Bosporos sowie über den Küstenstrich zwischen Donau und Dnjepr, während er für das Gebiet zwischen Dnjepr und Don einfach die Angaben des Ephoros wiedergibt. In derselben Weise änderten und ergänzten spätere Beobachtungen, z. B. die der römischen Okkupationsabteilungen in der Krim, welche bei Ptolemaios vorliegen, in zahlreichen Einzelpunkten die ältere Tradition, ohne daß es aber zur Schaffung eines einheitlichen neuen Bildes gekommen wäre: das Neue und das Alte stehen vielmehr unvermittelt nebeneinander; Ammianus Marcellinus z. B. beschreibt um 375 die neuerschienenen Hunnen nach neuen und frischen Quellen, gibt aber zugleich die Verteilung der Stämme in Südrußland z. T. nach dem 900 Jahre vor ihm schreibenden Hekataios. Auf diese Ergebnisse einzugehen wäre nur im Rahmen einer Arbeit über die antiken ethnographischen Methoden möglich, die hier deplaziert wäre. Zu bedauern ist übrigens, daß R. die byzantinischen Quellen grundsätzlich unberücksichtigt gelassen hat.— In einem besonderen Kapitel bespricht R. die Inschriften. Da der II. Band Latyschevs „Inscriptiones orae septent. ponti Euxini" veraltet und die Neubearbeitung in absehbarer Zeit wohl nicht zu erwarten ist, hätte man bei R. gehofft, eine sachverständige Übersicht des epigraphischen Bestandes zu finden. Statt dessen gibt R. eher eine Geschichte der epigraphischen Funde mit besonderer Hervorhebung der bestehenden und sichtbaren Lücken der Forschung. Es wirkt einigermaßen befremdlich, im „die epigraphischen Texte" überschriebenen Kapitel vergeblich nach einer Erwähnung der Protogenes-Inschrift (W. Ditterberger, Sylloge³, 405) oder des wichtigen Vertrages zwischen Chersonesos und Pharnakos (Latyschev I², 402) usw. suchen zu müssen.

Es sei daher zur Ergänzung auf E. Ziebarths Bericht in Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der Altertumswissenschaft Bd. 189 (1921) verwiesen und aus den neuesten Veröffentlichungen auf den gerade für die Orientalisten interessanten Nachweis von magischen Texten aus Pantikapaion (Kertsch) durch E. Diehl (Acta Universit. Latviensis Filol-filosof. Fak. Serija I, 7, 1931, 391ff.).

Wertvoll sind dagegen leider zu knappe und zerstreute numismatische Bemerkungen. Sie stehen im zweiten, umfangreicheren (450 S.) Teil des Werkes, der den archäologischen Funden, den Nekropolen der griechischen Städte und den Grabhügeln („Kur-

gangräber") der Skythen unter Hineinziehung auch der skythischen Funde in Ungarn, Rumänien und Bulgarien gewidmet ist. Erst in diesem Teile, dessen Wert und Bedeutung nicht hoch genug zu schätzen ist, zeigt R. seine ganze Meisterschaft. Aus erstaunlicher Beherrschung des gesamten archäologischen Materials heraus[1], von China bis Britannien, bespricht er einen südrussischen Fund nach dem anderen, datiert ihn möglichst genau und beleuchtet ihn durch sonstige Funde, mag es sich dabei z. B. um einen zweirädrigen Wagen, für den R. chinesische Parallelen[2] zur Hand sind, oder über die La-Tène-Fibel handeln. Die Orientalisten seien besonders auf die zahlreichen Ausführungen über iranische Elemente hingewiesen. Reiche, aber leider keineswegs erschöpfende Indices (es fehlt z. B. eine wichtige Stelle über die Parther S. 97) ermöglichen die Auswertung des hier von R. mühevoll und selbstlos gesammelten und dargebotenen Wissensschatzes. Hoffentlich wird er uns nun bald nach dieser eingehenden Analyse auch die versprochene Synthese schenken[3]

Anderson, Andreas Runni: **Alexander's Gate, Gog and Magog, and the Inclosed Nations.** Cambridge, Mass.: The Mediaeval Academy of America 1932. (VIII, 117 S.) 4°. = Monographs of the Mediaeval Academy of America. No. 5. $ 3 —. Bespr. von R. Hartmann, Göttingen.

Das Buch setzt eine Studie des Verf. in den Transactions of the Amer. Philological Association 1928 fort, in der er den Nachweis zu erbringen suchte, daß man seit Beginn unserer Zeitrechnung die angeblich von Alexander durch ein Tor verschlossenen Kaspischen Tore im Paß von Dariel suchte, und daß Name und Legende erst nach 1000 auf den Paß von Derbend übertragen wurden. Anderson bringt hier nun den gesamten Stoff über die Legende von Alexanders Tor und den dadurch ausgeschlossenen Barbarenvölkern bis zum Ende des Mittelalters zusammen und sucht die fortschreitenden Änderungen der Lokalisierung und der Identifizierung der ausgeschlossenen Völker aus der geschichtlichen Entwicklung verständlich zu machen.

Mißlich ist natürlich, daß der Verf. eines Buches über eine so ausgesprochen orientalische Erzählung die orientalischen Quellen nur aus den Bearbeitungen durch abendländische Orientalisten kennt. Sie bedürften m. E. auch nach Nöldekes klassischer Studie wohl einer erneuten Untersuchung. Es ist aber anzuerkennen, daß Anderson sich der ihm so gesteckten Grenzen wohl bewußt zu sein scheint und dabei doch in gewissenhafter Nachprüfung der literarischen und anderen Zusammenhänge zu eigenem Urteil zu kommen bemüht ist. Das Schwergewicht des Buches liegt in der Prüfung der weiteren Entwicklung des Stoffes im christlichen Mittelalter. Durch die Sammlung des Materials und die vorsichtig zurückhaltenden Schlußfolgerungen daraus hat der Verf. sich ein wesentliches Verdienst erworben. Was in einem Monograph of the Mediaeval Academy ein Professor of Latin zu dem Thema beizutragen hat, hat Anderson zweifellos geleistet. Diese Einschränkung, daß es sich um einen Beitrag zur geistigen Geschichte in erster Linie des europäischen Mittelalters handelt, muß hier gemacht werden, weil sie im Titel des Buches selbst noch nicht zum Ausdruck kommt. Der Referent, dem als Orientalisten auf Grund eigener Beschäftigung mit gewissen Seiten des Stoffes eine etwas andere Fragestellung näher liegt, schätzt diesen Beitrag Andersons hoch ein, um so höher, als ihm von seinem Standpunkt aus manche — nicht unwesentliche — Seiten des Problems nie hätten zum Bewußtsein kommen können, die bei Anderson im Mittelpunkt des Interesses stehen (z. B. die Verknüpfung von Gog und Magog mit den „verlorenen Stämmen").

Zu der Frage, die Referent jüngst in der Jacob-Festschrift, S. 76ff. aufgeworfen hat, der Frage nach dem Verhältnis der Geschichte von Alexanders Tor zu den türkisch-mongolischen Urüberlieferungen, die denselben Stoff, von jenseits des Tores gesehen, zu bieten scheinen, nimmt Verf. naturgemäß nicht Stellung; doch hat Referent dem Buche mit besonderem Dank entnommen, daß die jüngsten, aus der mongolischen oder nachmongolischen Zeit stammenden Berichte gelegentlich Züge enthalten, die unmittelbar zu dem Kreise jener türkisch-mongolischen Sagen gehören (S. 84, 85, 90).

Giannini, Amedeo: **Le Costituzioni degli Stati del Vicino Oriente.** Afghānistān, Egitto, Ḥigiāz, Irāq, Libano e Siria, Palestina, Persia, Transgiordania, Turchia. Rom: Istituto per l'Oriente 1931. (470 S.) gr. 8°. = Pubblicazioni dell' Istituto per l'Oriente. Bespr. von Gotthard Jäschke, Berlin-Friedenau.

Das vorliegende Sammelwerk, das sich an eine entsprechende Arbeit über das Verfassungsrecht der osteuropäischen Staaten[1] anschließt, enthält fast ausnahmslos Abhandlungen, die der als Präsident des Istituto per l'Oriente bekannte Verf. in den letzten 10 Jah-

1) Hier vermißt man nur die Angaben über die Skythendarstellungen usw. außerhalb der südrussischen Funde. Vgl. z. B. R. Zahn, Die Darstellung der Barbaren, Diss. Heidelb. 1896, 71; Maximowa in Mitteil. d. Staatl. Akad. für Gesch. d. materiell. Kultur (russ.) I, 267 usw.

2) Über die Zusammenhänge zwischen China und Südrußland hat sich R. in der letzten Zeit mehrfach geäußert. Vgl. z. B. „Prähistor. Z." 1931, 48ff.; „Orient et Byzance" IV (1930), 338ff.

3) Eine Skizze gibt jetzt R. in Cambridge Ancient History VIII, 561ff. (The Bosporan kingdom).

1) A. Giannini, Le costituzioni degli Stati dell' Europa orientale, Rom 1930.

ren veröffentlicht hat. Auch die teils halbamtlichen französischen Texte, teils nach dem Original von Ettore Rossi und Michelangelo Guidi angefertigten Übersetzungen der Verfassungsurkunden von Afghanistan, Ägypten, Hedschas, Irak, Libanon und Syrien, Palästina, Persien, Transjordanien und der Türkei sind größtenteils im „Oriente Moderno" bereits erschienen. Mit Hilfe zahlreicher Anmerkungen hat der Verf. versucht, seine Darstellung auf den gegenwärtigen Stand zu bringen. Dies ist ihm freilich mangels Nachforschungen an zuständiger Stelle, z. B. bei den italienischen Konsulaten, nicht in allen Fällen gelungen. So ist ihm die palästinensische Verfassungsnovelle vom 4. Mai 1923[1] entgangen. Zwar hat er einige inzwischen publizierte Arbeiten wie „Die türkische Verfassung vom 20. April 1924" von Bolland-Pritsch[2] berücksichtigt, aber nicht die grundlegende Abhandlung von Erich Topf über „Die Staatenbildungen in den arabischen Teilen der Türkei"[3], die Aufsätze von Hans Kohn über Transjordanien und Libanon[4] und die Untersuchung von Ahmet Mitat über die Entwicklung des Verfassungsrechts in der Türkischen Republik[5].

Der Wert dieses Werkes liegt in der übersichtlichen Zusammenstellung des Materials, das für rechtsvergleichende Studien unentbehrlich ist. In einer kurzen Einführung weist der Verf. mit Recht auf die vielgestaltige Auswirkung des demokratischen Gedankens im nahen Orient hin, die einen Anreiz zu solchen Studien bildet.

Bei einer Neuauflage des Buches wären außer der Beseitigung mehrerer störender Druckfehler folgende Ergänzungen und Berichtigungen erwünscht: (S. 168, Z. 4) Die Verfassung des Irak wurde am 21. III. 1925 nicht abgeändert, sondern ausgefertigt (vgl. S. 192); (S. 285, Z. 10 und S. 315 Anm. 1) Das Datum der Verfassung von Palästina (The Palestine Order-in-Council, 1922) ist der 10. VIII. 1922 (vgl. Die Welt des Islams Bd. 8, S. 151); (S. 305 Anm. 1 und S. 419 Anm. 1) Durch Gesetz vom 21. II. 1917 ist der gregorianische Kalender in der Türkei am 1. III. 1917 eingeführt worden, der 25. X. 1333 des türk. Finanzjahres entspricht daher dem 25. X. 1917 der europäischen Zeitrechnung; (S. 461 Anm. 2) Das türkische Staatsangehörigkeitsgesetz vom 28. V. 1928 ist durch Gesetz vom 9. IV. 1929 entsprechend berichtigt worden.

Schmidt, P. W.: Der Ursprung der Gottesidee. Eine historisch-kritische und positive Studie. II. Teil: Die Religion der Urvölker. III. Band: Die Religionen der Urvölker Asiens und Australiens. Münster i. W.: Aschendorff 1931. (XLVII, 1155 S.) gr. 8°. RM 32 —; geb. 35 —. Bespr. von Joachim Wach, Leipzig.

Im Rahmen seines gewaltigen Unternehmens, dem Ursprung der Gottesidee durch die gesamte religiöse Erscheinungswelt nachzugehen, legt der hervorragende katholische Gelehrte und Organisator wiederum einen monumentalen Band vor. Es darf daran erinnert werden—vgl. meine Besprechung OLZ 1928, 7 Sp. 563 — daß der das Gesamtwerk eröffnende erste Band auf breitester Front eine historische und kritische Würdigung der Forschung, insbesondere auf dem Gebiet der Religion der Naturvölker, geboten hatte, in dem die Auseinandersetzung mit den jeweils maßgebenden und einander ablösenden ethnologischen Theorien eine besondere Rolle spielte. An systematischen Ausführungen waren in diesem Bande vor allem eine ziemlich eingehende Analyse der südostaustralischen Gottesvorstellung (Kap. V, 6) und ein prinzipieller methodologischer Abschnitt über die kulturhistorische Methode (Kap. XI), die bekanntlich von Schmidt vertreten wird, von Bedeutung gewesen. Die folgenden Bände, vom zweiten ab, sollen nun der Darstellung der Religion der Urvölker gewidmet sein — sie werden aber durchgezählt, daher der vorliegende als dritter Band erscheint — unter dem Leitgedanken, die Geschichte der Gottesvorstellung zu erforschen und aufzuweisen. Ich möchte darin, in der zentralen Stellung, die dem Gottesgedanken für alle Religion in dem Gesamtwerk angewiesen wird, dem Verf. nachdrücklich zustimmen.

Der theozentrische Charakter aller echten Religion sollte dem Religionsforscher immer vor Augen sein. Nicht allerdings in dem intellektualistischen Sinn einer Überbewertung des Theoretischen — die gedankliche Ausformung der in jeder Religion originalen und für sie charakteristischen Gotteserfahrung ist nur eine Seite neben der praktischen Gestaltung im Kult —, sondern in der Überzeugung von der Gotteserfahrung als dem Mittelpunkt, dem Kern und Stern alles religiösen Lebens. Allerdings sei schon hier bemerkt, daß wir uns über die vom Verf. gebotene ungemein reiche und eingehende Darstellung der Mannigfaltigkeit der Formen des Gottesgedankens und der Gottesverehrung auf den verschiedensten Gebieten der Naturvölkerreligion hinaus (oder unter sie hinunter, um im räumlichen Bilde zu bleiben) eine plastischere und stärkere Herausarbeitung und Schilderung des charakteristischen Erlebens wünschen möchten, das ihnen zu Grunde liegt. Das ist nicht nur psychologisch gemeint, sondern auch phänomenologisch; die Fülle des philologisch-ethnologischen Materials, das die stattlichen Bände ausbreiten, ruft nach einer solchen Analyse, Durchleuchtung, Ordnung und Gruppierung, die übrigens keineswegs — subjektive oder gar willkürliche — „Deutung", sondern durchaus noch — an objektiven Kriterien orientiertes, daher kontrollierbares — „Verstehen" sein soll. (Vgl. für die Unterscheidung Wach, Das Ver-

1) Die Welt des Islams Bd. 8, S. 171.
2) MSOS. Westas. St. 26. 27.
3) OLZ 1930, Sp. 1018.
4) Archiv des Öffentl. Rechts, N. F. Bd. XVI H. 2 und Jahrbuch des Öffentl. Rechts Bd. XVII.
5) *Türkiye Cumhuriyetinde Hukuku esasiye hareketi*, Stambul 1929.

stehen. Geschichte der hermeneut. Theorie im 19. Jahrhundert. Bd. II, Einführung S. 9 ff.). Die astralmythologische Beziehung, die allerdings der Verf. vielfach aufweist, genügt diesem Bedürfnis nicht.—

Die Einteilung der den Religionen der Urvölker gewidmeten Bände ist so angelegt, daß auf die im zweiten unternommene Darstellung der amerikanischen Religionen nun im dritten die des Glaubens der Urvölker Asiens und Australiens folgt. Für den IV. Band ist die Behandlung der afrikanischen Religionen und eine synthetische Betrachtung aller Religionen der Urvölker angekündigt (S. XII). Der gewaltige Stoff, der in dem vorliegenden Bande zu bewältigen war, ist dreifach gegliedert: asiatische Pygmäen (Andamanesen, Semang und Sakai, Negrito), arktische Urkultur, australische Urvölker, wobei die Hälfte des ganzen Bandes auf den letzten Abschnitt entfällt. Eine gewaltige Masse an Material ist dabei durchzuarbeiten und zu sichten gewesen. Einige von Schmidt behandelte Religionskreise sind in deutscher Sprache überhaupt noch nicht religionswissenschaftlich beleuchtet worden. So wird man mit besonderem Interesse etwa die den arktischen Religionen gewidmeten Kapitel studieren. Hier, wo nicht von ethnologischer, sondern religionswissenschaftlicher Seite zu der Arbeit P. W. Schmidts Stellung zu nehmen ist, kann nicht in die in fast allen Abschnitten (vgl. S. 53 ff.) wiederkehrende Diskussion über die, für die Kenntnis und Beurteilung der Gesamtkultur der betreffenden Völker maßgebenden Zeugnisse eingetreten werden. Aber es darf und muß wieder auf das Problematische der Situation hingewiesen werden, die dadurch gegeben ist, daß wir — trotz einzelner beachtlicher Versuche (wie z. B. Gräbners Methode der Ethnologie) — noch keine wirklich befriedigende Methodenlehre und Theorie der ethnologischen Quellenkritik besitzen. Gerade beim Studium der Schmidtschen Auseinandersetzungen mit der Forschung und den Forschungsberichten, die ja nun einmal vielfach die bevorzugten Quellen der Bemühung um die Religion der Naturvölker sein müssen, kommen einem diese Bedenken. Bedeutsam wird die Frage der Quellenkritik und -beantwortung ja vor allem dadurch, daß P. W. Schmidts Arbeit sich ja keineswegs eine reine Deskription zum Ziel gesetzt hat, sondern erstens ausgesprochen an der der Frage der geschichtlichen Entwicklung („kulturgeschichtliche Methode") interessiert ist, sodann aber im Rahmen dieses Interesses wieder die genetische Frage nach dem ursprünglichen Charakter (wesentlich: der Form) der Gottesvorstellung und ihrer Entwicklung in den Vordergrund stellt. Er urteilt übrigens selbst (Einl. S. XIV), daß auf den drei Einzelgebieten, denen dieser Band gewidmet ist, die originale Authentizität und das höchste Alter der Religion des höchsten Wesens nicht mit eben dem Nachdruck anerkannt werde, wie es in der Forschung bezüglich der (nord)amerikanischen Urkultur zu bemerken sei. Frühere Arbeiten P. W. Schmidts selbst haben bekanntlich für den (südost)australischen Religionskreis, den er auch linguistisch behandelt hat, den Hochgottglauben evident machen können. In Bezug auf die Konstruktion von Zusammenhängen zwischen den drei Urkulturen Nord-Südost-Asiens und Australiens ist der Verf. zurückhaltend (S. 1113): „die gewaltigen Entfernungen, welche sie voneinander trennen, die lange Reihe andersgearteter geschichtlicher Schicksale, . . . die so ganz und gar verschiedene Art der neuen endgültigen Wohnstätten . . ., das alles sind derartig tiefgehende Unterschiede, daß wir es verstehen, wie hier sich eine Mannigfaltigkeit von Typen dieser höchsten Wesen und ihrer Religion entwickelt hat, die bedeutend größer ist als diejenige, die wir bei den amerikanischen Urkulturen gefunden haben und noch bedeutend größer, als wir sie bei den afrikanischen Urkulturen antreffen werden" (S. 1113 f.).

Im einzelnen bietet natürlich die eingehende Darstellung der religiösen Vorstellungen und Bräuche der behandelten Naturvölker dem Religionsforscher eine große Fülle von Anregungen. Dabei stellt der Abschnitt über die Australier eigentlich mehr eine Durcharbeitung und Neupräzisierung, in einigem auch Ergänzung der schon früher gewonnenen Ergebnisse des Verf.s dar (vgl. S. 1080 f.), — wobei vor allem die eingehende Würdigung der Weihen hervorzuheben ist, die für die praktische (kultische) Sphäre die für die theoretische Vorstellungswelt (Mythen) gewonnenen Daten ergänzt. Für die vielverhandelten Pygmäen der Andamanen wird in eingehender Auseinandersetzung mit der Theorie von Fremdeinflüssen die Reinheit des ursprünglichen Monotheismus dieser Stämme nachzuweisen gesucht: Puluga erhält hier eine ähnliche Stellung wie die bekannten Hochgötter der Australier (Bäjämi, Daramulen usw.). Sehr schwierig liegen die Dinge in dem zweiten Bereich der Pygmäen, auf Malakka. Hier besteht die schwierige Aufgabe, durch eine lange und intensiv erfolgte Mischung hindurch zum Ursprünglichen vorzudringen. Schmidt hat sich hier vor allem auf die neueren Arbeiten Schebestas über die Semang und Sakai stützen können. Er will gerade an diesem Beispiel die Brüchigkeit der Evolutionstheorie aufweisen: die Semang als die ältesten Bewohner Malakkas, denen die Sakai und dann die Jakudn folgen, kennen gerade ein sittlich gerichtetes höchstes Wesen, indeß Animismus, Totenkult, Zauberei eben dort schwach entwickelt seien (S. 202 f.). Der Versuch, einheitliche Grundzüge der Semang-Vorstellungen herauszuarbeiten (S. 208), ist besonders lehrreich. Bezüglich der dritten Pygmäengruppe, der Negritos der Philippinen, ist P. W. Schmidt infolge des leider hoffnungslos geringen Quellenmaterials, an dem auch die amerikanische Okkupation nichts änderte, im wesentlichen auf die Auswertung der Forschungsberichte P. Vanoverberghs angewiesen, der vor längerem mit Unterstützung des Papstes Pius XI. einige erfolgreiche Expeditionen durchführen konnte. Schmidt behandelt die Isneg und Kalinga-Negrito getrennt. Das Resultat — Schöpfercharakter des höchsten Wesens, Bedeutung von Gebet und Primitialopfer — gilt ihm selbst als vorläufig (S. 313 f). — Für besonders lehrreich und dankenswert halte ich, wie schon angedeutet, die Darstellung der Religion der arktischen Völker, für die wir eine solche zusammenfassende und gleichzeitig differenzierende Behandlung noch nicht besaßen. Auch hier war der Weg des direkten Zeugnisses mit dem indirekter Erschließung zu verbinden (S. 541). Das eigenartige Primitialopfer (Jagdtierknochen), der verschwimmende Charakter der Gottesvorstellung und der Geisterglauben sind besonders wichtige identische Züge dieser Religiosität.

Als bemerkenswerte Sonderzüge — zugleich eine Probe der reichlich gegebenen aufschlußreichen Einzelbemerkungen des großen Werkes — möchte ich die eigenartige Weihe einzelner Menschen von Kindheit an durch ein eheloses Leben an das höchste Wesen bei den Samojaden, und die besondere Bedeutung des Gebetes bei den Zentraleskimo herausheben (S. 564). Schmidt behandelt eingehend die vier Gruppen der Samojeden, Korjaken, Ainu und Zentraleskimo, vielfach im Anschluß an die Forschungen A. Gahs. Die „Hoheit, Reinheit und Innigkeit" der samojedischen Gottesvorstellung, ihre „Grenzen-

losigkeit" und Differenzierung wird besonders hervorgehoben (S. 381). An der Religion der Korjaken fällt der Kontrast zwischen dem Charakter der Mythen (die Autoren bezeichnen sie als obszön) und der entwickelten Ethik, das relative Zurücktreten des höchsten Wesens und die Rolle des Stammvaters = Kultheros auf. Ainu und Zentraleskimo sind ja schon mehrfach behandelt worden. Auch hier legt Schmidt besonderen Nachdruck auf die Herausarbeitung der Vorstellungen von höheren und höchsten Wesen.

Man wird, auch wo man in der Verarbeitung und Deutung dem Verf. nicht ohne weiteres zu folgen geneigt ist, ihm zu großem Dank dafür verpflichtet sein, daß er in so unermüdlicher Arbeit ein Material, gegliedert und geordnet, vor uns ausgebreitet hat, an dem kein Religionsforscher, am wenigsten die Erforscher des Ursprungs der Gottesidee, werden vorübergehen dürfen.

Schlieper, Herbert: **Die kosmogonischen Mythen der Urvölker.** (Bonner Diss.) Bonn: Gebr. Scheur 1931. (69 S.) 8°. RM 2 —. Bespr. von Walter Anderson, Dorpat.

In der Einleitung bedauert der Verf. mit Recht, daß die Schöpfungssagen des primitiven Menschen (trotz der Menge des vorhandenen Materials) in der wissenschaftlichen Forschung nicht die Beachtung gefunden haben, die sie sowohl in volkskundlicher als in religionsgeschichtlicher Hinsicht verdienen. O. Dähnhardts „Natursagen" (I 1—89, 1907) sowie M. B. Weinsteins kleinem Buche „Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft" (1908) macht er folgenden Vorwurf (S. 14): „Beide Werke leiden . . . unter der Einstellung, die in der gesamten älteren Ethnologie vorherrschte: die Naturvölker werden als eine einheitliche Masse angesehen und demgemäß auch ihre Mythen ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Kulturen nebeneinandergestellt und miteinander verglichen."

Im Gegensatz hierzu glaubt der Verf. sich auf die „ethnologisch ältesten Völker" beschränken zu müssen, die „auf der Anfangsstufe der wirtschaftlichen Entwicklung, der Sammelstufe" stehen. Es sind dies die Eskimos, die Algonkin, die kalifornischen Stämme, verschiedene Stämme in Brasilien, dem Gran Chaco und den Pampas, die Feuerländer, mehrere südostaustralische Stämme, die Tasmanier, die Pygmäen des tropischen Waldgebietes von Afrika, die Buschmänner, die Aëtas auf den Philippinen, die Negritos der Andaman-Inseln, die Semang auf Malakka, die Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen, Jukagiren, Giljaken, Ainu, Jenissejer, vielleicht auch die Samojeden.

Die Schöpfungsmythen aller dieser Völker werden vom Verf. einer — selbstverständlich nur skizzenhaften — Untersuchung unterworfen, wobei er die Überlieferungen der übrigen Teile des Erdballs nach Möglichkeit mit Stillschweigen übergeht. Ein derartiges künstliches Herausheben der auf der niedrigsten Entwicklungsstufe stehenden Völker und ihrer Überlieferungen ist aber sehr bedenklich, weil diese Überlieferungen sich vielfach durchaus nicht an die Kulturhöhe der einzelnen Völker kehren und weit außerhalb der vom Verf. umzirkelten Gebiete vorkommen (ja vielleicht erst von Völkern einer höheren Kulturstufe entlehnt sind). Dies gilt besonders von der hochinteressanten und rätselhaften Sage von dem Vogel oder sonstigen Tiere, das auf Geheiß des Schöpfers in das Urwasser hinabtaucht und von dessen Boden etwas Schlamm oder Sand heraufholt, woraus dann durch den Schöpfer unsere Erde geformt und bis zu ihrem heutigen Umfang vergrößert wird. Dieses „Tiertauchmotiv" ist nicht nur in Nordamerika und Nordasien äußerst verbreitet, sondern u. a. auch in ganz Osteuropa, wo aber der Vogel meistens durch den Teufel („Satanael") vertreten wird; dadurch erhält die Schöpfungssage einen ausgesprochen dualistischen Charakter, und es wird ihr daher von den Forschern meist iranisch-bogomilischer Ursprung zugeschrieben. Diese weite Verbreitung des „Tiertauchmotivs" wird übrigens auch vom Verf. erwähnt (S. 28—30), ohne daß er auf die Schwierigkeit des Problems hindeutete.

Was die Wissenschaft auf dem vorliegenden Gebiete braucht, ist erstens ein vollständiges Corpus sämtlicher bis heute aus dem Volksmunde aufgezeichneter Schöpfungsmythen in buchstäblichem Abdruck (oder wenigstens sorgfältigen Inhaltswiedergaben) mit quellenkritischen und erläuternden Anmerkungen; zweitens eine sorgfältige und gleichmäßige Analyse dieses ganzen Materials, die vor allem das Verbreitungsgebiet, die Urheimat und die Verbreitungswege der einzelnen Sagen festzustellen sucht.

Beide Aufgaben konnten von der hier besprochenen schmächtigen Dissertation unmöglich gelöst werden, sie stellt aber eine ausgezeichnete Vorarbeit für weitere Forschungen auf dem genannten Gebiete dar. Es sei hier vor allem auf das imposante — und doch nach des Verf.s eigenem Bekenntnis (S. 11) unvollständige — Literaturverzeichnis auf S. 4 bis 11 hingewiesen.

Die interessanten, aber z. T. einer genügenden Begründung entbehrenden Ergebnisse werden vom Verf. auf S. 63—65 folgendermaßen zusammengefaßt:

„Mit Ausnahme einer einzigen Gruppe — der Eskimos — weisen alle behandelten Völker dieser frühesten der uns bekannten Menschheitsstufen

Zeugnisse über eine Beschäftigung mit den Fragen der Entstehung von Welt und Erde auf. — Freilich sind diese Zeugnisse durchaus nicht gleichwertig. Zwar besitzen sie [?] alle die Vorstellung eines Schöpfergottes. Wir sahen, daß dort, wo an die Stelle dieses Schöpfers der Kulturheros zu treten schien, gar keine Schöpfungserzählungen vorliegen, sondern Ausgestaltungen eines Mythos, dem die jährliche Überwindung des Winters durch den Frühling zugrundeliegt. Ebenso ließen sich in all den Fällen, in denen das Bild des Schöpfers verdunkelt ist, sei es durch Totemismus, durch Coyotekult oder durch Zweiklassenkultur, jüngere Einflüsse als die Träger dieser Verdunkelungen feststellen ... — Aber um so mehr heben sich von diesem blassen Hintergrund die Erzählungen ab, in denen dem Schöpfergott das Attribut der letzten absoluten Schöpfermacht zuerteilt wird, und dieser Erzählungen gibt es — trotz gegenteiliger Meinung vieler Bearbeiter — recht viele. Einmal sind es die Mythen, in denen ausdrücklich von einer creatio ex nihilo gesprochen wird; sie finden sich in Nordamerika bei den Kaliforniern, bei den Algonkin und bei den stark von der Urkultur beeinflußten Stämmen der Sioux und des Nordwestens. Aber es gehören hierhin auch alle die Mythen, in denen zwar keine Einzelheiten der Schöpfungsart erzählt werden, wohl aber dem Schöpfergott die gesamte Schöpfung zugeschrieben wird ... Das Bedeutsame ist nun, daß sich diese Vorstellungen bei den Völkern finden, die — nach der heute herrschenden Anschauung — die älteste uns erreichbare Menschheitsschicht darstellen: bei den Pygmäen, Buschmännern, Feuerländern und Südostaustraliern."

Mensching, Prof. Lic. theol. Gustav: **Die Idee der Sünde.** Ihre Entwicklung in den Hochreligionen des Orients und Occidents. Leipzig: J. C. Hinrichs 1931. (112 S.) 8°. RM 4.80. Bespr. von H. Leisegang, Jena.

Unter der „Idee" der Sünde wird hier im Sinne Hegels der Begriff der Sünde verstanden, dessen Inhalt sich in der Religionsgeschichte entwickelt, so daß dieser Begriff, wenn man unter ihm alles versteht, was als Sünde in der Weltgeschichte bisher aufgetreten ist, alle Erscheinungsformen der Sünde als die Momente eines Ganzen in sich enthält. Der Begriff der Sünde wird dabei weiter gefaßt als dies in der christlichen Theologie üblich ist. Sünde in diesem weiten Sinne ist das Hemmnis, das dem irdischen Menschen in seinen Beziehungen zum Transzendenten entgegentritt. Zu unterscheiden ist zunächst die konkrete und aktuelle Sünde, bei der einzelne Taten, die den Geboten und Forderungen eines Gottes nicht entsprechen, den Inhalt des Sündenbewußtseins ausmachen, von der essentiellen und generellen Idee der Sünde, bei der das ganze Wesen des Menschen in seinem Verhältnis zum Göttlichen in Frage steht. Nur um diese essentielle Sünde handelt es sich in diesem Buche, in dem die Hochreligionen behandelt werden sollen, während die primitiven Religionen nur die aktuellen und konkreten einzelnen Sünden kennen.

Es wird nun so vorgegangen, daß zuerst die allgemeinen Merkmale der Sünde aus dem historisch gegebenen Material herausgearbeitet werden. Zu ihnen gehören: die Gesamtsituation, d. h. das Bewußtsein der Allgemeinheit der Sünde, des allgemeinen Versagens der ganzen Menschheit, der Wertlosigkeit der einzelnen moralischen Handlungen in dieser Situation, wobei in Indien der Einzelne sich in dieser Lage fühlt, in Israel das ganze Volk, bei Paulus die ganze Menschheit. In derselben Weise werden die Sünde als Unheil im Gegensatz zum Heil und der irrationale Charakter der Sündhaftigkeit, der dem irrationalen Wesen des Göttlichen entspricht, behandelt. Nach diesen allgemeinen Kennzeichen werden im zweiten Kapitel die besonderen Merkmale herausgearbeitet: die Sünde als isoliertes Sein, als Nichtwissen und Unglaube, die Tugend als Sünde, die Sünde als Urschuld. Daran schließt sich die Darstellung der Ursachen der Sünde, ihrer Aufhebung, die durch sakrale und kultische Handlungen, durch ein inneres Ereignis im Menschen selbst, durch einen von außen kommenden göttlichen Akt oder ein historisches Heilsgeschehen vollzogen werden kann, und der Folgen der Sünde, die von seiten Gottes in dessen Zorn, auf der Seite des Menschen in den Strafen bestehen, die er für seine Sünde zu erleiden hat.

So gelingt es, durch eine Sichtung des Materials nach seinem Gehalt und eine sinnvolle Anordnung des Stoffes das Ziel zu erreichen, das hier der Forschung gesteckt wurde: „Hinter den ungeordneten in Zeit und Raum je und dann auftretenden konkreten Phänomenen im Sinne konkreter Sündeninhalte einen systematischen Zusammenhang ideeller Art zu erkennen, in dem wir die — vorsichtig ausgesprochen — bisherige in der Geschichte der Religionen vorliegende Entfaltung der im Wesen religiösen Lebens gesetzten Möglichkeiten sehen."

Ägyptologie.

Baikie, James: **Egyptian Antiquities in the Nile Valley**, a descriptive handbook. London: Methuen & Co. [1932] (XXVI, 374 S., 61 Abb., 1 Kte., 106 Abb. u. Pläne) 8°. 21 sh. Bespr. von Ludwig Borchardt, Kairo.

Dieses nützliche und vom Verlage gut ausgestattete Handbuch der Denkmäler im Niltale will die üblichen Reisehandbücher nicht ersetzen. Es will vielmehr dem Reisenden in lesbarer Form eine Beschreibung der altägyptischen Denkmäler geben, die er in Ägypten, Nubien und dem Sudan noch sehen kann, d. h. also hauptsächlich die Baudenkmäler mit ihrem Schmuck an Maler- und Bildhauerwerken. Griechisch-römisches, Byzantinisch-koptisches und Islamisches sind nicht berücksichtigt. (Die Beschreibung des Kairener Museums — S. 43 bis 98 — fällt aus diesem Rahmen heraus, dürfte auch wegen der dauernden Zugänge und Umstellungen schnell veralten.)

Wenn ein Vergleich, der natürlich, wie alle, etwas hinkt, dafür angewandt werden kann: es ist ein Porter-Moss für Laien.

Der leider vor der Fertigstellung des Buches verstorbene Verfasser ist nicht ägyptologischer oder kunstwissenschaftlicher Fachmann gewesen, sondern hatte die Vorbildung eines Geistlichen. Wie er sich aber in das für sein Vorhaben nötige Fachschrifttum eingearbeitet hat, ist bewunderungswürdig. Die Werke in englischer Sprache, namentlich die der Egypt Exploration Society und die von Flinders Petrie und seiner Schule hat er gründlichst gewälzt und ihnen alles, was für ihn brauchbar war, entnommen. Von französischen Werken scheint er nur weniges im Urtext angesehen zu haben. Das auch recht umfangreiche deutsche Schrifttum kennt er nur aus zweiter Hand, aus englischen Quellen. Wie weit eigne Anschauung und eigenes Verständnis der Beschäftigung mit dem gedruckt vorliegenden zu Hilfe

kamen, kann ich nicht sicher beurteilen, schließe aber aus einigen Kleinigkeiten, daß hier etwas fehlte.

Aus der eben geschilderten Vorbereitung des Buches ergeben sich seine Vorzüge und seine Mängel: der Reisende aus englisch sprechenden Ländern, für den das Buch doch wohl in erster Linie geschrieben ist, wird einen hohen Begriff von dem bekommen, was besonders die Gelehrten seines Landes für Ägypten und seine Denkmäler getan haben und noch tun; es werden ihm aber auch Dinge vorgeführt, die er an Ort und Stelle nicht mehr sehen kann oder die für ihn das Ansehen kaum wert sein dürften (z. B. 193: Tarkhân, El-Gerza, El-Riqqa, 510: Tomb of Queen Tiy).

Es ist aber kaum anzunehmen und vom Verf. auch nicht vorausgesetzt, daß ein Reisender, der dieses Buch bei seinem Besuche des Niltals liest, was er mit großem Nutzen tun kann, nun auch danach sich die Denkmäler aussucht, die er sehen will. Er wird daneben doch immer ein richtiges Reisehandbuch zu Rate ziehen, das ihm die praktischen Winke für das, was tatsächlich zu sehen ist, gibt.

Das Buch war für den Verf., trotz der Liebe zu seinem Gegenstand, die aus jeder seiner längeren Ausführungen spricht, doch nur ein „Bildungserlebnis". Daher werden alle, denen die ägyptischen Denkmäler nicht nur dieses sind, an manchen Stellen etwas auszusetzen haben, Schiefheiten sehen oder gar Mißverständnisse dem Verf. vorhalten wollen. Es ist aber wirklich für den vorliegenden Zweck gleichgültig, daß etwa der Ablauf der Theorien über den Pyramidenbau unverstanden dargestellt ist, oder daß den alten Baumeistern über die schlechten Gründungen für die Obelisken Vorwürfe gemacht werden — anstatt zu bewundern, daß noch so viele Obelisken über 3000 Jahre bei diesem schlechten Baugrund aufrecht stehen, oder daß das architektonisch beste Grab in Theben (Nr. 48, Amenemhet-Surer) überhaupt nicht beschrieben wird. Auf solche Schönheitsfehler darf es hier nicht ankommen. Wir müssen dem Verf. dankbar sein, daß er dem gebildeten Reisenden dieses Buch in die Hand gegeben hat.

Die beigegebenen Karten und Pläne sind durchweg klar und erleichtern dem Leser das Auffinden des Besprochenen. Die Abbildungsblätter geben reichlichen Ansichtsstoff, wenn auch hin und wieder (z. B. Bl. 4 unten, Bl. 8 unten) die Druckwiedergabe besser hätte sein können.

Der recht ausführliche Nachweis am Ende des Buches stammt von R. Engelbach, der nach dem Tode des Verf. auch den Druck besorgt hat, wie er mir sagte, ohne Änderungen vorzunehmen.

Sethe, Kurt: **Das Hatschepsut-Problem** noch einmal untersucht. Berlin: Verlag der Akademie der Wissensch. in Komm. bei W. de Gruyter & Co. 1932. (102 S.) 4°. = Abhandl. der Preuß. Akademie der Wissenschaften. Jg. 1932. Phil.-Hist. Klasse, Nr. 4. RM 17 —. Bespr. von T. Eric Peet, Waterloo/Liverpool.

In 1896 Dr. Sethe published in den Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens a paper entitled Die Thronwirren unter den Nachfolgern Königs Thutmosis I., ihr Verlauf und ihre Bedeutung. This paper was an attempt to reduce to order the events of the puzzling years which followed the death of Amenophis I, and to explain the very complicated deletions and substitutions which are found in the cartouches of the three Tuthmosis and Hatshepsut on the various buildings erected during this troubled period. The results of his enquiry were briefly these. Hatshepsut, Tuthmosis II and Tuthmosis III were the children of Tuthmosis I by three different mothers. Hatshepsut was married to Tuthmosis III and Neferurē' was their daughter. The succession after the end of Tuthmosis I's reign was as follows: 1. Tuthmosis III, at first alone and later with Hatshepsut, 2. Tuthmosis II (Tuthmosis I being still alive), 3. Tuthmosis III again, at first with Hatshepsut and later alone, 4. Amenophis II.

This theory, despite its complexity, held the field for a number of years, and indeed it was not seriously questioned until 1928, when Winlock in the Bulletin of the Metropolitan Museum of Art (New York), Section II, Feb. 1928, pp. 46ff., advanced a new hypothesis. According to this Hatshepsut and Tuthmosis were children of Tuthmosis I by two different mothers; they married and produced two children Neferurē' and Hatshepsut-Mertrē'. Tuthmosis III was not the half-brother of Hatshepsut and Tuthmosis II but the son of the latter by a concubine called Isis. It is possible, but not certain, that Tuthmosis III married Neferurē'. The succession, according to Winlock, is as follows: Tuthmosis I reigns right up to his death, and is followed by Tuthmosis II, who dies after a rule of about three years. The successor is Tuthmosis III; but Hatshepsut, who acts as regent in view of his extreme youth, manages by about the fifth year of his reign to get herself acknowledged as King side by side with him, a position which continues unchanged until her death in the twenty-first or twenty-second year of his reign.

As against Sethe's, this theory has the great merit of simplicity. Above all it seems to conform with the apparently straightforward statements of Ahmose Pennekhbet and Ineni in their biographies. At the same time, as presented by Winlock in the Bulletin, it does not make any detailed attempt to account for all the complicated alterations in the cartouches of these rulers on the buildings they erected. Consequently Sethe has gone over the whole material once more, and the results of his work are embodied in the present article.

The main difference between Sethe's new theory and his old is that he now regards Tuthmosis III as the son of Tuthmosis II instead of the half-brother, and that he now marries Hatshepsut to Tuthmosis II, not (primarily

at any rate) to Tuthmosis III. To this extent he accepts Winlock's position. But he feels that this will not explain the alterations and deletions of royal names on the monuments so long as the simple succession Tuthmosis I — Tuthmosis II — Tuthmosis III and Hatshepsut is accepted. On the other hand, while not prepared to accept this succession, he now finds himself able to simplify his original view by omitting the earlier rule of Tuthmosis III (first alone and then with Hatshepsut) which he inserted between the reigns of Tuthmosis I and Tuthmosis II. The history of the succession will now be as follows: Tuthmosis I rules for 17 years and then abdicates, for reasons at which we cannot guess, though it is possible that Hatshepsut and her partisans had something to do with it. He is followed by Tuthmosis II, who also abdicates or is forced off the throne, once again doubtless by the machinations of Hatshepsut, who lived on bad terms with her husband and may even be the „female prisoner" referred to in the inscription dated on the day of his accession as having supported a Nubian rebellion. This reign lasts only about three years. Tuthmosis III now comes to the throne, under the regency of Hatshepsut, who bears the title of Great King's-Wife, a title which she possibly fortifies by a marriage with the young king her stepson. For the first five years Hatshepsut retains this title and represents herself in woman's clothing, but in the fifth year she already makes use of the names which she later bears as King, and soon afterwards she appears as King on the monuments. Somewhere in the period between Years 5 and 9 a reaction sets in against her, and her figure is actually deleted from some of the monuments, or her name replaced by that of Tuthmosis II, who, like Tuthmosis I, is still alive. Tuthmosis I probably dies in Year 9, and is buried by Tuthmosis II; the latter survives as late as Year 16, when his royal barque appears in the scene of the transport of the great obelisks from Elephantine to Thebes, and he probably dies in that year. Hatshepsut herself dies in Year 20 or 21, leaving Tuthmosis III to complete his reign alone.

It will be seen that the difference between this new reconstruction and Mr. Winlock's is not very great, consisting mainly in the refusal to admit that Tuthmosis I and II actually died at the end of their reigns. What is usually regarded as proof of their death, namely the apparently straightforward statements of it in inscriptions such as that of Ineni, Sethe ingeniously discounts by stating that the authors of these inscriptions were partisans of Hatshepsut, who chose to describe as death what was in reality only an abdication forced by themselves.

It is very difficult to feel one's way through this mass of conflicting evidence, which Sethe handles with his accustomed dexterity. He has certainly left nothing unthought of, and if his premises be granted his explanation of the alterations and deletions on the monuments seems sound. If his theory is attacked it will probably be on the grounds (with which the present reviewer does not necessarily agree) that the representation of an earlier king on a monument as being present at a festival or ceremony without any indication of his being dead need not actually prove that he was still alive, any more than the substitution of his name for that of one of his successors.

Any attempt to discuss the detail of Sethe's article would lead far beyond the limits of this review, and if one single argument is here picked out for mention it is purely on the ground of its simplicity. Sethe once believed that Tuthmosis III was the son of Tuthmosis I and half-brother of Tuthmosis II. He has now abandoned that belief for the simple reason that if this had been the case it is unlikely that both should have borne the same name or that, if they did, Tuthmosis III should not have made some distinctive addition to it; the inscriptions of year 2 in the temple of Semneh shown that he did not.

Hölscher, Prof. Dr.-Ing. Uvo: **Medinet Habu.** Ausgrabungen des Oriental Institutes der Universität Chicago. Ein Vorbericht. Leipzig: J. C. Hinrichs 1933. (58 S., 29 Taf.) gr. 8°. = Morgenland, Darstellungen aus Geschichte und Kultur des Ostens, H. 24. RM 5.40. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

H. hat über die von ihm geleitete Arbeit bereits englische Vorberichte gegeben in den Mitteilungen des Oriental Institute in Chicago; eine deutsche umgearbeitete Ausgabe ist zu begrüßen wegen des sachlichen Gehalts und der Arbeitsmethoden. H., der von der historischen Steinbaukunst als Architekt ausgeht, hat sich durch Grabungen in Goslar in der Denkmalspflege der Provinz Hannover, ebenso in der Pflege des Kirchenbaues betätigt. Als Ausgräber begann er in Ägypten bei den Sonnenheiligtümern von Abusir und gab als Dissertation eine Untersuchung über das „Hohe Tor von Medinet Habu" (1910) heraus. Es war eine glückliche Wahl, als Breasted 1926 H. für das Oriental Institute verpflichtete, um den gesamten Tempelbezirk von Medinet Habu auszugraben. Die Aufgabe ist durch mehrmonatige Arbeit in jedem Winter mit Hilfe von deutschen und amerikanischen Assistenten gelöst worden. Überall sind wichtige Fortschritte von grundlegender Bedeutung erreicht, ähnlich wie für das früher schon durch H. gut bearbeitete Hohe Tor.

Das Ergebnis der jahrelangen Arbeit sind nicht nur Grundrisse und gezeichnete Ansichten gewöhnlicher Art, sondern lebensvolle perspektivische Ergänzungen der einzelnen Bauanlagen während verschiedener Bauzeiten. Noch mehr: man hat an Ort und Stelle die Mauern des zweiten Palastes Ramses

III. wieder aufgebaut, etwa 1 m hoch, und dadurch der Ägyptischen Regierung ein vorbildliches Beispiel von Denkmalspflege gegeben.

Von besonderem Wert war H.s Freilegung der ausgedehnten Wohnviertel um den Tempel herum, die bis in die arabische Zeit hinein den ganzen Tempelbezirk überbaut haben. Stadtgrabungen sind weder bei den Archäologen noch bei der Ägyptischen Regierung beliebt. Hier ist ein Beispiel dafür gegeben, wie man bei ihnen immer vorgehen sollte. H. hat bei seinen Feststellungen in dem dicht besiedelten Bezirk der volkreichen Stadt überaus sorgfältig gearbeitet und auch genügend Geld und Hilfskräfte zur Verfügung gehabt. Seine Ergebnisse sind auch für diesen Teil seiner Arbeit ausgezeichnet und sollten vor der weiteren Zerstörung der ägyptischen Stadtruinen durch Sebbachholer warnen.

Die allgemeinverständliche Schrift mit ihren guten Abbildungen nach Zeichnungen und Photographien ist sehr erfreulich. Sie führt die Ergebnisse klar vor, besonders anschaulich durch die Rekonstruktionen mit plastischer Wirkung, läßt aber auch genügend von den peinlich gewissenhaften Methoden der Arbeit ahnen. An dieser Stelle brauche ich nicht im Einzelnen aufzuzählen, um welche Tempel des Neuen Reichs es sich in Medinet Habu handelt. Als besonders feine Leistung eines historisch geschulten Architekten nenne ich die Feststellungen H.s über die beiden nach einander auf derselben Stelle erbauten Paläste Ramses III. aus Ziegeln, deren verschwundene Mauern sich an der erhaltenen Steinwand des Tempels abzeichnen.

Schiller, A. Arthur, M. A., J. D.: Ten Coptic Legal Texts edited with Translation, Commentary and Indexes together with an Introduction. New York: The Metropolitan Museum of Art 1932. (XIII, 103 S., 7 Taf.) 4°. = The Metropolitan Museum of Art. The Department of Egyptian Art, ed. by L. Bull. $ 4—. Bespr. von A. Steinwenter, Graz.

Die Zahl der publizierten koptischen Rechtsurkunden ist gering im Verhältnis zu den gräko-byzantinischen Papyri; viele und wichtige Texte harren noch der Bearbeitung. Im Hinblick auf diesen unbefriedigenden Zustand hat der Leydener Orientalistentag 1931 in einer Entschließung die Vorstände der Sammlungen koptischer Texte und die maßgebenden Akademien aufgefordert, sich für rasche Publikation der ihrer Obhut anvertrauten Schätze einzusetzen (Chronique d'Égypte VII S. 156). Ich möchte es daher begrüßen, daß dieser Wunsch so rasch eine wenigstens teilweise Befriedigung gefunden hat, indem Mr. Schiller, ein als Koptizist bekannter Rechtshistoriker aus der Schule Spiegelbergs, eine zwar kleine, aber inhaltsreiche Sammlung koptischer Rechtstexte veröffentlichte. Die Publikation umfaßt 9 Papyri und eine Lederurkunde aus Djême in Oberägypten, die nach der grundlegenden Djême-Ausgabe von Walter Crum (1912) aufgetaucht sind. Ihr Wert liegt vor allem darin, daß sie uns Aufschlüsse über die Rechtsverhältnisse des Apa Paulos-Klosters bringen und auf die Beziehungen zwischen diesem und dem Dorf Djême und dem aus Crums Veröffentlichungen wohlbekannten Phoibammonkloster Licht werfen.

Das Werk beginnt mit einer sehr nützlichen Zusammenfassung der bisher an koptischen Texten geleisteten rechtshistorischen Arbeit (vgl. auch Krit. Vj.Schr. XXV, 1932, S. 250f.); dann folgt ein gelungener Versuch, die Chronologie der undatierten oder nur nach Indiktionen datierten Urkunden nach der indirekten Methode (Stud. z. Palaeogr. u. Papyruskunde XIX S. 31f.) zu bestimmen[1]. Jeder einzelnen Urkunde voran geht eine kurze Einleitung; die Lesungen sind, soweit die ausgezeichneten Lichtbilder eine Überprüfung ermöglichen, im allgemeinen gut gelungen, nur ist der gedruckte Text nicht frei von Druckfehlern, von denen aber nur einer (in Nr. 1 ist st. ⲧⲣⲭⲏ ⲯⲣⲭⲏ zu lesen) wirklich sinnstörend ist. Jede Urkunde ist vollständig übersetzt, doch sind diese Übersetzungen bisweilen (bes. bei Nr. 1, 4, 5 und 6) nicht frei von Mißverständnissen, von welchen natürlich auch die sachlichen Erläuterungen[2] nicht unberührt geblieben sind. Auf meine Bitte hin hat Walter Till die Texte neu übersetzt und wird seine Verbesserungsvorschläge zugleich mit einigen exegetischen Bemerkungen des Ref. in der Wilcken-Festschrift des „Aegyptus" veröffentlichen. Nichtphilologische Benutzer der 'Legal Texts' werden daher gut tun, Tills Übersetzung zu Rate zu ziehen. Für künftige Publikationen koptischer Urkunden möchte ich vorschlagen, daß immer die griechischen Fachausdrücke der koptischen Rechtssprache in Klammern der Übersetzung beigefügt werden (die meisten Editionen haben dies bisher ohnedies getan) und daß die erläuternden Einzelbemerkungen, die wir nach dem grundlegenden Vorbild der englischen Papyrusausgaben kaum mehr entbehren können, inhaltsreicher gehalten und vor allem Belege aus den griechischen Urkunden beigefügt werden mögen.

Einzelheiten: Nr. 1[3] und 2 gehören zusammen und sind zwei Quittungen von Mönchen des Apa Paulos-Klosters; sie geben Aufschluß über das rechtliche Schicksal der beim Eintritt ins Koinobion diesem gewidmeten φοροφορά, und zeigen, daß es Mönche gab, die nicht nur ihre Vermögensfähigkeit behielten, sondern auch die Kosten ihrer Kleidung und ihres Unterhaltes selbst bestritten. Nr. 3 ist eine Haftungserklärung für Mönche, welche beim arabischen Pagarchen die Erlaubnis (σιγίλλιον) zu einer Reise ins Fayûm erbitten, weil sie dort ihre Seilerarbeiten verkaufen wollen. Solche σιγίλλια waren

1) Nr. 1 stammt a. d. J. 698, die anderen Texte aus dem 8. Jh.

2) Solche gibt auch Schillers Aufsatz im September-Heft 1931 der Juridical Review.

3) Z. 31 ist ⲛⲁⲩ und nicht ⲉⲧⲁⲩ zu lesen (Till).

schon bisher bekannt (Nachweis bei Schiller S. 34), nicht aber die dazu gehörige Garantieerklärung. Voraussetzung für die Bewilligung war nach l. 10 die Zahlung der Kopfsteuer! In Nr. 4 liegt eine Quittung über den Preis einer dem Kloster verkauften ⲡⲧⲁⲏ ⲛ̄ⲥⲟⲛⲉ vor. Der Hg. emendiert, Crum folgend, das viermal ganz deutlich geschriebene Wort in ⲡⲧⲁⲏ ⲛ̄ⲥⲟⲛⲉ (Mühlstein). Ganz überzeugend ist dies nicht. Es könnte, wie Till vorschlägt, an eine steinerne Türlaibung o. ä. gedacht sein; l. 12 ist übrigens ⲉⲧⲫⲓⲗⲟⲕⲁⲗⲉⲓⲁ (Till) zu lesen. Schwierig zu deuten ist der anfangs zerstörte große Dialysispapyrus Nr. 5. M. E. dreht es sich hier um eine von den Laschanen vermittelte Beendigung eines Rechtsstreites zwischen dem Phoibammonkloster und dem Apa Pauloskloster, wobei, ähnlich wie in KRU 44, die Grundlage der Dialysis ein Reinigungseid des beschuldigten Teiles bildet. Näheres in der Wilcken-Festschrift. Sehr interessant ist auch Nr. 6 der Beschluß einer Dorfκοινότης in Form einer privatrechtlichen Homologie. Gegenstand ist ein Übereinkommen über gleichmäßige Verteilung der Belastung aus den Staatsfronden. Nr. 7—9 sind Kaufurkunden, Nr. 10 das Versprechen einer datio in solutum mit Verpfändungsklausel.

Worrell, William H.: **Coptic Sounds.** Part I: The main currents of their history. Ann Arbor: University of Michigan Press 1932. (X, 59 S.) 4°. = University of Michigan Studies, Humanistic Series, vol. XXVI. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Nur damit ein Hinweis auf ein wichtiges Werk nicht unterbleibt, möchte ich auf die Untersuchungen von Worrell aufmerksam machen, von denen der vorliegende 1. Teil die Geschichte der koptischen Laute behandelt. Wer von uns eine lautphysiologische Schulung durch Sievers erfahren hat, wird hier ihre Methodik und ihre Gesetze auf die Ableitung der koptischen Sprache aus der ägyptischen angewendet sehen. Neue Bahn ist gebrochen auf einem höchst schwierigen und umstrittenen Gebiete, und der Verf., der seinen Standpunkt „physiological and psychological" nennt, ist sich klar darüber, daß er Fundamente für einen zukünftigen Bau legt. Wir können für die Ägyptologie einen bedeutenden Fortschritt durch die Vertiefung in diese Fundamente gewinnen. Ohne Vollständigkeit zu suchen oder in Einzelheiten zu gehen, nenne ich als Beispiele für die Vielseitigkeit und Gründlichkeit des Verf. aus dem Inhalt: Umschreibung der ägyptisch-koptischen Laute nach einem komplizierten System mit phonetischer Definition (S. 9—10). Syllabische Konsonanten, koptisch z. T. durch einen übergesetzten Strich bezeichnet (z. B. ⲣ̄ⲃⲃⲉ S. 14). Physiologische Begründung der lautlichen Unterschiede zwischen den koptischen Dialekten im Delta und in Oberägypten (z. B. bohair. ⲥ gegen sahid. ϫ S. 23; Palatalisierung der Velare S. 30, 34). Kanaanitische Wörter in ägyptischer Schrift (S. 55). Vokale im Ägyptischen und Koptischen mit Kritik der früheren Arbeiten und Zusammenfassung des eigenen Systems (S. 56—59).

Keilschriftforschung.

Jean, Charles-F.: **La Religion sumérienne** d'après les documents sumériens antérieurs à la dynastie d'Isin (—2186). Paris: Paul Geuthner 1931 (XVI, 255 S., 32 Taf.) gr. 8°. 100 Fr. Bespr. von G. Furlani, Firenze.

Der Autor dieses Buches hat eine Lücke ausgefüllt, die sowohl die Assyriologen als auch die Historiker und Religionsgeschichtler lebhaft empfanden. Es fehlte bis jetzt eine vollständige Abhandlung über alle die verschiedenen Seiten der sumerischen Religion mit vollständiger Verarbeitung des weitschichtigen Materials, sowohl des literarischen als des archäologischen, und einer womöglich chronologischen Anordnung des Stoffes, um wenigstens einem Versuche einer Geschichte der sumerischen Religion den Weg zu bahnen. Das Buch des Verfassers erfüllt sehr gut die Erwartungen der Gelehrten.

Der Verfasser bespricht in der Einleitung, nach einer kurzen Orientierung über die Sumerer im allgemeinen und ihre Kultur, die Resultate der neuesten Ausgrabungen in Südbabylonien, die, wie sattsam bekannt ist, geradezu revolutionär gewesen sind, und die Schwierigkeit einer Darstellung der Religion der Sumerer, da sich das sumerische Gut in ihr nur schwer von dem, was die Semiten beigesteuert haben, scheiden läßt. Er drückt sich in allen diesen Dingen sehr zurückhaltend und vorsichtig aus, da alles noch arg im Dunkeln liegt. Der Stoff des Buches ist in zwei große Abschnitte eingeteilt, in deren erstem, S. 26—148, über die Götter, und im zweiten, S. 149—238, über den Kultus und das religiöse Leben gehandelt wird.

Im ersten Abschnitt kommt zuerst das Pantheon zu seinem Recht, mit seinen schon frühzeitig so zahlreichen Göttergestalten. Hier schon kommt die Periodisierung des Stoffes zur Geltung, die Jean für sein ganzes Buch anwendet. Er unterscheidet nämlich zwei Perioden in der Geschichte der Kultur und folglich auch der Religion der Sumerer: die protosumerische und neusumerische. Die frühsumerische umfaßt alle die Kulturperioden, die in den Ausgrabungen in Kiš und Ǧemdet Naṣr sowie in Šuruppak (Fārah), im ersten Friedhof von Uru und im ältesten Lagaš zum Vorschein gekommen sind. Die neusumerische Periode ist die Zeit des Gudea von Lagaš und des Šulgi von Uru. In dieser zweiten Periode ist der

Einfluß der Kultur und der Religion der Semiten schon ziemlich stark, alle auf diese Periode zurückgehenden Quellen sind also mit großer Vorsicht zu benützen. Der Verfasser beginnt mit den bekannteren Gottheiten, wie z. B. die kosmische Göttertrias, um sodann zu den weniger hervorragenden Göttern und schließlich zu jenen überzugehen, deren Namen wir nur aus Listen über Geschenke und Opfergaben kennen. Bei jeder Gottheit wird alles angeführt, was uns die Quellen darüber sagen, ferner was wir über ihre Gestalt aus den Abbildungen entnehmen können. J. bespricht immer sorgfältig den Ursprung jeder Gottheit und erwähnt, wann wir zum erstenmal Nachrichten über dieselbe antreffen. Nach den Göttern kommt die Vergöttlichung der Könige zur Besprechung, es folgen die Schutzgötter, hierauf die Dämonen, und schließlich gibt uns der Verfasser noch eine lange Liste jener Götter, von denen uns nur der Name bekannt ist. Schließlich handelt Jean über die Mythen, den Totenkultus und das Leben im Jenseits.

Im zweiten Abschnitt werden zunächst die Tempel besprochen, und zwar sowohl in ihrer Eigenschaft als Götterpaläste als auch als Zentren des wirtschaftlichen und finanziellen Lebens, zusammen mit den heiligen Geräten und Instrumenten, sodann die Feste, die Opfer, die Geschenke an die Götter, das Priestertum, das religiöse und moralische Leben, umfassend das Gebet, die Wahrsagekunst, die Begriffe von Gut und Böse, die Stellung der Frau und der Sklaven.

Ein reichhaltiges Inhaltsverzeichnis und 32 Tafeln von Abbildungen sumerischer Altertümer geben dem Buche noch höheren Wert. Die Ausführungen sind klar, streng sachlich, ohne jemals den Boden der Tatsachen zu verlassen, allen Spekulationen abhold. Natürlich kennt der Verfasser die ganze Literatur. Kurzum, ein ausgezeichnetes Buch, das auf lange Zeit ein unentbehrliches Nachschlagewerk bleiben wird. Seien wir alle froh, daß es von einem so nüchternen und klaren Kopf wie dem Jean's geschrieben worden ist!

Falkenstein, Adam: **Literarische Keilschrifttexte aus Uruk**, hrsg. u. bearb. Berlin: Staatliche Museen zu Berlin, Vorderasiatische Abteilung 1931. (IV, 28 S., XL Taf.) 4°. RM 14 —. Bespr. von W. v. Soden, Leipzig.

Nach erfreulich kurzer Zeit legt uns Falkenstein in diesem Buche eine Auswahl der während des Grabungswinters 1928/9 in Uruk gefundenen literarischen Keilschrifttexte vor. Die (oft leider recht kleinen) Tontafelbruchstücke wurden zusammen mit etwa 6000 neubabylonischen Wirtschaftstexten, Urkunden und Briefen in der nordöstlichen Umschließung von Eanna gefunden; in ihr hat, wie es scheint, das Archiv dieses Haupttempels von Uruk gelegen, von dessen reichen Schätzen bisher erst ein Teil aufgedeckt worden ist.

In dem vorliegenden Bande sind 133 Texte in Autographien veröffentlicht; voraus geht nach einer knappen Einleitung über Fundort und Bedeutung der Texte eine ausführliche Inhaltsübersicht, innerhalb deren 5 der wichtigsten Texte auch in Umschrift und Übersetzung wiedergegeben sind; für die übrigen werden, soweit möglich, die Parallelstellen aus den schon bekannten Texten nachgewiesen. Die schön geschriebenen Kopien der oft sehr schwer lesbaren Texte verdienen uneingeschränkte Bewunderung, und die Bearbeitungen, zu denen auch Landsberger wertvolle Bemerkungen beigesteuert hat, fördern nicht nur das Verständnis der akkadischen Beschwörungen und Rituale in vielen Punkten, sondern enthalten auch wichtige Beiträge zum akkadischen Wörterbuch, deren Verwertung durch ein Wörterverzeichnis am Schluß sehr erleichtert wird. Einige störende Ungenauigkeiten in der Umschrift sind wohl durch die Knappheit der zur Verfügung stehenden Zeit verursacht[1].

Die meisten der aus der späteren babylonischen Literatur bekannten Gattungen sind in dieser Veröffentlichung vertreten, und zwar sind Nr. 1—3 Vokabulare; Nr. 4—6 Bruchstücke eines Kommentares zur Omenserie *šumma ālu ina mēlê šakin*; Nr. 7—8 Götterlisten; Nr. 9—25. 28. 29 zweisprachige Klagelieder, Hymnen und Beschwörungen; Nr. 26. 27. 30—37 akkadische Beschwörungen und Gebete, darunter die schöne *Lamaštu*-Beschwörung Nr. 33; Nr. 38: Bruchstück der 7. Tafel des Weltschöpfungsepos *Enūma eliš*; Nr. 39. 40. Bruchstücke der 4. Tafel des Gilgamešepos; Nr. 41—43 epische u. ä. Bruchstücke; Nr. 44. 45 mythologische Kommentare; Nr. 46 Weihungstext (über Viehopfer?); Nr. 47 vielleicht Bruchstück einer Bilderbeschreibung, ähnlich dem Text KB VI 2, 2ff.; Nr. 48—51 Rituale; Nr. 52—54 Hemerologien; Nr. 55—63 medizinische Texte; Nr. 64—102 diagnostische Omina; 103—120 astronomische Omina (Nr. 105f. in altbabyl. Sprache); Nr. 121—127 Geburtsomina; Nr. 128—131 Omina, z. T. zur Serie *šumma ālu ina mēlê šakin* gehörig; Nr. 132. 133 Leberomina.

Zu den Texten im einzelnen möchte ich bemerken:

Nr. 4 erklärt, wie Landsberger erkannt hat, Omina aus den Tafeln XIV (Auszugstext K 3739 = CT 40, 20), XV (Text CT 38, 21) und XVI (nicht erhalten[2]) der Serie *šumma ālu ina mēlê šakin*.

Nr. 27: Eines der wenigen vom *āšipu* gesprochenen *šu-íl-lá*-Gebete (vgl. Kunstmann, LSS N. F.

---

1) [Korr.-Zus. Die Besprechung dieses Buches durch B. Meißner in AfO VIII, 57ff. erschien erst nach Ablieferung dieser Besprechung und konnte daher keine Berücksichtigung finden.]

2) Nur der entsprechende Abschnitt der Kompilation *iqqur ēpuš*, die in ihren verschiedenen Rezensionen Omina für die Tagewählerei bzw. Monatswählerei zusammenstellt, ist erhalten; vgl. KAR 212 II 10—43 = K 3554 (s. dazu Gadd, CT 40, S. 6) und KAR 471, 6f.

2, 48). Im Ritual beachte Vs. 11 *ḫu-pe-e riqqēḫᵘ* „zerstückelte Spezereien"; das seltene Wort *ḫupû* ist bildungsgleich und bedeutungsverwandt mit dem von Landsberger LSS N. F. 2, 66 erklärten *lutû* (vgl. noch *iṣḫu-pe-e ṣar-ba-te* AMT 84, 4 III 11 mit *lu-te-e iṣṣarbati* KB VI 2, 134, 108).

Nr. 32 (bearbeitet S. 5ff.) enthält Beschwörungen und Ritualanweisungen zur Heilung von kranken Kindern, die, wie der Verf. schon beobachtet hat, mit den Beschwörungen der *Lamaštu*-Serie verwandt sind. — In Vs. 16 ist die Übersetzung des Verf. umzustellen: „um zu schinden, was vor dir ist, abzuschneiden, was hinter dir ist, abzuschla[gen . . .]". Vs. 17: zu *šiptu ul ṭa-tu-un* vgl. jetzt ZA 40, 193[1]. Vs. 18: Der „männliche" *mūṣu*-Stein begegnet auch AMT 7, 1, 10 und 97, 4, 10; Thompson handelt über diesen Stein ausführlich in Proc. of the Royal Soc. Medicine XIX (1926) 38[2].

Nr. 33: 2. Tafel der Uruk-Rezension der *Lamaštu*-Serie, die von der ninevitischen nicht unbeträchtlich abweicht (vgl. Verf. auf S. 2; bearbeitet S. 8ff.[1]). — Zur Bearbeitung: Vs. 14 lies: *ú-še-ri-du-niš-šim-ma ul-[tu ša-ma-mi]*; in der Übersetzung ist „nicht hat sie . . ." zu streichen. Vs. 17 lies: *šá né-re-bu-šú pit-l[u-ḫu]*: „deren Eintritt fürch[terlich ist]": Vs. 24 lies: *n[a-]šat! ina qa-ti-šá um-ma ku-uṣ ḫur-ba-šá*[2] *ma-la ta-bil(?)-tim[. . .]*: „sie trägt in ihrer Hand Hitze, Kälte, Fieberschauer . . ."[3]. Das *ma-ma-a* der Variante KAR 239 I 8 ist sicher nicht fehlerhaft, sondern zu dem sumer. Lehnwort *mammû* zu stellen, das mit *ḫalpû* und *šurīpu* gleichgesetzt wird (vgl. Muss-Arnolt S. 552). Vs. 42 ist gewiß *[d]u[-d]i-it-ta-šá* „ihr Brustschmuck" zu lesen[4]. Vs. 43: Das *ú* von *ru-um-mu-ú* ist in der Autographie versehentlich ausgelassen. Rs. 2: Das sumer. Lehnwort *itu* „Fluß" begegnet auch schon in dem altbab. Omentext Lutz, Univ. of California IX 374, 15 in *ki-ib-ri i-tim*[5]. Rs. 20 lies wohl *ú-ṣur šùm!-šú*. Rs. 24 lies *e tam-ta* (Var. *tal*)*-lik*. Rs. 30 lies wohl *rebīti* statt *sūq erbetti*.

Nr. 38 lehrt uns, daß die Dichtung *Enūma eliš* auch in Südbabylonien überliefert wurde. In Z. 18 (= Taf. VII 38) ist natürlich *[ṣu-lu-u]l!-šu-un* zu lesen, ebenso im Kommentar K 8299, 7 *[ṣu-l]u-lu*.

Nr. 41 ist ebenso wie der von F. genannte, z. T. parallele Text King, Chronicles Nr. I (S. 113ff.) eine u. a. die Zeit der Dynastie von Akkad behandelnde Geschichtsdarstellung in Chronikform, die zumal auf die Stadt Babylon bezügliche Ereignisse — die Beziehung ist bisweilen wohl erst künstlich hergestellt! — behandelt. Der biblischen Chronik verwandt, zensiert dieses Werk die Könige nach ihrem Verhalten gegen Babylon und seinen Gott Marduk und deutet ihr Schicksal als göttliche Vergeltung ihrer Taten; so wird hier z. B. dem alten König Sargon I. verdacht, daß er (angeblich!) das Gebiet (*i-te-e*) seiner Hauptstadt Akkad ebenso groß wie das von Babylon machen wollte und zu diesem Zweck sogar Erde von Babylon nach Akkad geschafft habe. Der geschichtliche Wert einer solchen Darstellung ist natürlich gering; so lange es uns nicht durch andere Quellen bezeugt wird, dürfen wir auf Grund hiervon nicht einmal das Bestehen der Stadt Babylon zur Zeit Sargon's für erwiesen halten.

Nr. 43 (bearbeitet S. 14f.) schildert eine Eroberung von Ur. — In Z. 11 ist gewiß *si-m[a-ak-ki-šu-un]* zu ergänzen.

Nr. 48 (bearbeitet S. 16f.) ist ein Ritual für den König. — Die Zeile Vs. 11 (3 *ab-ru tunappaḫaḫ* 3 [. . . .]) fehlt in Umschrift und Übersetzung.

Nr. 51 (bearbeitet S. 17ff.) ist ein sehr wichtiger Ritualtext, der besonders die Kultfeiern der Göttinnen *Uṣuramatsu* und *Aškā'ītu* für das ganze Jahr zusammenstellt und dafür z. T. ausführliche Anweisungen gibt[1]. Dieser Text bietet u. a. auch, wie der Verf. auf S. 18[3] scharfsinnig beobachtet hat, die lange gesuchte Lesung für das Kultgerät GI-GAB, die hiernach *paṭīru* ist. — Vs. 21 lies *a-ki-i šá ar-ḫu-ut-su*. Vs. 24. 26: SIL-AMEŠ ist nicht *sūqē*, sondern *sūq mê* zu lesen, das hier wohl ein Straßenname ist. Vs. 32. 33 ist statt *ūm* 9kám wohl wie in Rs. 12. 13. 19 *ūm* 7kám zu lesen. Rs. 8 ergänze wohl *bu-un-n[a-ni-e* dU. . . .].

Nr. 56 schließt, wie sich mir am Original bestätigte, an Nr. 62 so an, daß die Zeilen 56, 1—9 durch die Zeilen 62, 8—16 fortgesetzt werden; an den Bruchstellen lautet demnach der Text (Zeilenzählung nach Nr. 62): 9 . . . *arki a[n-]ni-i* . .; 10 . . *ùr bīti(?)* . . .; 11 . . . *mê kasîSAR tar-bak* . . .; 12 . . . *iṣšunû buqlu(?) šam* AG-UD . . . .; 14 . . . *ú-saḫ[-ḫa]-la[-š]ú ana bulluṭi-šú* . . .; 15 . . . *šam ba-ri-rat šá[m(?)?* -ḪAR *šam*AG-UD . . . Für 14ff. vgl. die ähnlichen Abschnitte KAR 191 I 16ff. und AMT 70, 7, 2ff.

Nr. 57 gehört laut Unterschrift zur Serie *šumma amēlu muḫḫa-šu išāta ukāl* (vgl. dafür besonders CT 23, 23—50 und AMT 102—105).

Nr. 122 ist Duplikat zu CT 27, 4, 34ff. = CT 28, 10: K 7278, 3ff. und deren Fortsetzung CT 27, 24 (vgl. Dennefeld, Geburtsomina S. 38ff.). Durch Vergleich aller Stellen werden jetzt auch die bisher noch nicht richtig gedeuteten Formen *še-pa-nu-uš-šu* Nr. 126, 24—26, *še-pa-nu-ši-na* Nr. 122, 6 = CT 27, 4, 37 = CT 28, 10: K 7278, 6 und *še-pa-nu-šu-nu* CT 27, 4, 17 = 6, 13 klar: *šumma sinništu še-pa-nu-uš-šu ūlid* bedeutet: „Wenn eine Frau ein Kind 'füßlings' gebiert", d. h. so, daß die Füße des Kindes zuerst hervorkommen, nicht, wie in der Regel, der Kopf[2]. Leider ist zu keinem dieser Omina die Deutung erhalten.

Nr. 124: Wie Landsberger erkannt hat, ist zu Rs. 10 auch CT 40, 33 Vs. 18 und zu Rs. 15—19 auch ebd. Rs. 3—7 Duplikat. Für die Zeilen Rs. 25f. dieses Textes vgl. auch den Kommentar CT 41, 28 Rs. 2. — Rs. 10 lies nach Kollation *uš-qá!-lal-la* (die Duplikate haben *iš-qá-lal-la*).

Zum Schluß sei dem Verf. für die mühevolle Arbeit der Herausgabe dieser Texte noch einmal herzlich gedankt.

---

1) Die Verschiedenheit der Zeilenzählung in Autographie und Umschrift wäre besser vermieden worden.

2) Die Lesung *ḫurbašu* ist durch JRAS Cent. Suppl. S. 63ff.: Kol. V 15 und VAB II 357, 74 gesichert.

3) Gehört *ta-bil-tim* (so wohl zu lesen) zu dem zuletzt von Thompson Proc. of the Royal Soc. Medecine XVII (1924) 23[4] besprochenen Wort *tābīlu*, das vielleicht „das Trockene" bedeutet?

4) Zu diesem Wort vgl. *Lamaštu*-Serie I 3, 30 (ZA 16, 162), TU 49 Rs. 28 und Ehelolf, BoSt. 10, 54.

5) S. 10, Anm. 5—13 lies B statt A.

1) Ein gleichartiger Text für Babylon ist Reisner SBH Nr. VIII, bearbeitet von Unger, Babylon S. 264ff.

2) Bei mehreren Kindern müssen dann natürlich die Pluralsuffixe gebraucht werden. Für die grammatische Erklärung dieser Formen vgl. Rez. in ZA 41, 115[4] Ende.

Dossin, Georges: **La Pâleur d'Enkidu.** Löwen (Belgien): M. Istas [1931]. (30 S.) gr. 8°. Bespr. von Albert Schott, Bonn.

Die Pennsylvania-Tafel (im folgenden GEP) des Gilgamesch-Epos (PBS X_3, vgl. YOR IV_3) berichtet (Rs. I 31), daß Enkidus „Antlitz fahl ward". Warum? Verf. sucht es zu erklären: Enkidus Erblassen habe einen tieferen Sinn, es drücke die Beklommenheit aus, die bei der überraschend gekommenen Bekanntschaft mit der Kultur, insbesondere mit den Mühsalen des Landbaus, der Wilde empfindet. Ref. vermag diese Auffassung nicht zu teilen. Hierzu und zu anderem seien folgende Bemerkungen erlaubt:

Verf. möchte am Ende von GEP III und am Anfang von GEP IV ein Bild aus dem Leben eines Bauern erkennen. Die einzige Stütze hierfür, die er dem erhaltenen Wortlaut abgewinnt, besteht in seiner Lesung (III 37) *„a-na-a[m ú]-za-aq-qí-ir"*; aber die Ergänzung ist in höchstem Grade unsicher und die Übersetzung „fit monter le ‚shadouf'" nicht minder unwahrscheinlich. Zu Spalte IV (= Rs. I) Zl. 1: *i-ip-pu-uš ul-ṣa-am* mit Ebeling, Era (Bln. '25) S. 2/3 Zl. 18 eig. „er macht Wonne", dann Ausdruck für „er hat (seine) Lust (am Beilager)", nicht „il produit l'abondance". — 5: *uk-ki-ši* = „fais-venir"? *ukkušu* ist Kaus. zu *akašu*; dies etwa *tebû* + *alāku* „sich aufmachen", „proficisci". Stellen: I_1 *i-ku* (! für „*ba*")-*ús-su-um-ma*, wie Verf. (und früher Ungnad ZA 34 18, auch V. Domke in seiner ungedruckten Diss. Berlin 1924, Maschinenschrift S. 51) GEP IV 9 richtig liest; übersetze aber wohl: „(Die Dirne rief den Menschen an,) sie machte sich auf zu ihm", kaum „(celui-ci) vint vers lui". Ferner HW 58 unter II. אכשׁ; JRAS Cent. Suppl. Okt. 1924, 33 Rs. 4. — I_2 *i-tá*[1]-*ku-ús-su* GE Meissn.-Br. I_5 „(Šamaš ward betrübt,) machte sich auf zu ihm (, und sprach zu G.)". Thureau-Dangin (RA 29 63) liest: *i-da-ak-ku-uš-su* und übersetzt fragend: en l'abordant; wieder anders Šileico, CR Acad. Sc. URSS 1927 B 132 (wo Zitat falsch). — II_1 HW 58 unter I. אכשׁ, sowie unsere Stelle. — III_2 *uš-ta-kiš* Viroll., Astrol. Chald., Sin III_{42} — 7: Verf.'s Lesung *lu-uš-me*(!) sachlich sehr gut, nach dem Lichtdruck bei Langdon a. a. O. aber nicht so sicher, wie Verf. es hinstellt; wenn auch nicht unmöglich. *zikru* dann jedenfalls mit Verf. „Rede". 9: ich möchte *i-ta-* 𒁀 (für 𒁀) *-šu* (vgl. V 8: *i-ta-ṣa-a*) „sprach zu ihm" vermuten: es folgt direkte Rede. — 10: *e-eš ta-ḫi-i-*[*ša*]-*am* nach wie vor (Jensen OLZ 1929, 649) „wohin eiltest du", nicht „warum kamst du her". — 11: *mi-nu a-la-ku ma-na-aḫ-*[*ti*]-*ka* „was (ist) deiner Mühsal Gang", nicht: „que signifie le labeur que tu accomplis?" — 14: „[*i*]*k-*[*k*]*u-*[*l*]*a*", wenn richtig ergänzt (was denkbar wäre) vielleicht wirklich, trotz des *u* (statt *a*) in der Wortmitte, mit Verf. „(im Familienhaus) werden (die Geschicke der Menschen) gehalten". Man würde allerdings *iššāma* (*šîmāt nīšī-ma*) erwarten (so auch Verf. S. 12). — 16: für *„eṭ*(!)*-lu-tim"* lies mit Rücksicht auf Zl. 19—26 doch wohl (wie auch schon Langdon erwog): *kal-lu-tim* „der Brautschaft". Das Wort davor überzeugend zu erklären, ist Verf. nicht geglückt, ebensowenig die Zeilen 17 und 18. Lassen wir das Rätsel vorläufig lieber ungelöst! Wie die Sache eben liegt, besteht wenig Hoffnung auf eine richtige Lösung. Jedenfalls ist **uḳlāt* für *eḳlā/ēt* sehr gewagt; *ṣa-a-a-ḫa-tim* statt *ṣiḫātim* unmöglich. Es scheint im übrigen mindestens zwei $\sqrt{ṣîḫ}$ o. ä. zu geben: **I.** „wünschen" und **II.** „heiter sein", „lachen", „lächeln", „sich lustig machen"[1]; bei **II.** heißt „über (etwas)" allemal *ina muḫḫi*. Zu **I.** z. B. GETh² XI 163; zu **II.** die Stellen HW 566 a unter „II. צחק" I_2 und I_3, ferner GE Yale 201, sowie Delitzsch' *„ṣîḫtu* Pl. *ṣîḫâti* Pracht, Glanz". Der Inf. liegt vielleicht AKA 153, 5 vor: *a-lam-ga-a-te an-na-te ašar*(?) [*ayelu*] (?) *bēlē*^{meš} *ālāni*^{meš} *u ub/p-ru-te*^{meš} *ina muḫḫi*[*šu*] *ṣi-a-ḫi e ṭa-áš*(?)-[*ta*](?)-*kan*(?) „diese Statuen(?) sollst du nicht hinstellen, wo Stadtherren und Bürger(?) darüber lachen(?) (können)[4]" (wörtl. „an einen Ort des Stadth.- und -Bürger(?)-darüber-Lachens(?)"). Zweifelhaft bleibt, ob folgende Ausdrücke $\sqrt{ṣîḫ}$ **I.** oder **II.** zuzuweisen sind: *a-na ši-tap-ru-šú* 𒁀𒀀 *-te-ni-š*[*ú*] *i-ṣa-ḫa libba-šu*[5] und *libbi*[*bi*] *a-na a-ma-ri-ka is-ṣi-ḫa-an-ni*[6]; ferner *ṣa-a-a-aḫ* GETh IX v 51, vgl. mit HW a. a. O. II R 37, 44, und unsere Stelle GEP IV 18. Von beiden Wurzeln zu trennen: *„ṣîḫtu* Wehklage" (HW. a. a. O.); doch wohl sicher zu hebr. צוח[7]. 20 u. 22: lies *pi-ti* $^{b}/_{p}$ *u-uk ni*(!)*-ši*;

1) Nach freundlicher Auskunft von Ehelolf hat die Tafel deutlich DA, nicht etwa TA.

1) Entfernt verwandt mit ضحك-צחק ?

2) R. C. Thompson, The Epic of Gilgamish Oxf. 1930.

3) Für *ubārūte* und dann pl. von *ubāru* (etwa = *mâr áli*, als Gegensatz zu *bêl áli*)? [Der Kosename $u^{b}/_{p}$-*ru-tu* (so heißt ein *līmu* um 920: FwA S. 166) leitet sich gewiß vom namenbildenden Wort *ubar*(*a*) „Schützling(?)" her. Da dies sumerisch ist, braucht man sich weder für Länge noch für Kürze der zweiten Silbe zu entscheiden. War sie kurz, so konnte sie leichter synkopiert werden, als etwa in akkad. *ubāru*, das sich zu *ḳurādu* stellen mag. Vielleicht ist dementsprechend auch unser $u^{b}/_{p}$-*ru-te* der Plural eines Lehnworts **ubrū* < **ubarū* < *ubara*? Vgl. noch den Eigennamen (eines späteren Besitzers der Urkunde?) *mub-rum* CT 36, 8 (dahinter A.ZU gewiß Berufsbezeichnung)].

4) Wenigstens die eine uns erhaltene (BM 849) *„alamgatu"*, auf der die obigen Worte Ašurbêlkālas stehen, stellt eine nackte Frau dar und ist insofern (nur für Assyrien?) ein Unikum. Babylonischer Einfluß? Ašurbêlkālas Frau eine bab. Königstochter! Oder westsemitische Einwirkung? Im Fluch der Ašurbêlkāla-Inschrift werden neben 𒁀𒀀[𒀭𒊩] (? s. Deim. Panth. Nr. 1296 und AKA 170, 1—171, 10) die Götter des Landes Amurru genannt. [Vgl. AfO VI 76. Kleine Figürchen von nackten Frauen kommen in Assyrien so gut wie zu allen Zeiten vor. (Andrae, Ischtar-Tempel.) Weshalb rechnete also der König auf ein Gelächter der Bürger, wenn er eine nackte weibliche Statue aufstellte? Ziemte sich das für seinen Rang nicht, war es somit ausschließlich Sache des niederen Volkes, sich mit solchen Dingen abzugeben? Es wäre wichtig, das zu wissen.]

5) Ašn. III 26, vgl. HW a. a. O.

6) BE $XVII_1$ Nr. 89, 8.

7) [Von *„ṣa-a-a-ḫa-tim"* bis hierher war der Wortlaut schon Ende 1931 niedergeschrieben. Ich habe ihn völlig unverändert gelassen, da ich mich nicht davon überzeugen kann, daß Landsberger recht hat, wenn er (ZA 40, 297f.) dem Akkadischen nur eine einzige Wurzel *ṣîḫ* zugesteht, der demnach alle von ihm und von mir gebuchten Fälle zuzuordnen wären. Als ausschlaggebend für die Berechtigung ein I. *ṣîḫ* „begehren" (s. schon Jensen,

„*i-ti-bu-uk* . . .“ undenkbar[1]. Das *b/pukku*, das auch GEth I II 10. 22 genannt wird, ist vielleicht ganz oder teilweise eins mit dem *bît emûtim*, was sich daraus zu ergeben scheint, daß beide nur in engem Zusammenhang mit den Ursachen des Streits zwischen Gilgamesch und Enkidu erwähnt werden. Hier „ist das *b/pukku* der Menschen geöffnet zur Gattenwahl (*ana ḫaiâri*[2])“ für Gilgamesch; „er beschläft die, so zu Ehefrauen bestimmt sind[3]; er zuerst, hernach der Ehemann[4]“. Es ist also doch wohl so, daß die Urukäer von Gilgamesch wenigstens unter anderem, wenn nicht hauptsächlich dadurch bedrückt werden, daß er das ius primae noctis für sich beansprucht und erzwingt[1]. Das haben Jensen und ich unabhängig voneinander erkannt. Zu bemerken wäre dabei, daß jenes „Recht“ im Alten Zweistromland außerhalb der Sage nicht bezeugt ist. Der „*eṭlu*“ des Epos jedoch erklärt, es sei „nach göttlichem Ratschluß befohlen; beim Abschneiden seiner[2] Nabelschnur[3] ist es ihm[2] bestimmt“ (wörtlich „seine[3] Bestimmung“). „Auf des Mannes Rede ward“ Enkidus „Antlitz fahl“ heißt es nun — sehr begreiflicherweise.

Anhangsweise sei zu S. 28 vermerkt, daß es GEP II 31f. von der Ḫarimtu heißt: „an der Hand ihn gefaßt haltend, führte sie ihn wie eine Mutter“. Die Spuren hinter *ki-ma* (Zl. 32) sind bestimmt zum Zeichen ama = *ummim* zu ergänzen, nicht zu *alpim*, wie Verf. will. — In Zl. 31 das. ist *ká-ta-as-su* wohl lapsus calami für *ká-as-su*.

Das Schriftchen ist Thureau-Dangin gewidmet, zur Erinnerung an das Erscheinen von dessen hervorragendem Buch „Inscriptions de Sumer et d'Accad“ vor drei Jahrzehnten.

Jean, Charles-F.: **Tell Sifr.** Textes cunéiformes conservés au British Museum. Paris: Paul Geuthner 1931. (23 S., CXCVIII Taf.) 4°. 300 Fr. Bespr. von M. San Nicolò, Prag.

Der verdiente Herausgeber der im Louvre aufbewahrten altbabylonischen Rechtsurkunden aus Larsa hat nun seine Fürsorge einer zweiten, nicht minder wichtigen Gruppe von Tontafeln juristischen Inhalts zukommen lassen, welche sowohl chronologisch als auch formell mit jenen zusammenhängen. Es sind das die seinerzeit von Loftus in Tell Sifr, einem Ruinenhügel etwa 20 km östlich von Larsa (Senkereh), dessen antiker Name vielleicht Kutalla gewesen ist (vgl. Nr. 71,14)[4], gefundenen Geschäfts- und Prozeßurkunden. Sie gehören zu den ersten publizierten Rechtsdenkmälern aus der Zeit der Ḫammurapi-Dynastie, denn ihre editio princeps, eine für die damaligen Verhältnisse sehr anerkennenswerte Leistung, hat Strassmaier unter der irrigen Bezeichnung „Altbabylonische Verträge aus Warka“

Kosm. 440f.) anzusetzen, erscheint mir nicht GE XI 163, sondern — ich verwerte hier Hinweise von Jensen — folgendes: a) Šurpu III_{80} steht *šedē*^{meš} *ṣa-ia-ḫu(-ú)-ti/te* || mit *utukkē ṣa-ia*(Les. *-a-a)-du-(ú-) ti/te* (81). b) Ebeling MAOG 1 32_{20} heißt es: *áš-ba-ku ina pu-un-zir-ri šá ṣi-ḫa-a-t*[*i*] (bei Landsberger nachzutragen). In a) müßte es nach Landsberger, wenn ich ihn richtig verstehe, etwa ein teuflisches Grinsen, in b), da es sich hier um Liebe handelt, das „Anlachen des Geliebten“ bezeichnen. Ein solches Auseinanderstreben der Anwendungsweisen eines Wortes, das eine so vieldeutige Lebenserscheinung wie das Lachen bezeichnet, wäre an sich nichts Verwunderliches. Aber daß beide Anwendungsweisen mit dem „Jagen“ parallelisiert werden (vgl. noch b)$_{21}$: *bu-'-(ú-)ra a-a aḫ-ṭi*) ergibt, wenn man vom „Lachen“ ausgeht, ein undurchführbares „Zeugma“. Die Schwierigkeit entsteht nicht, wenn man in a) und b) *ṣiḫ* = „Verlangen“ „(heftig) begehren“ setzt. — Ferner Sargon, 8. Feldz. 225 (s. bei Landsberger Nr. 4)! Es heißt dort: *inîb-šu ma-a'-du . . . ik-ṭu-pu-ma* ^{0}*a-na-an-tiš ḫat-ti libbîbi la e-zi-bu*^{0} + *da-ri-eš šat-ti ṣu-uḫ-ḫu* + $_{226}$*iṣē*^{meš}*-šu rabûti*^{meš} *si-mat ēkallîti-šu ki-ma* ^{še}*bukli aš-ṭi-ma*. ^{0}—^{0} und +—+ sind finale Infinitivkonstruktionen, in denen beidemal wegen der *iš*-Wörter das *ana* vor dem Inf. unterdrückt ist (vgl. MVAeG 1925_2 95[1]. Man übersetze: „Sein vieles Obst . . . pflückten sie, und dann, damit für einen Krieg die Herzensfurcht (ihn) nicht verlasse, damit (er) für lange Zeit darbe, ... te ich die großen Bäume, die zu seinem Palast gehörten . . .“, also weder die Krieger, wie ich MVAeG 1925_2, 100 irrtümlich annahm, noch „Dachgebälk“; so Goetze MVAeG 1927_1, 70f., wo im übrigen Wichtiges zur Stelle). Der Übergang „Verlangen tragen“ > „darben“ darf wohl im Hinblick auf die Bedeutungen von *ṣm'* und auch ohnedies als annehmbar erscheinen. Wie man das *ṣu-uḫ-ḫu* unserer Stelle an *ṣiḫ* „lachen“ anschließen könnte, vermag ich mir nicht vorzustellen. Landsbergers „Fluren“ sind doch wohl nur durch ein Versehen ins Spiel gekommen. — Daß man heute schon alle vorkommenden Fälle von *ṣiḫ* auf die beiden Wurzeln (vielleicht + *ṣuḫ*) verteilen kann, bezweifle ich.]

1) Verf. nimmt für ad hoc einen Lautwert „*i*“ an. — Auf eine Anfrage hat Dr. Legrain mir am 28. XII. 26 freundlichst mitgeteilt, daß an beiden Stellen das übernächste Wort auch bei genauer Betrachtung so aussieht: , nicht . Trotzdem teile ich bedenkenlos Verf.'s Ansicht, es sei *nîši* gemeint: auf altbab. Tontafeln wird ja so oft für geschrieben.

2) Verf.: „aux cultures“, mit unbefriedigender Begründung.

3) *aššat šîmâtim* = **pl.** d. Kompositums *aššat-šimtim*, eig. „Bestimmungs-Ehefrau“, frei: „die zur Ehefrau bestimmt ist“.

4) Nicht „après quoi, la mort!“ Indes verdanken wir Verf. die wichtige Verbesserung *mu-tum*(!) für „*mu-uk*“.

1) Vgl. Th. Jacobsen, How did Gilgameš oppress Uruk? (Acta Orientalia VIII 62ff.) J. behält insofern Recht, als Enkidu Gilgamesch vom Mißbrauchen seiner Macht zu geschlechtlichen Zwecken abbringen soll. Aber widernatürliche Beziehungen der Freunde anzunehmen, wie J. tut, zwingt das Epos nirgends.

2) Bezieht sich auf den zukünftigen Ehemann.

3) = schon bei der Geburt, wo ja die Götter das Geschick des Menschen bestimmen. Verf. liest *ina pitiḫ abunnatišu* und übersetzt „dès la formation de son corps“ — beides gewiß mit Unrecht. Jensen hatte (OLZ 1925, 21) gemeint, daß an unserer Stelle „dem Anscheine nach *abb(pp)unnatu* . . . Synonym von *emûtu*“ sei, ist aber heute der hier vorgetragenen Ansicht.

4) Die altbabylonischen Urkunden geben bekanntlich den Ausstellungsort nicht an.

bereits 1882 in den Abhandlungen und Vorträgen des 5. internat. Orientalistenkongresses erscheinen lassen. Zehn Jahre später hat Meißner siebzehn Stücke davon in seinen noch immer unentbehrlichen „Beiträgen zum altbabylonischen Privatrecht" neu herausgegeben, transkribiert und übersetzt. Allein das Fehlen einer dem gegenwärtigen Stande der Forschung entsprechenden Gesamtausgabe dieser so aufschlußreichen Texte bildete in letzter Zeit einen besonders von dem Rechtshistoriker schmerzlich empfundenen Mangel, dessen ersehnte Abhilfe wir nun Jean, dem besten Kenner des Urkundenmaterials aus dem Königreich von Larsa, verdanken.

Die Publikation bringt auf 198 sauberen, dem Duktus der Originale folgenden, autographierten Tafeln 98 chronologisch geordnete Urkunden. Zwei Drittel von ihnen sind Hüllentafeln, deren Innen- und Außenschrift in extenso nacheinander wiedergegeben wird. Auch die Siegelinschriften sind, soweit sie leserlich waren, reproduziert worden. Drei Urkunden, die Nr. 38, 46 und 98, sind neu hinzugekommen. Davon besteht die letzte nur aus wenigen Zeichen, während die erste schon bei Meißner (Nr. 27) und auch in der Chrestomathie von Schorr (Nr. 245) veröffentlicht wurde, was dem Herausgeber anscheinend entgangen ist. Nr. 46, ebenfalls eine Quittung, entspricht Meißner Nr. 29 und lautet: 15 *šiqil kaspam ša la-bu-ut-tu itti Ṣ. I. li-e-qu-ú li-ib-ba-šu ṭāb*^{ab}; zwei Zeugen, Datum und ein Siegelabdruck.

Die Vorzüge dieser auf gewissenhafter Kollation der Originale beruhenden Neuausgabe sind zu evident, um noch besonderer Hervorhebung zu bedürfen. Die zahllosen Verbesserungen gegenüber den Straßmaierischen Lesungen, von welchen die Übersichtstafel nur eine Auslese bietet, klären viele bisher dunkle Stellen auf und bestätigen zum Teil auch die in den Übersetzungen von Kohler-Ungnad, Hammurabis Gesetz III, vorgebrachten Emendationsversuche. Einzelnes bleibt allerdings, wenigstens mir, nach wie vor ungeklärt. Es wäre jetzt zweifellos eine auch rechtsgeschichtlich dankenswerte Aufgabe, auf der von Jean gebotenen ausgezeichneten Grundlage eine Neubearbeitung der Urkunden aus Tell Sifr in Umschrift und Übersetzung zu unternehmen.

Buren, E. Douglas van: **Foundation Figurines and Offerings.** Berlin: Hans Schoetz & Co. 1931. (XVI, 81 S., 20 Taf.) 4°. RM 40 —. Bespr. von V. Christian, Wien.

Die Verfasserin bietet in diesem Buch einen erschöpfenden Überblick über die Sitte der Gründungsopfer von der ältesten Zeit bis in die neubabylonische Epoche. Die Behandlung des Materiales erfolgt periodenweise, wobei der Inhalt des Kapitels „The prehistoric period" wohl besser zum folgenden („The archaic period") gezogen worden wäre. Denn die Beispiele aus den Königsgräbern von Ur und aus der Roterdschicht von Kisch gehören sicher der historischen Zeit an, während die Fälle vom Temenos in Ur und von Bismaja unsicher sind. Die von der Verfasserin vertretene Auffassung der Nagelfigur des Lugalkisalsi als Gründungsgabe findet durch die kürzlich in RA 28, 81f. veröffentlichte nagelförmige Alabasterfigur, eine Weihgabe (nicht Bildnis) Urnansche's, eine Stütze. Unklar ist mir, warum die Verfasserin die Zeit Assurbanipals und Nabopolassars als „Babylonian period" absondert und ihr die folgende Epoche als „Late Babylonian period" gegenüberstellt.

Den Ursprung der Sitte, in Bauten Weihfiguren einzuschließen, erklärt die Verfasserin folgendermaßen: Der Türpfosten des Hauses habe als Sitz der Hausgeister gegolten, weswegen sein Abbild als Talisman des Baues in die Gründung versenkt wurde. Allmählich habe das obere Ende dieses Pflockes die Gestalt eines menschlichen Oberkörpers angenommen, wodurch der Typus der Nagelfiguren entstand. Im weiteren Verlauf der Entwicklung seien an deren Stelle die Bilder verschiedener Schutzgeister in menschlicher oder tierischer Gestalt getreten. Für den hier angenommenen Anfang der Reihe fehlt nun jeder Beleg; auch wüßte ich keinerlei ethnographische Parallelen für diese Entwicklung anzuführen. Dagegen sind Pflöcke, die in einen menschlichen Kopf oder Ober-Körper endigen, in der Völkerkunde als Abbild von Geistern, Ahnen usw. durchaus nicht selten (man vgl. etwa die Figuren von Nias bei Buschan, Ill. Völkerk. II 1, Taf. XLVI, 12, die ostsibirischen „Götzen" (ebenda, Abb. 202, 6; 217), die griechischen Hermen u. dgl.). Daß diese Pflöcke die spitze Nagelform annahmen, wird wohl reiner Zweckmäßigkeit entspringen, indem sie ja in die Erde gesteckt werden sollten.

Die Abbildungen, die in dankenswerter Weise viel unveröffentlichtes oder an schwer zugänglicher Stelle publiziertes Material bringen, legen Zeugnis von der eingehenden Vertrautheit der Verfasserin mit dem Stoff ab. Da sie außerdem über eine gediegene Kenntnis der einschlägigen Arbeiten verfügt, bedeutet ihre sorgfältige Studie eine wirkliche Bereicherung der archäologischen Literatur.

Tabouis, G.-R.: **Nabuchodonosor et le Triomphe de Babylone.** Préface de M. Gabriel Hanotaux, de l'Académie Française. Paris: Payot 1931. (420 S., 20 croquis et 18 illustr.) 8°. = Bibliothèque Historique. 30 Fr. Bespr. von K. Tallqvist, Helsingfors.

T. hat früher ein Buch „Le Pharaon Tout Ankh Amon" veröffentlicht und darin ein anschauliches Bild des ägyptischen Lebens zur Zeit Tutanchamons gezeichnet (vgl. OLZ 1929, Sp. 640). Für ihre neue Aufgabe, die Persönlichkeit des neubabylonischen Königs und des babylonischen Lebens zu seiner Zeit darzustellen, hat sich die gelehrte Verfasserin als Schülerin von Dussaud und Contenau mit großem Fleiß vorbereitet. Ihre Belesenheit, besonders in der

älteren einschlägigen Literatur, ist achtunggebietend, und durchgängig werden die Quellen angeführt. Eine strenge wissenschaftliche Kritik verträgt das Werk jedoch nicht. Es ist vor allem als belletristische Leistung zu beurteilen, bei der die Phantasie reichlich zu Hilfe gezogen wird und die Geschichte mit der nötigen Freiheit für ein anschauliches Bild des babylonischen Königs verwendet wird. Die Schreibung der Namen ist mehrfach fehlerhaft, z. B. *Kédalpedikat Kélam* S. 16 (1), *Ninurtá-sar-usus, Nabunadin-suru, Marrukitid* S. 20 (2), *Belit-ilit* S. 69, *Adaran* S. 81 usw. Eine Statue des Königs Gudea führt die Unterschrift „*Ningirsu*, fils de *Goudea*"(!).

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Smith, George Adam: **The Historical Geography of the Holy Land.** 25th Ed. London: Hodder & Stoughton 1931. (XXVIII, 744 S., 8 Ktn.) 8°. 25 sh. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Das 1894 zuerst erschienene Werk, mir in der 14. Aufl. von 1908 vorliegend, hat sich im Umfang seitdem um 31 Seiten vergrößert. Das hängt besonders zusammen mit der jetzt vollzogenen Einschaltung eines besonderen Kapitels über das Land Edoms (21 S.), sowie mit der Behandlung des „Weltkrieges" und der vier- oder fünfunddreißigsten Eroberung, welche Jerusalem nach des Verfassers Zählung erlebte. Sein britischer Standpunkt zeigt sich hier darin, daß nur englische Berichte von ihm benutzt werden, aber auch darin, daß es für ihn nur englische Mission in Palästina gibt. Der jüdische Zionismus bleibt unbeachtet, während betont wird, daß durch die jüdische Einwanderung in letzter Zeit die Mittelpunkte jüdischen Gottesdienstes sich vermehrt haben und die hebräische Sprache neu aufgelebt ist. Da nach einem Überblick über Palästina als Ganzes in der Weltgeschichte, in Form, Klima und Religion die einzelnen Teile des Landes von der Küste bis Damaskus unter historisch-geographischem Gesichtspunkte behandelt werden, kann nicht genaue Erörterung der zahlreichen geologischen, historischen und topographischen Fragen, welche Palästina stellt, erwartet werden. Das Buch bietet einen auch heute lehrreichen Überblick, mit dessen Einzelheiten man sich auseinanderzusetzen hat. Die von J. Bartholemew and Son bearbeiteten Karten, welche die Höhenunterschiede nur durch Farben angeben und deshalb sehr klar sind, wurden durch eine Karte von „Idumaea", welche dem sogenannten Negeb gilt, und eine Karte des „Landes Edoms", welche auch den Osten einschließt und bis zum Meerbusen von 'Akaba reicht, vermehrt. Auffallend ist bei der letzteren, daß der Hauptverkehrsweg des Ostens fehlt und daß Petra nördlich von elği und dem wādi mūsa gelegt ist. Auffallend ist, daß S. 372f. noch immer nach Robinson behauptet wird, daß am Jakobsbrunnen „viele Ströme" vorüberfließen, während es sich doch nur um zwei Quellen handelt, von denen eine ein kurzes Bächlein bildet, dessen Wasser eine Mühle deshalb zeitweise treiben kann, weil bei palästinensischen Mühlen das Wasser in senkrechtem Fall das wagerechte Mühlrad bewegt. Die Frage nach der Lage der Pentapolis im Norden oder Süden des Toten Meeres läßt der Verf. S. 508 unentschieden.

Jirku, Prof. D. Dr. Anton: **Geschichte des Volkes Israel.** Leipzig: Quelle & Meyer 1931. (XII, 222 S.) 8°. = Theologische Lehrbücher, hrsg. von E. Seeberg. Geb. RM 8.40. Bespr. von W. Baumgartner, Basel.

Diese neue bis zum Exil reichende Darstellung der Geschichte zeigt anschaulich, wie weit heutzutage der consensus in den kritischen Fragen reicht — die Unsicherheit und der sagenhafte Charakter weiter Strecken der alttestamentlichen Überlieferung, z. B. über die Zeit der Väter und des Mose, wird offen anerkannt und wiederholt betont — und welchen Anteil Orientalistik und Ausgrabungen daran haben. Zog auch der Charakter eines in erster Linie für studentische Leser bestimmten Buches dem Verf. gewisse Grenzen, so ist doch Richtung seiner Neigungen und Interessen unverkennbar; große Mühe ist z. B. auf die Bestimmung der topographischen Namen verwertet.

Anderseits möchte man freilich gerade unter dem Gesichtspunkt eines studentischen Lehrbuches manches etwas anders wünschen.

Schon E. Sellin hat in seiner Besprechung in der DLZ 1931, 1201ff. das Fehlen einer Geschichte der Disziplin bemängelt. Über die Entwicklung einer kritischen Behandlung, ihren Kampf mit der Tradition, über Wellhausens Bedeutung, über die Modifikation seines Geschichtsbildes durch die Erschließung des Alten Orients usw. wäre doch allerlei zu sagen gewesen, was für Theologiestudenten wichtig genug ist. Nun kommt Wellhausens Name, wenn ich recht sehe, überhaupt nie vor, ebensowenig Ed. Meyers Geschichte des Altertums oder seine Israeliten oder Greßmanns Mose, während Guthe und Kittel höchstens beiläufig einmal genannt werden. Auch der Abschnitt über das AT als Geschichtsquelle (S. 13f.), grad eine gute halbe Seite, gibt von der Vielgestaltigkeit seines Quellenmaterials nur einen ungenügenden Begriff; von den literarischen Gattungen redet ein einziger und dazu noch ziemlich orakelhafter Satz. Auch J. arbeitet mit den Begriffen Sage und Legende, unterläßt aber leider eine nähere Kennzeichnung derselben. Sage steht ihm als Erfindung und Dichtung (S. 57f. u. ö.) der Geschichte gegenüber. Aber Moses' Erziehung am Pharaonenhof erscheint ihm trotzdem „nicht unmöglich" (S. 74) und aus I. Sam. 16 gewinnt er eine historische Beziehung zwischen Samuel und David (S. 122. 124). Auch die Auffassung des Ahab (S. 167f.) vermag sich von der Darstellung der Sage viel zu wenig freizumachen. Auch ein Wort über das Wesen der im AT so zahlreichen ätiologischen Sagen und über Sagenkompositionen wäre wohl am Platz gewesen. Ebenso hätte sich über die Eigenart der bei Herodot vorliegenden Überlieferung, die doch mehrfach herangezogen wird (z. B. S. 205f., 208[4]), etwas mehr sagen lassen, als daß sie in einem Atem mit hetitischen und südarabischen Inschriften als für das AT wenig belangreich abgetan wird (S. 17). Mehr temperamentvoll als richtig ist die Warnung „vor den sogenannten Verbesserungen eines verderbten Textes auf Grund der alleinigen Kombinationsgabe moderner Gelehrter" (S. 14); meint J. denn wirklich, der freien Konjektur ganz entraten zu können? — Man kann auch fragen, ob es sich beim bekannten Zustand der Überlieferung nicht empfohlen hätte, gewisse wichtige Fragen, wie etwa mosaische Zeit und Einwanderung, mehr diskutierend, als Probleme mit all ihren Schwierigkeiten und Möglichkeiten, vorzuführen. In all dem könnte man sich das

Buch methodischer und praktischer denken. Auch ein durchgängiger Verweis auf Greßmanns „Altorientalische Texte" hätte dem Studenten wohl mehr gedient, als das Zitieren von Recueil, Records und anderen originalen Quellenwerken, die jener doch nie in die Hände kriegt.

Zur wissenschaftlichen Stellungnahme des Verfassers kann ich mich kurz fassen. Wir begegnen wiederum seinen bekannten Gedanken über die Chabiru (S. 53), Gen 14 (S. 61ff.), Dekalog (S. 78) und Bundesbuch (S. 81f.). Eine Jeremiastelle beweist ihm, daß Moses' Religion keine Opfer kannte; in Ex 20, 7 sieht er eine Ablehnung des „plärrenden Anrufens des Gottesnamen in den Formen altorientalischer Kulte" (S. 79); die Nabalgeschichte zeigt ihm, „wie tief er (d. i. David) eigentlich schon gesunken war" (S. 125). Bei der Landnahme (S. 89ff.) möchte man fragen, ob sie nicht zu einseitig als Eroberung gefaßt ist, warum Alts territorialgeschichtliche Forschung hier nicht berücksichtigt wurde, ob wirklich ein Abfall zu den Landesbaalen nur „in bescheidenem Maße" stattfand (S. 114) und ob „Abfall" dafür überhaupt die richtige Bezeichnung ist. In der geschichtlichen Skizze (S. 8) vermißt man die Daten 745 für das assyrische und 625 für das neubabylonische Reich. Zur Chronologie (S. 21ff.) ist Begrichs Untersuchung (1929) nicht berücksichtigt. Für Qarqar und Jehus Tribut werden noch die veralteten Daten 854 und 842 gegeben (S. 171. 179. 185). Noch existiert die Schlacht von Karkemisch (S. 217). Von Grimme's Sinai-Inschriften (S. 112[45]) scheint die grundlegende zweite Ausgabe von 1929 unbekannt geblieben zu sein, ebenso Cowley's „Aramaic Papyri" von 1923 (S. 220[26]).

Weiser, Prof. D. Artur: **Glaube und Geschichte im Alten Testament.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1931. (VIII, 99 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament, begr. von R. Kittel, hrsg. von A. Alt und G. Kittel, 4. Folge, H. 4. RM 4.50. Bespr. von A. Wendel, Oberbreidenbach i. H.

Das Problem: Auffassung und Bedeutung der Geschichte im A. T. ist nicht ganz neu; zu starker Aktualität gelangt ist es aber neuerdings durch die dialektische Theologie — die wohl auch für die vorl. Schrift anregend war — und deren Kampf gegen den Historismus. Zugleich drängt unser Zeitcharakter auch den Alttestamentler zur Problemrichtung auf Erfassung von Wesens- und Wahrheitsgehalt, auch des Gegenwartswertes der Schriften des A.T. Fast im selben Jahr, fast mit gleichem Titel und mit sehr ähnlichem Inhalt sind nun die Veröffentlichungen zweier Fachgelehrter erschienen: Hempel: A. T. und Geschichte, 1930, und unsere vorliegende Schrift.

Sie zerfällt in zwei Teile: I. Teil: Die historische Aufgabe (Der Einfluß der Geschichte auf den Glauben. Der Einfluß d. Glaubens auf die Geschichte). II. Teil: Das theologische Problem (I. Die Geschichte als Problem des Glaubens; Ideologie und Historisierung. II. Der Glaube als Problem der Geschichte; Gewißheitsproblem, Erlebnis und Ideologie).

Die notgedrungen kurze Inhaltsangabe vermag leider kaum den rechten Eindruck von der großen Wichtigkeit der Schrift zu geben. Prinzipiell muß man ihr Erscheinen im Namen echter „Theologie", die allein im Rahmen der Universitas ihren Platz verdient, freudig begrüßen. Gewiß wird sie ihre Aufgabe als dankenswertes Bollwerk gegen dogmatische Handhabung der Bibel an ihrem Teil erfüllen helfen. Ist sie doch auch leichter verständlich geschrieben als die Hempelsche. Auf den speziellen Inhalt gesehen, möchte ich die Herausarbeitung der Spannung und des Ausgleichs zwischen Erlebnis und Geschichtsideologie für das bedeutsamste Stück des ausgezeichneten Buches halten. Anerkennenswert ist, daß die negativen Seiten der Geschichtsideologie nicht übergangen werden; vergl. etwa S. 66, 83.

Wenn ich mir daher gestatte, einige Gedanken zur vorliegenden Schrift anzumerken, so möchte ich sie, dankbar für die reichen aufgenommenen Anregungen, lediglich als Glossen und als Früchte des Nachdenkens ihrer Ausführungen verstanden wissen.

Das Vorwort hat gewiß recht,! wenn es von der vorliegenden Schrift einen Beitrag zur Klärung der gegenwärtigen theologischen Situation erhofft; aber ob man dem A.T., dem Gegenstand der Schrift, in der Diskussion wirklich diese Rolle für die biblische Fundierung beimessen wird? Es hätte sich vielleicht empfohlen, in diesem Rahmen kurz auf die Voraussetzung, d. h. die normgebende Bedeutung des A.T., seine Kanonizität neben der des N.T. einzugehen. Noch besser wäre vielleicht gewesen, gar nicht zu versuchen, durch die Bemerkung dem A.T. eine bedeutungsvollere Position zuzuweisen als es sie gemeinhin hat. Sodann darf ich eine wissenschaftstheoretische Bemerkung anschließen. Die scharfe Unterscheidung zwischen „historischer" Frage und „theologischer" Problemstellung ist m. E. erklärungsbedürftig. Auch wenn er systematisch denkend vorgeht, hat der Alttestamentler letztlich lauter historische Fragen zu lösen! Wer etwa ein Stück der Anschauungswelt eines Philosophen nachzeichnet, der arbeitet philosophie-„geschichtlich"! Vielleicht hätte das auch innerhalb der Arbeit mehr hervortreten dürfen; um ein Beispiel zu wählen: statt der typischen Fragestellung: Was ist Geschichte für den Glauben?, wäre vorzuziehen: Welche Auffassungen und Vorstellungen von Geschichte gibt es innerhalb des A.T.? Auch die Überschriften der einzelnen Teile möchte man dementsprechend etwas geändert haben. Sie sind in der vorliegenden Wahl nicht immer verständlich; es scheint, daß diese gelegentlich um des Gleichklangs im Aufbau willen geschehen ist: Gesch.-Glaube; Gl.-Gesch. Die Titel lassen etwas viel Spielraum. Auch in der Überschrift S. 11 „Der Einfluß des Glaubens auf die Geschichte" dürfte das Wort „Geschichte" etwas näher beschrieben sein, etwa: auf das Geschichtserleben oder: die Geschichtsgestaltung. Die Isolierung der Fragestellung nach der Bedeutung der Frömmigkeit für die Geschichtsauffassung hat natürlich für die alttest. wie für jede andere Religion ihre Berechtigung. Aber es durfte doch einmal auf Parallelen hingewiesen werden und gesagt sein, daß letztlich jeder Monotheismus bzw. jede prophetische Religion histori-

sierende Tendenzen und auch faktische Auswirkungen hat. Gerade durch den Vergleich konnten die Eigentümlichkeiten des A.T. herausgearbeitet werden. Ist das z. B. einzig Eigenart des A.T., daß Märchenmotive der Illustration historischer Situationen dienen? Man denke an die islam. Sagen; hat Muhammed nicht auch „Märchen" und „Patriarchen" — auch aus Glauben — in den Islam und das Arabertum hinein historisiert? Hat das Christentum — auch aus Glauben — nicht germanischen „Mythus" sich akklimatisierend historisiert? Hempel hat in seiner Schrift: „A.T. und völk. Frage", 1931, S. 16, Anm. 20, bereits kritisiert, daß Weiser die innere Differenziertheit des A.T. zu wenig zur Geltung bringe. Er kündigt eine eigene Bespr. an, die mir aber bei Abfassung der meinigen (3. 10. 31) noch nicht vorliegt. Ich habe einen ähnlichen Eindruck wie Hempel empfangen. W. macht das „Buch", die Urkunde der offiz. Frömmigkeit, die Spitzen der legitimen Religion, zu einschränkungslos zu seiner Erhebungsquelle. Der Eingottglaube, wie er sich in den überragenden großen Führern bekundet, wie er faktisch etwas „Historisches" ist, ist die Wurzel des geschichtlichen Denkens. Nun haben wir einesteils doch auch innerhalb des A.T. Quellen für a-historisches Denken, andernteils ist das A.T. nicht einmal das getreue Spiegelbild der israelitischen Volksfrömmigkeit! A.T. und Mentalität Gesamt-Israels decken sich nicht. Aus dieser Vereinheitlichung erklärt sich auch der Gegensatz W.s (S. 49) gegen Hempel in der Sündenfrage. H. stellt die Schichtungen gleichwertig nebeneinander. W. läßt nur Führer- und Spitzen-Religion zu Worte kommen. So ist eine Entscheidung, wenn die Gegner auf verschiedenen Ebenen stehen, nicht zu treffen. Wie bei H. scheint mir auch bei W. das Naturerleben nicht genügend gewürdigt. Vielleicht bringt es die rein geisteswissensch. Einstellung bei uns Theologen mit sich, daß wir auch in unsern Forschungsbereichen die Natur stiefmütterlich behandeln. Ist Natur oder Naturreligion wirklich „geschichtslos"? Kann sich (zu S. 36) nicht auch eine Naturgottheit in konkretem histor. Augenblick offenbaren und so etwa einen Kultus veranlassen? Ist andererseits für das A.T. die Natur nicht Erlebnisort und Glaubensquelle? Arthur Titius hat in seinem Buche: „Natur und Gott", 2. Aufl. 1931, etwa 100 Seiten dem Problem gewidmet: „Die Bedeut. der Natur für die Religion" und hat darin Vieles zum A.T. gesagt; vgl. u. a. etwa S. 59, 72f., 82f., 812. Otto Eißfeldt hat in „A. v. Harnack zum 70. Geburtstag" auf den Problemkreis gewiesen. Wenn z. B. in der Jesaiastelle der Morgenstern in „historisiertem" Mythus vorliegt, muß der Prophet seinen Stoff doch aus dem Volke haben; hier lief also nichthistorischer Naturmythus um.

Zum Schlusse noch einige Einzelheiten!

Unter der „Histor." des Mythus auf S. 42 hätte noch die Erntedankliturgie: „Ein irrender Aramäer..." genannt werden dürfen. — Der alttest. Glaube gründet sich auf „objektive" Wirklichkeit (S. 68). Ist nicht jeder Glaube subjektiv? Müßte es also nicht heißen: „die ... auf objektive Wirklichkeit meint, sich gründen zu können"? — Ist nicht die Angleichung so mancher dynamistischer und dämonistischer Religionstyp-Stücke auch als „Hist." zu rubrizieren? — Die Beispielgruppe S. 3ff. steht nicht auf einer Ebene: Auszug, Landn., David, Exil, grenzen sich als „Gesch." gegen Ezechiel als durch die Gesch. bestimmten Glaubenstyp ab. Ebenso ist es bei der Gruppe S. 11ff.: Wüstenzeit und Königtum zeigen als Bereiche, wie Glaube Geschichtserleben beeinflußt; die Proph., wie einzelne Glaubende Gesch. erlebend gestalten. — Scharf wird Ideologie und Erlebnis geschieden. Liegt nicht auch der Ursprung der Ideologie in individuellem Erleben, etwa der Schriftstellerpersönlichkeiten? — Warum wird (S. 39) die Histor. von Kulten nur Herr über „fremde" Traditionen? War nicht Israel selbst Hirtenvolk (Passa)? — Die Vergöttlichung der Könige in Israel fehlt doch nicht nur um des histor. Denkens willen! — Wenn S. 80 mit Recht das prophetische Wort als ein Stück der hereinbrechenden Wirklichkeit verstehen gelehrt wird, liegt hier nicht einfach ein Weiterleben vortheistischer, primitiver Reflexionen über die Realität des Wortes vor? — Ob man es aufrecht erhalten kann, bei der „Hist." stets von einer a-histor. Erstgegebenheit auszugehen? Wenn sich nun etwa Sagenkränze um historische Persönlichkeiten gelegt hätten, und zwar eigens für sie geformte, nicht übernommene?

Welch, Adam C., D. D.: **Deuteronomy.** The framework to the code. London: Oxford University Press 1932. (VII, 215 S.) 8°. 12 s. 6 d. Bespr. von Ludwig Köhler, Zürich.

Über das Deuteronomium (= Dt) und die Zeit, aber auch die geistigen Grundlagen seiner Entstehung und damit auch über seine geschichtliche Wirkung kämpfen seit einigen Jahren drei Ansichten, die weit auseinandergehen. Die altkritische setzt es in die Zeit des Josia (rund 625), die radikalkritische, besonders deutlich von Hölscher herausgearbeitet, rückt es ins fünfte Jahrhundert, die konservativkritische, die sich an Namen wie Oestreicher, Welch und andre knüpft, läßt es lange vor Josia entstanden sein. Einig sind alle drei Auffassungen in der Annahme, daß Dt uns sehr überarbeitet und zusammengesetzt vorliegt. Angesichts dieser Annahme, die wohl kaum in Frage gezogen werden kann, werden beide möglichen Verfahren angewendet, um zur Klarheit zu kommen: entweder man reißt den Text zunächst einmal möglichst in seine ehemaligen Bestandteile auseinander (so etwa Hempel, Puukko, Steuernagel, die viel zur Aufhellung im einzelnen beigetragen haben), oder man sucht vorsichtig durch die weitgehende Neigung, Zitate, schriftstellerische Freiheiten und Nachlässigkeiten anzunehmen, den Text möglichst als Einheit zu fassen (so innerhalb gewisser Grenzen auch Welch).

Welch hatte 1924 (The Code of Deuteronomy) zu beweisen versucht, daß das Gesetz (wenigstens das ursprüngliche) in Nordisrael vor 722, vielleicht schon erheblich früher, entstanden sei. Er untersucht in seinem neuen Werk den Rahmen des Gesetzes, d. h. c. 1—11 und 26,16 — 34,12; und man ist ihm dafür dankbar, weil erst jetzt das Ganze seiner Theorie sich im Zusammenhang zeigt.

Das Buch gliedert sich in 14 Abschnitte; der 2.—13. davon behandeln einzelne Perikopen, der 1. rollt die Frage des Rahmens und des ganzen Buches auf, der letzte (S. 190—209)

sei besondrer Beachtung empfohlen, weil er eine Überschau über den Verlauf der Religionsgeschichte und weithin auch der Literaturgeschichte gibt, wie sie sich Welch denkt, und weil erst dieser Abschnitt manches in den vorangehenden ganz verständlich macht. Das Buch ist nicht leicht zu lesen, weil Verf. nicht über eine sehr anschauliche Darstellung verfügt, es ist auch, selbst hinsichtlich der ausführlich behandelten Stellen, mit nur recht dürftigen Indizes versehen. Polemik wird im ganzen vermieden, höchstens Hempel, Puukko und Steuernagel können sich rühmen, einigermaßen zulänglich berücksichtigt zu sein. Man hat nicht selten den Eindruck, daß eine eingehendere Rücksicht auf neuere Literatur sich empfohlen hätte. Sie wäre bei knapperer Formulierung auf demselben Raum möglich gewesen, den heute das Buch einnimmt.

Versuchen wir zunächst, in Stichworten den Aufriß der Religionsgeschichte, von dem aus Welch seine Deutung der Texte vornimmt, anzudeuten. Israel beginnt mit der Tat des Mose. Von ihm stammt auch der Dekalog, wenigstens in seiner Urform. Dieser Dekalog ist das Grundgesetz Israels, allenthalben und in jeder zeitlichen Bedingtheit gültig, deshalb auf das Grundlegende beschränkt und deshalb der Ergänzung durch auf die geschichtliche Lage Rücksicht nehmende weltliche und geistliche Gesetze bedürftig. Die erste derartige Ergänzung gibt sich die Eidgenossenschaft der Stämme Israels (hier wäre die Kenntnis von Noth, System der 12 Stämme, 1930, erwünscht gewesen) in Kadesch in Ordnungen, welche sich zum Bundesbuch formen. In drei Schüben wandert Israel ins Westjordanland ein: Juda von Süden her, ein andrer Schub über den Jordan auf der Höhe von Sichem (daher die Notizen über ein Heiligtum auf dem Ebal), ein dritter unter Josua bei Jericho (daher später die ungeschichtliche Angabe, Mose sei auf der Höhe von Jericho in Moab gestorben, während Moab erst später soweit nördlich reichte). Dem Königtum läuft die prophetische Bewegung zur Seite. Was sie äußert, ist nicht ihr Alleinbesitz, sondern die Gedankenwelt vieler. Aus dieser kommt es im geeinigten Königreich, also vor Salomo und unter ihm, zum Heiligkeitsgesetz, dieses gleich dem Bundesbuch und gleich später Dt eine zeitgebundene Ergänzung des Dekalogs. Nach der Reichstrennung entsteht im Nordreich Dt, daher seine Berührung mit dem Elohisten und Hosea. Ebenso entstehen dort und damals zahlreiche (s. unten) Perikopen des Rahmens. Auch nach dem Fall Samarias hört diese Bildung von nordisraelitisch-deuteronomischen Perikopen nicht auf. Dieses Literaturgut wandert vor dem Exil nach Juda, wo Dt durch 12, 1—7 zur Reformschrift Josias erweitert wird. Mit dem Exil ist Dt erledigt, man greift wieder auf das Heiligkeitsgesetz zurück, deshalb steht dieses jetzt in dem exilischen großen Geschichtswerk. Die Heimkehrer sind *"Jews of the conservative type"* (S. 206). Sie verwerfen Dt vollständig. Ihr Buch ist der Priesterkodex mit dem Heiligkeitsgesetz, in dem jetzt neben der moralischen Reinheit, deren Forderung alt ist und nicht erst bei Jesaja beginnt, die kultische Reinheit wichtig wird. Durch die Heimkehrer verschwindet die Sprache von Dt und des Elohisten.

Aus dieser Übersicht ergibt sich, daß Welch versuchen muß, für die Hauptmasse des Dt-Rahmens vorexilisch-nördlichen Ursprung zu erweisen. Ich gebe die Hauptmasse seiner Ansätze, indem ich dem Benutzer seines Buches, wie ich hoffe, zu Gewinn, nicht der Disposition von Welch, sondern der Reihenfolge der Kapitel folge.

Kap. 1 ist so überarbeitet, daß keine Herstellung mehr möglich (S. 168); Kap. 2 und 3 haben manche Zusätze erfahren (2, 4—7. 18f. 26—30 3, 12f. 14—17. 18—22); diese Zusätze stammen von einem Judäer (S. 181/2); der ursprüngliche Text stimmt zu E und Dt, fällt also in deren Zeit, d. h. vor 722. Kap. 4, 10—18. 20—23a. 25—40 ist Einheit; das darin enthaltene Bilderverbot beruft sich weder auf den Dekalog noch auf Dt, sondern fließt aus der mit Hosea erstarkten Strömung, welche alle Gottesbilder, auch die Stierbilder, verbietet, entstand zwischen Hosea und 722, im Nordreich wie fast alles in Dt. 4, 19 ist Zufügung, als Israel im Exil war (S. 43). Kap. 5, 2—6, 1 hatte Dt-Gesetz vor sich, entstand also *„comparatively late"* (S. 24), aber im Nordreich der Königszeit; 5, 5 Zusatz, um 5, 4 an 34, 10 anzugleichen (S. 18). Die Perikope ist *„semihistorical"*; die Verfasser solcher Perikopen schrieben *„to cast their ideas into the form of a record of certain events which accompanied the giving of the law at Horeb"* (S. 17). An 5, 2—6, 1 schlösse das Gesetz gut an. Wenn es das tat, dann hat eine spätere Hand die Perikope von ihrem ursprünglichen Platz genommen (S. 24/5). Kap. 6, 2—13. 15. 18—25 sind eine Einheit; 6, 14. 16—17 Einschübe; der Verfasser ein andrer als der von 5, 2ff., denn hier wird zwischen Dekalog und Dt-Gesetz nicht unterschieden; die Perikope hatte ursprünglich einen andern Platz (S. 91). Kap. 7 zeigt dieselbe Lage wie Ps 80 und 44 und Nehemia 9, 1—37. Es entstand im Nordreich zur Zeit des Josia (S. 79); 7, 4b—5. 7—8a. 12a. 25—26 sind Zusätze (S. 71—73). Die Israeliten schrieben also damals noch Literatur, die dann ins Südreich und von da in den Kanon kam. Kap. 8 hat in 1 und 19—20 Zusätze erhalten; die Perikope, von Kap. 7 zu trennen, kämpft gegen die Hybris, sonst wie Kap. 6 zu beurteilen. Kap. 9, 7b—24, *„a homogeneous address in the second plural"* (S. 44), entstand vor 722. Kap. 10, 1—5 ist selbständig, geschrieben *„to declare how the tablets of the Decalogue came to be deposited in the ark"* (S. 65) und *„in order to minimize the significance of the ark"*, in Juda vor dem Exil entstanden (S. 67). Kap. 11 ruht auf Kap. 6 (S. 112), eine Predigt oder öffentliche Ansprache. Ihr

Verfasser kennt Numeri 16 noch ohne die J-Zusätze über Korah und On, die aus der Zeit der Rückkehr stammen; er schrieb vor 722 (S. 114f.). Kap. 26, 16—19 27, 1a. 2—3. 5—7 eine Einheit, mindestens vor Josia und im Nordreich entstanden (S. 55). Kap. 27, 11—26 „*a commination liturgy*" (S. 126) von hohem Alter, v. 15 ein Zusatz. Kap. 28, 1—26. 38—44 vor 722 entstanden, denn die Weiterungen 28, 27—37 und 47—57 „*reflect the bitter experience of the period which followed the capture of Samaria*" (S. 137). Der Rest sind Zusätze. Kap. 28, 69—29, 28 eine von Anfang an schriftlich vorliegende Einheit mit sprachlichen Merkmalen später Entstehung, in Jerusalem zur Zeit der Rückkehr verfaßt (S. 166). Kap. 30, 1—20 mit gemeinjüdischem Inhalt (gegen Puukko) entstand im Exil für Exulanten (S. 156). Kap. 31, 1—3a. 4. 6b. 9—13 deuteronomisch, d. h. im Nordreich entstanden; 3b. 5—6a. 7—8 wohl Zusätze; 14—15. 23 aus Numeri (S. 61 f.); 16—22 Zusatz (S. 149); 24—29 „*the code is quietly but firmly put upon a shelf*" (S. 64). Kap. 32, ein Psalm, wurde nach 722 verfaßt, denn er begnügt sich mit der Hoffnung, daß der Feind das Land wieder verläßt (S. 149). Kap. 33, „*a poem, not a hymn*" (S. 125) entstand zur Zeit des Ahab oder früher (S. 123). Kap. 34 ist überarbeitet, v. 5 streiche „im Land Moab", denn daß Mose in Moab starb, ist ein Anachronismus (S. 189).

Soweit die Aufstellungen von Welch. Was sagt man zu ihrer Kritik? Von Hesekiel, dessen Gesetzgebung, wie jedermann weiß, für Wellhausens Beweisführung und damit für das Urteil über Dt so bedeutsam war, bei Welch kein Wort. Er kommt ein paar Mal darauf zu reden, daß die von ihm behandelten Stücke Predigten seien. Von hier aus läge es nahe, Stilkritik zu treiben und den predigtartigen Charakter im einzelnen zu kennzeichnen. Man käme auch auf die Frage, wann denn die Predigt überhaupt entstand. Ich würde darauf antworten, daß sie erst möglich wurde, nachdem die Propheten die großen Grundgedanken ausgesprochen, die von der Predigt auf die Geschichte angewendet werden oder, wenn man lieber so will, von denen die Geschichte erst pädagogisch-paränetisch sinnhaft wurde, d. h. ich würde um dieser Stilart willen die ganze von Welch behandelte Literatur in das Jahrhundert nach Jesaja setzen, wie es ja gewiß nicht zufällig ist, daß sich nicht in den Büchern der Amos, Hosea, Micha, Jesaja, wohl aber in dem des Jeremia deuteronomische Stücke und vor allem Wendungen in großer Zahl finden. Auch darauf geht Welch nicht ein. Das Heiligkeitsgesetz setzt er einfach in die vorexilische Zeit, was viele bestreiten werden. Mit dem Elohisten in Numeri rechnet er in so bestimmter Form und zieht aus dieser Größe so weitreichende Schlüsse, wie es vielen Alttestamentlern heute nicht mehr möglich ist. Kurz, die Fragezeichen, die man zu seinen Behauptungen sofort macht, sind doch sehr zahlreich. Aber von seinem Buche geht eine starke Anregung aus, und man bedauert nur, daß er oft sich kürzer faßt als man wünschen möchte. Schreibt er einmal einen ausführlichen Kommentar zu Dt, was man nur erhoffen kann, so rücken sich gewiß viele Dinge von selber in ein anderes Licht. Vor allem wird sich dann erweisen, daß das Verständnis von Dt, wie er es zu bieten glaubt, nicht einfacher, und die Vorgeschichte des heutigen Dt. von seinen Aufstellungen aus nicht minder verwickelt und damit auch nicht durchsichtiger ist, als wenn man sich in den Grundanschauungen etwa Steuernagel und Hempel anschließt.

Möhlenbrink, Lic. theol. Kurt: **Der Tempel Salomos.** Eine Untersuchung seiner Stellung in der Sakralarchitektur des Alten Orients. Stuttgart: W. Kohlhammer 1932. (X, 160 S.) gr. 8°. = Staatliche Forschungsinstitute an der Universität Leipzig. Forschungsinst. f. Religionsgeschichte. Israel.-jüd. Abt., H. 7. RM 7.50. Bespr. von H. Thiersch, Göttingen.

Wie zaghaft immer noch steht die Theologie der für sie doch so unerläßlichen Archäologie gegenüber! Zwar ist in M.'s Einleitung von der „heute überholten vorarchäologischen Periode der alttestamentlichen Wissenschaft" die Rede, aber bald darauf kommt noch ein so scheuer Satz vor wie der, daß „sich auch für den Theologen das Recht zur Beschäftigung mit archäologischen Fragen sicherstellen" lasse. Dann aber wird, angespornt durch eine Preisaufgabe der Leipziger Theologischen Fakultät, beherzt und umsichtig, wenn auch nicht ganz frei von sich zuweilen wiederholender Umständlichkeit, an eines der allerwichtigsten und schwierigsten Probleme der alttestamentlichen Archäologie herangegangen: Wie hat nach unserm heutigen archäologischen Wissen Salomos Tempel ausgesehen?

Ausgangspunkt sind, wie das immer wird sein müssen, die beiden Bauberichte: 1. Kön. 5, 15 bis 9, 14 (noch aus salomonischer Zeit selbst) und damit in allem wesentlichen übereinstimmend, von ihm abhängig, aber erweitert, 2. Chron. 1, 18 bezw. 2, 1—7. Auf Grund genauer textkritischer Analyse nach dem heutigen Stand dieser Forschung werden die beiden wichtigen Berichte gesäubert in Übersetzung gegeben (S. 20—22 und 26—28). Der prophetischen Schau bei Hesekiel 40ff. wird nicht mehr der salomonische Tempel, sondern schon der wahrscheinlich unmittelbar auf dessen Grundmauern aufgeführte Ersatzbau Serubabels zugrundegelegt.

Eine weitausholende Überschau, die einem die empfindlichen Lücken unseres Wissens auch auf diesem Gebiet deutlich zum Bewußtsein bringt, über die bisher bekannt gewordenen Tempelbauten des gesamten alten Orients er-

gibt die schon von W. Andrae angedeutete Feststellung, daß die nächste Analogie zum Tempel Salomos nicht, wie meist angenommen wurde, der ägyptische Tempel, sondern nur der entsprechende Langhaustypus der assyrischen Tempel sein kann. Diese werden wohl richtig als jüngere Loslösungen aus den Komplexen hettitischer Anlagen des inneren Kleinasiens verstanden, welche ihrerseits das Heiligtum wie eine fürstliche Hauskapelle noch innerhalb des vielgliedrigen Königspalastes mit einschließen. Solcher für ganz Vorderasien — damit auch für das kananäische Palästina — charakteristischen mehr oder weniger engen Verbindung von Tempel und Palast, in patriarchalischem Priesterkönigtum wurzelnd, wird mit besonderer Aufmerksamkeit nachgegangen (S. 48—79). Indem Salomo dies Nebeneinander des Profanen und Sakralen auch für Jerusalem aufnahm, folgte er — im Sinne seiner ganzen kulturellen Einstellung auch sonst — weniger der streng israelitischen Richtung, die erst in nachexilischer Zeit wieder auf das alte, rein theokratische Stammesideal eines reinen „Kirchenstaates" ohne Königsburg zurückgriff, als dem Herkommen seiner nichtisraelitischen Umwelt.

Daß der salomonische Tempel ost-westlich orientiert war, wußte man immer schon, und gewiß ist „der günstige Wind" für Palästina immer der vom Mittelmeer her wehende Westwind gewesen. Aber dürfte der Tempel zu Jerusalem ihm als dem Richtung gebenden Wind ausgerechnet den Rücken zugewendet haben? Hätte er ihm nicht vielmehr die Front zukehren müssen? Auch in Assyrien selbst gab es zudem neben der Orientierung nach den Winden doch immer auch noch diejenige nach dem Lauf der Gestirne!

Auch für die Dreiteilung des salomonischen Tempels von vorn nach hinten — (Pronaos (Elam), Cella (Hekal), Adyton (Debir) — stellt eine erneute Überschau M.s über die altorientalischen Tempelgrundrisse wieder nur in Assyrien wirkliche Parallelen fest. Das mykenische Megaron — Troja II nicht zu übersehen! — ist aber mehr als eine „Zufallsparallele", wie M. (S. 102) meint. Als ein Element der vorgriechischen, Mitteleuropa, Griechenland und Kleinasien gemeinsamen Kulturwelt ist es, um W. Andraes Gedankengänge (Das Gotteshaus usw.) fortzusetzen, einfach identisch mit dem assyrischen Langhaustempel, wenn die hettitische Vermittlung das Motiv auch — vorübergehend — in seine komplizierten Palasthöfe hineinverkapselt hatte. (Nicht unähnlich übrigens wie in Tiryns und Mykenä, dessen bekannte Megara sich immer mehr als Sakralbauten herausstellen werden, wofür ich sie seit jeher gehalten habe.) Macalisters Instinkt war also richtig: Philistertempel und Salomos Tempel sind beide tatsächlich letzte Ausläufer ein und desselben alteuropäisch-anatolischen Tempeltyps, wie ja auch M. selbst anzuerkennen geneigt scheint.

Immer wieder erweist sich Assyrien und, von ihm beeinflußt, Phönikien als Jerusalem nächstverwandt, auch in den Einzelheiten. So schon in der Bezeichnung der Vorhalle: Elam; weiter in der richtig hier festgehaltenen Anordnung der beiden symmetrisch neben dem Eingang massebenartig aufgestellten Bronzesäulen, Jachin und Boas. (Zu den an den Kettchen hängenden kleinen Granatäpfeln als Kapitellschmuck haben die Grabungen von Ras Schamra in Phönikien eine vorzügliche zeitgenössische Analogie gebracht: an dem dreibeinigen Gefäßuntersatz, jetzt im Louvre, abg. bei Contenau, Manuel d'arch. or. II, p. 1072 Fig. 741). Neu, nicht im Alten Testament erwähnt, aber ganz folgerichtig auf die assyrischen Tempelanalogien wiederum sich stützend, ist M.s Vorschlag, der Vorhalle an den Ecken r. und l. — ebenso beim Übergang zum „Heiligen" — turmartige, zinnengekrönte Verstärkungen zu geben. Auch für die Reliefs der Vertäfelung des Hekal — wieder eine assyrische Bezeichnung (*ekallu*), dessen richtiges Äquivalent („Großraum", „Hauptraum") das griechische μέγαρον ist —, bietet abermals Assyrien die besten Parallelen. An der Vergoldung dieser Schnitzereien zu zweifeln (S. 129ff.), liegt aber ebensowenig ein Grund vor wie dafür, Nebukadnezars für seine Bauten von ihm selbst bezeugte Prachtliebe der Übertreibungen zu zeihen.

Der folgende Abschnitt über das Debir, das Allerheiligste des salomonischen Tempels, gibt M. Gelegenheit, sich gegen W. Andraes Theorie vom „Erscheinungsraum" zu wenden, indem M. mit Recht betont, daß im gesamten Altertum ausschließlich der Gedanke vom Wohnraum der Gottheit zu belegen ist, wie dies allein auch den alttestamentlichen Texten entspricht. Wichtig und neu ist die S. 138ff. befürwortete Annahme eines 2½ m hohen Podiums unter dem Boden des Allerheiligsten, nicht nur ägyptischer Sitte (Tell Amarna, Byblos), sondern vor allem auch den hohen Podien der syrischen Tempelzellen entsprechend, die diese Eigentümlichkeit, wie an Baalbek und Palmyra zu sehen, bis in die römische Kaiserzeit hinein bewahrt haben. Auch W. Andraes „Miniaturzikkuraten" in den assyrischen Tempeln sind nichts andres. Den dreistöckigen Umbau ganz aus Zedernholz mit Stufen, Dielenböden und Treppen — die viel umstrittenen Ausdrücke *jasua* und *selaot* gehören hierher — will M. erst dem nachexilischen Ersatzbau zuerkennen, obwohl die Analogie der dreistöckigen Kasematten an der Stadtmauer von Jericho für noch viel ältere Zeit beweist, daß nicht nur die horizontalen Mauerabsätze im Bau Salomos für das Auflegen der Dielenbalken — offenbar von Anfang an — berechnet waren. Ohne solchen Rahmenumbau würde der Quaderbau auch zu schmächtig (20 m Breite bei 30 m Höhe!) gewirkt haben, aus aller damaligen Architektur herausfallen. Darum ist es auch sehr fraglich, ob diese Rahmentrakte wirklich als offene Gallerien, wie sie die anspruchslose Rekonstruktionsskizze M.s gibt, gedacht waren oder nicht vielmehr als ein Kranz nach außen fest geschlossener Vorratsräume — Thesauren würde der Grieche sagen. *Jasua* bedeutet ja „etwas Niedergelegtes" (S. 142), also ein Depot. In diesem Sinne scheinen mir Redlich und Dell in ihrem sonst gewiß mehrfach anfechtbaren Rekonstruktionsversuch (Festschrift für A. Schwartz, 1917) besser getan zu haben, wenn sie das gesamte Holzständerwerk nach innen, die Quadermauern aber nach außen legten. — M. hätte sich für seine Auffassung übrigens berufen können auf eine wichtige, dem herodianischen Tempel gleichzeitige Analogie: die einstöckigen, mit Dielen eingedeckten, den hohen Hauptbau auf drei Seiten umziehenden Ringhallen am Tempel (Kasr Firaun) und am Palast in Petra. Vgl. Th. Wiegand, Petra, S. 59ff. und 69ff. mit Abb. 50 und 60.

Es ist unmöglich, an diesem Ort zu allen schwierigen Fragen, die dies Thema in sich birgt, Stellung zu nehmen. Aber das soll doch noch gesagt sein: es wäre an der Zeit, mit dem vermehrten archäologischen Wissen von heute sich an einen großen, ganz neuen Rekonstruktionsversuch des Tempels von Jerusalem, sowohl denjenigen Salomos wie den des Herodes, heranzuwagen. Alle bisherigen derartigen Versuche sind ja längst als unzulänglich, irreführend und überholt erkannt. Es fehlt in Deutschland nicht an geschulten Kräften, die ein Neues und Besseres vermöchten, solange uns Forscher wie D. Krencker, W. Krischen, W. Andrae und U. Hoelscher zur Verfügung stehen. Auch für deren Künstlertum wäre solche hohe Aufgabe ein nicht minder würdiges Objekt als für die aus den Reihen der Alttestamentler und Orientalisten mitheranzuziehenden Gelehrten. Gibt es ein Problem der alten morgenländischen sakralen Architektur, welches mehr den Ansporn einer Preisaufgabe verdiente als eben dieses?

Mann, Jacob: **Texts and Studies in Jewish History and Literature.** Vol. I. Cincinnati/Ohio: Hebrew Union College Press 1931. (XVI, 728 S. m. 27 Faks.) gr. 8°. = The Abraham and Hannah Oppenheim Memorial Publications, Vol. I. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Noch vor 40 Jahren hätte niemand geahnt, daß für mehr als ein Menschenalter der Erforschung der jüdischen Geschichte und Literatur die Genisa von Kairo[1] immer entscheidendere Bedeutung erhalten würde. Man erfuhr zwar mit immer wachsendem Erstaunen von der Entdeckung der Fragmente des hebräischen Ben Sira, der Aquila-Palimpseste, der Documents of Jewish Sectaries und dann nach dem Kriege des Mahzor Yannai und der auch an dieser Stelle angezeigten drei Bände Genizah Studies, doch man hatte in weiten Kreisen noch keinen Begriff davon, was für die äußere und innere Geschichte speziell des palästinensischen, babylonischen und ägyptischen Judentums im Mittelalter daraus zu gewinnen sei. Ein großes Verdienst an der Erschließung und Bearbeitung dieses unübersehbaren Materials kommt Jacob Mann zu, der schon in seiner früheren Schrift „The Jews in Egypt and in Palestine under the Fāṭimid Caliphs" (Vol. I, 1920; vol. II, 1922) und in noch höherem Maße in der vorliegenden Veröffentlichung seine Berufung erwiesen hat[2].

1) Die beste Einführung geben noch immer Schechter's zwei Aufsätze „A Hoard of Hebrew Manuscripts" (Studies in Judaism, Second Series [Philadelphia 1908] 1—30).

2) Ein in Aussicht gestellter zweiter Band soll wichtiges neues Material zur Geschichte des Karäertums behandeln und einen genauen Index zu beiden Bänden enthalten. Das Ganze erscheint als Nr. I von „The Abraham and Hannah Oppenheim Memorial Publications".

Zu einer eigentlichen Besprechung fühlt sich Ref. durchaus nicht zuständig. Er überläßt daher die Kritik den sicher nur sehr spärlich gesäten Spezialisten und beschränkt sich hier auf ein einfaches Referat.

Der Verfasser selbst weist im Vorwort mit Recht darauf hin, daß es im Charakter der hier erstmalig erschlossenen und bearbeiteten Texte liege, wenn kein zentrales Thema zur Behandlung komme, daß vielmehr nur „Beiträge zu einem umfassenderen und intimeren Verständnis der jüdischen Angelegenheiten in ihren verschiedenen Erscheinungsformen, Einrichtungen und Interessen" geboten werden könnten. Nur wenige aber ahnen, welche Summe von Gelehrsamkeit und Scharfsinn und was für eine hingebende Kleinarbeit zur Gewinnung auch des unscheinbarsten Resultates auf diesem Gebiet nötig ist. Während die politischen und wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen die Juden leben mußten, meist von ihren nichtjüdischen Herren bestimmt wurden, bauten sie sich in ihren Gemeinden und ihren Hochschulen ein Eigenleben auf, in dessen Grenzen sie sich innerlich frei fühlten. Besonders über das Gaonat in den verschiedenen orientalischen Ländern und die innere Organisation der Jeschibot erhalten wir wichtige Aufschlüsse. Daneben erfahren wir auch manches über die äußere Lage der Juden nicht nur in den Ländern des Orients bis nach Kurdistan, sondern auch in Europa (Spanien, Südfrankreich, Sizilien, Ostrom). Auch literar-historisch wird hier Neues aus der gaonäischen Periode erschlossen, auch mehrere interessante (arabische) Bücherverzeichnisse aus der Genisa werden mitgeteilt.

Kaum Erwähnung verdient bei einem in Amerika erscheinenden Werke die vornehme Ausstattung und namentlich die zahlreichen Wiedergaben der Texte in Faksimile. Um wenigstens eine Kleinigkeit zur Erklärung der vielen hier mitgeteilten neuen Texte beizusteuern, sei hier die Vermutung ausgesprochen, daß S. 50 Z. 4 statt des rätselhaften דינר׳ אפנייך zu lesen ist אפרגיך d. i. ὑπάργυρ(ος) „silberhaltig". Das Wort ist sehr klassisch und auch bei Philo (wenn auch in anderer Bedeutung) belegt.

Zeitlin, Solomon: **Josephus on Jesus.** With particular references to the Slavonic Josephus and the Hebrew Josippon. Philadelphia: The Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1931. (IV, 118 S.) gr. 8°. $ 2 —. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Das Buch, eine erweiterte Ausgabe zweier schon 1929 in JQR erschienenen Vorträge, verfolgt einen doppelten Zweck. Einmal will es die hart absprechenden Urteile zurückweisen, welche vor etwa zwei Jahren Dr. Robert Eisler gegen wissenschaftliche Äußerungen des Verf.s, insbesondere gegen die Ergebnisse einer von diesem unternommenen Forschungsreise nach Rußland, vorbrachte, und die er ausklingen ließ mit der Befürchtung, daß seine Leser wohl mit ihm bedauern würden, zur Erörterung solcher Unzulänglichkeiten gezwungen zu sein[1]. Die

1) Robert Eisler, Ἰησοῦς βασιλεὺς οὐ βασιλεύσας. Heidelberg 1929/30. Bd. I, S. 221 „Solomon Zeitlins Rußlandreise". — Die 37 Seiten umfassenden Additional Notes Zeitlins, die dieser Polemik besonders

Zurückweisung geschieht in würdiger, sachlicher Form und darf im ganzen als geglückt angesehen werden. Zum anderen bietet das Buch die sorgfältig begründete Meinung des Verf.s über das Problem der Entstehung des altrussischen Textes des Jüdischen Krieges und der darin enthaltenen christlichen Stellen. Im Gegensatz zu der auch von Eisler verfochtenen Annahme, dieser sei auf Grund einer für die babylonischen Juden oder für die Parther aus politischen Motiven von Josephus selbst herausgegebenen aramäischen Ausgabe mit dem Titel Halōsis entstanden, vertritt Zeitlin die Anschauung, sie beruhe auf einer mittelalterlich-byzantinischen Paraphrase des griechischen Josephus aus dem 7. oder 8. Jahrhundert. Hauptsächlich stützt er sich dabei auf die in dieser Version vorkommenden syro-mazedonischen Monatsnamen und auf das Fehlen jeglicher Hebraismen. Er weist nach, daß der byzantinische Bearbeiter bereits den lateinischen Text des Hegesippus (4. Jahrh.) und den hebräischen Josippon (5. Jahrh.), beide auf dem griechischen Original ruhend, gekannt und benutzt hat. Damit ist der Wert des slavischen Textes stark erschüttert. Die darin enthaltene Jesusstelle wird, ebenso wie andere verwandte Stellen, auf die Pilatusakten zurückgeführt, während die Jesusstelle im griechischen Original-Josephus eine Interpolation des Eusebius darstellen soll. Ob dafür freilich die Beweise hinreichen, die wesentlich an dem Gebrauch des einen Ausdruckes τὸ Χριστιανῶν φῦλον hängen, erscheint zweifelhaft. Zustimmung verdient, was Zeitlin über die messianische Hoffnung bei den Juden zur Zeit Jesu, insbesondere über ihre Beschränkung auf kleine apokalyptische Kreise, sagt. Die sechs dem Buche beigegebenen Reproduktionen wichtiger Manuskriptblätter geben Gelegenheit zu eigener Nachprüfung wichtiger Punkte der Diskussion durch den Leser selbst.

Crowfoot, J. W., C. B. E., M. A.: Churches at Jerash. A Preliminary Report of the Joint Yale-British School Expeditions to Jerash 1928—1930. London: British School of Archaeology in Jerusalem 1931. (48 S., 14 Taf.) 4°. = British School of Archaeology in Jerusalem, Supplementary Papers, 3. 5 sh. Bespr. von E. Honigmann, Berlin.

Der Vorbericht über die Ergebnisse der gemeinschaftlichen Expedition der Yale-University und der British School of Archaeology in Jerusalem soll nur einen allgemeinen Überblick über ihre Resultate darstellen, da von der geplanten Untersuchung der klassischen Bauwerke, von denen die Kirchen rings umgeben sind, auch für deren Erforschung noch manche Förderung zu erwarten ist. Schon jetzt aber erkennen wir, daß die Resultate der Grabungen nicht nur die Baugeschichte von Ǧeraš erhellen, sondern auch die bisherigen Anschauungen über die geschichtliche Entwicklung des syrischen Kirchenbaus in manchen Punkten berichtigen und vervollständigen.

Crowfoot beginnt mit einem kurzen Überblick über die Geschichte von Gerasa, über das wir von den antiken Schriftstellern nur wenig erfahren (wenn Ammian XIV 8, 3 Gerasa, Bostra und Philadelphia „civitates murorum firmitate cautissimas" nennt, so bezieht sich das nur auf die Vignetten seiner Kartenvorlage, vgl. auch Markwart, Südarmenien 413; Euseb. onom. 64, 2 nennt Gerasa eine πόλις ἐπίσημος).

Zu den bisher bekannten Namen von Bischöfen der Stadt (meines Wissens nur vier: 359 n. Chr.[1] Ἐξαιρέσιος, 448—451 Ἰλάγκος, 464/5 Κλαύδιος 496 Ἡλίας; die beiden letzten nur inschriftlich bezeugt) kommen durch neue epigraphische Funde drei weitere hinzu: von 526—531 Paulos, darauf (?) Anastasios und 611 Genesios.

Es folgt die Beschreibung der Kirchen, die nach sechs Gruppen geordnet sind: 1. der „Fountain Complex" am Nymphaion; 2. die Kirche an den Propylaeen im Stadtzentrum; 3. die „Synagogenkirche" im Nordwesten oberhalb des Artemistempels; 4. die Kirchen im Westen (die Johannes' des Täufers, die auf jeder Seite ein Parekklesion hat, und die des Bischofs Genesios); 5. zwei Kirchen im Südwesten (SS. Peter und Paul) und eine „Mortuary Church"); 6. am Ostufer des Chrysorrhoas (Wādī Ǧeraš oder Qairawān) eine Gruppe von drei Kirchen (die der Propheten, Apostel und Märtyrer, die des Prokopios und eine dritte, im Čerkessenfriedhofe gelegene, die nicht untersucht werden konnte).

Die Kirchen stammen aus dem 4. bis zum Anfang des 7. Jhdts.; die fruchtbarste Bauperiode war die Zeit Iustinians. Eine größere Zahl von ihnen ist durch Inschriften sicher datierbar und dadurch für baugeschichtliche Untersuchungen über Architektur und dekorative Elemente besonders wertvoll. Nebenbei wird Butlers Behauptung, in Syrien kämen keine aus Stein gebauten Ambons vor, dadurch widerlegt, daß sich allein in Ǧeraš zehn nachweisen ließen.

Im dritten Teil, der die Architektur und die Mosaiken behandelt, vergleicht Crowfoot die Bauten der Stadt mit denen anderer syrischer Städte wie Jerusalem, Mādabā, Gaza u. a., wobei auch die Beschreibungen des Eusebios und des Chorikios herangezogen werden. Gegenüber Butlers Hervorhebung der lokalen Unterschiede der Architektur in den verschiedenen Teilen Syriens wird betont, daß diese, gemessen an den Abweichungen der syrischen Architekturschulen von denen der anderen Teile des Reiches, mehr zurücktreten und außerdem hauptsächlich die ländliche Bauweise betrafen,

---

gewidmet sind, beziehen sich mit Angabe von Seitenzahlen auf eine andere, offenbar englisch geschriebene Veröffentlichung Eislers, welche aber unbegreiflicherweise gar nicht namhaft gemacht wird.

1) In diesem Jahre, nicht 351 (S. 2) fand das Konzil von Seleukeia statt.

während die großen Städte in Architektur und Ausschmückung der Kirchen noch größere Übereinstimmung zeigen, als in denen der klassischen Bauwerke (S. 39). Das lehren u. a. auch die Mosaikfußböden, die in Gerasa in keiner Kirche fehlen und von denen die dortigen Grabungen einige prächtige Fragmente zutage gefördert haben (Pl. IV ff.), unter ihnen besonders bemerkenswert Bilder von 'Αλεξανδρία mit dem Φάρος und von [Μέ]μφη in der Johanneskirche und die biblischen Darstellungen der später in eine Kirche umgewandelten Synagoge (vgl. OLZ 1931 774f.): die Landung der Arche Noah', wovon außer den Köpfen des Σὴμ und 'Ιαφὶθ und der Taube mit dem Ölzweig noch die Reihen der herausziehenden Tiere erhalten sind; ferner ein siebenarmiger Leuchter mit dem Ende einer Inschrift: ..... τόπῳ. 'Αμήν. Σελά. 'Ερήνη τῇ συναγωγῇ.

Sanda, A.: Severi Antijulianistica. Quae ex Manuscriptis Vaticanis et Britannicis Syriace edidit et Latine interpretatus est. Beryti Phoeniciorum. Typographia Catholica PP. Soc. Jesu. In Komm. Taussig & Taussig, Prag 1931. (250 u. 220 S.) gr. 8°. RM 20 —. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Die christologischen Streitigkeiten, die im 5. Jahrh. die morgenländische Christenheit zerrissen hatten, fanden zu Beginn des 6. noch einen Nachhall in der Lehre des Julian von Halikarnass († um 540), daß der Leib Christi schon vor seinem Tode unvergänglich gewesen sei. Diese Lehre hatte er in einem besonderen Werk, zu dem er später noch einen Nachtrag lieferte, auseinandergesetzt, und diese Arbeiten mit einem besonderen Schreiben dem Urteil des Severus von Antiochia unterbreitet. Darauf antwortete dieser, nachdem er 518 seinen Bischofssitz hatte verlassen und nach Ägypten fliehen müssen. Diese seine Schriften gegen Julian wurden vor dem Frühjahr 528 in Edessa auf Veranlassung des Paulus v. Kallinikos, der dort als vertriebener Bischof lebte, ins Syrische übersetzt. Aus der Unterschrift des Vaticanus 140 geht, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, nicht mit Sicherheit hervor, daß Paulos v. K. die Übersetzung selbst gefertigt, sondern nur, daß er sich um sie bemüht habe; also bleibt es auch zweifelhaft, ob die der Übersetzung vorangestellte Erörterung über den Begriff der φθορά mit Baumstark GSL 160 als einzige Probe seiner selbständigen literarischen Betätigung angesehen werden darf. Nach Julians Tod ließ dann der Diakon Sergius, ein Grieche von Geburt, diese auf Veranlassung des Paulos v. K. übertragenen zusammen mit anderen ins Syrische übersetzten Schriften des Severus, einer Widerlegung anderer Ketzereien über Christi Natur, der Widerlegung der Apologie des Julians und dem gegen Johannes Grammatikos von Kaisareia gerichteten Philalethes, den Sanda schon Beirut 1930 gesondert herausgegeben hat, in dem Codex Vat 140 zusammenstellen. Teile dieses Corpus sind noch in einem anderen Vaticanus und zwei Londoner Hss. erhalten, so daß dem Herausgeber auch an den Stellen, wo seine Hauptquelle versagt, eine sichere Grundlage zur Verfügung stand.

Die Übersetzung ist in sehr elegantem Syrisch abgefaßt und hält sich von den bei anderen beliebten Barbarismen, z. B. selbst den auch bei Originalschriftstellern nicht seltenen griechischen Infinitiven, vollständig frei. Bei dem hohen Alter und der Autorität seiner Hauptquelle hat der Verf. auch nur wenig Varianten zu verzeichnen. Seine lateinische Übersetzung, die ich allerdings nur gelegentlich an zweifelhaften Stellen zu Rate gezogen habe, liest sich sehr glatt und wird den des Syrischen unkundigen Dogmenhistorikern ein treues Bild des Textes geben. Ob das in diesem Text ein paar Mal auftretende *ḥarrar* „genau erklären" wirklich, wie der Herausgeber S. 47nl meint, mit dem arab. *ḥarrara* „verbessern, abfassen" zu vergleichen und in dieser Bedeutung dem Lexikon einzufügen sei, ist zweifelhaft; denn 51, 8 erscheint es neben *qaṭṭen*; mit diesem wird aber sonst *ḥarref* (z. B. von Jacob v. Edessa PO 16, 825b 12) verbunden, und das dürfte auch hier vorzuziehen sein.

Schwarz, Arthur Zacharias: Die hebräischen Handschriften in Österreich (außerhalb der Nationalbibliothek in Wien). Teil I: Bibel-Kabbala. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1931. (VIII, 210 S.) 2°. RM 88 —. Bespr. von Max Grunwald, Wien.

Die hier behandelten 283 Hss, jetzt zumeist im Besitz der Isr. Kultusgemeinde Wien, stammen zum größten Teil aus den Sammlungen von Ad. Jellinek, O. H. Schorr, S. Pinsker und Abr. Epstein und sind von diesen u. a. vielfach benützt und veröffentlicht worden. Sie fallen in die Gebiete: Bibel (darunter 16 Esther-Rollen), Bibelauslegung (Midrasch und Verwandtes, Kommentare, Homilien), Sprachwissenschaft, Gesetz, Geschichte, Poesie, Karäer, Polemik und Kabbala; 12 (Nr. 1—5, 32, 154, 155, 158, 160, 201, 202) gehören dem 13. bis 15. Jahrh. an. Nr. 100 ist das bekannte Autograph Jaïr Ch. Bacharachs. — S. 2^{b} Z. 1 ist wohl Bischheim oder Bitumie (Beuthen) zu lesen. — Nr. 133 ist vom Ref. ausführlich auch im Jahrb. f. jüd. Volkskde. I, 218fg. benutzt worden. — Zum Schreibervermerk mit der Entschuldigung für eventuelle Fehler Nr. 33 und 38 vgl. Wattenbach, Schriftwesen, S. 507

„Weme dusse scrift nicht behage, Dij müsse eynen knochin genagin". — S. 12b unten: das spaniolische Inlibris entspricht etwa dem deutschen: „Dieses Buch ist mir lieb, wer es stiehlt, der ist ein Dieb" usw. — Nr. 33: die Feindschaft zwischen Hund und Katze bei Ben Sira, vgl. Bolte-Polivka, Anmerk. zu den Märchen der Brüder Grimm, IV, 348, andere Variationen das. III, 543; Dähnhard, Natursagen, IV, 103 fg., — zu dem hier erwähnten „italienischen Esopo": Bolte-Pol. IV, 359 „Isopet". — S. 16b unten u. 34a über den Chazan vgl. Kalonymos ben Kalonymos, Eben bochan; Josef ibn Zabara ed. Davidson (S. 44 ältere Literatur); Immanuel Romi; Juda Alḥarizi, Taḥkemoni, 24. Kap.; Joël Chazan, Reach nichoach; Sal. Lifschütz, Thëudath Šelomo; Wölwele Zbarazer (Ehrenkranz), Gottes Bankrott; Perez Smolenski, Ha-to'eh; Bernstein, Sprichwörter unter „Chazan" u. a. m. — S. 24b das kabbalistische Rätsel, ein ähnliches vom Ref. MGWJ 1932 1. Heft. — S. 92 Monselice: Mitt. z. jüd. Vkskde. 1906, S. 97. — S. 129 *t"b* ist M(andolf)o.

Semitistik, Islamistik.

Aimé-Giron, M. Noël: Textes araméens d'Égypte. Cairo: Imprimerie de l'Institut Français d'Archéologie orientale 1931. (XIII, 135 S., 15 Taf.) 4°. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Seit den großen Papyrusfunden zu Elephantine in den Jahren 1904—1908 sind dort und an anderen Orten Ägyptens, namentlich in Saqqarah, aber auch in Edfu, Mît-Rahîne, Mastabat-Fir'aun, Gize, Karnak, Ipsambul und Tomâs einzelne Papyrusfetzen und Ostraka, im ganzen 115 Stück gefunden worden, die jetzt im Museum zu Kairo aufbewahrt werden. Alle diese Stücke werden jetzt in einem schön ausgestatteten Werk mit vorzüglichen Reproduktionen veröffentlicht und von dem Herausgeber mit einem scharfsinnigen und erschöpfenden Kommentar versehen, der den wissenschaftlichen Wert dieser Kleinfunde von allen Seiten ins rechte Licht stellt. Wenn es sich oft auch nur um wenige Buchstaben handelt, so zeugen diese schon durch ihr Vorhandensein von der Ausbreitung von Semiten im Niltal. Sie zeigen uns, daß unter der Perserherrschaft nicht nur die Juden sich des Aramäischen als Schriftsprache bedienten, sondern auch heidnische Semiten, unter denen uns z. B. in Nr. 99 ein Nebopriester aus Syene begegnet, und sogar Kleinasiaten in den Graffiti von Tomâs Nr. 92/3; allerdings sind die Urheber der beiden schon halbsemitisiert, der Vater des zweiten führt den ägyptisch-aramäischen Mischnamen *Ḥarzebad*, der Name des zweiten *W'd(?)pi* verrät sich schon durch das 'Ain als halbsemitisch, wenn er auch nicht sicher zu deuten ist. Als ersten Bestandteil enthält er wohl das Verbum *wa"ed* er verabredete oder das Nomen *wa'd* Verabredung; wenn der Verf. den zweiten Bestandteil richtig mit den lykischen Namen auf *-dapi* kombiniert hat, so müßte man aus unserem Namen dafür eine allgemeine Götterbezeichnung wie „Herr" (*Sandadapi* S. ist Herr) erschließen; der Name wäre also wie hebr. *Nō'adjā* zu beurteilen.

Von hohem Interesse sind die Bruchstücke aus dem Archiv einer Schiffswerft zu Memphis, die der Herausgeber unter Nr. 5—75 zusammengestellt hat. Nr. 5—24 sind Fetzen aus einem Rechnungsbuch, der Rest enthält Listen von Namen, wohl von Arbeitern; unter diesen sind neben Ägyptern auch Leute mit aramäischen, kanaanäischen, akkadischen und iranischen Namen vertreten. Sie zeigen uns besonders anschaulich die Völkermischung des Perserreiches. Die Bedeutung dieser Schiffswerft für die Wirtschaft und Verwaltung Ägyptens hat der Verf. aus den einzelnen, meist ganz unansehnlichen Bruchstücken mit glänzendem Scharfsinn rekonstruiert. Sehr interessant ist auch das Graffito am Heiligtum der großen Sphinx Nr. 90, in dem ein Karavanenführer oder Viehhändler Mardukšumukīn seine glückliche Ankunft mit 500 Pferden, 200 Maultieren sowie Kamelen und Eseln verewigt hat.

Die Lesungen des Herausgebers sind im allgemeinen einwandfrei und lassen nur wenige Schwierigkeiten ungelöst. Das schon von Lidzbarski Eph III, 122 behandelte Ostrakon Nr 3 vermag auch er nicht überzeugend zu deuten; denn die Annahme, daß in *šḥlin ṭb* der Name einer Spezerei oder eines Parfüms im Sg. stecke, leuchtet nicht ein. In 4b bietet das Faksimile statt des unmöglichen Wortes *mn'nh* deutlich das zu erwartende *mninh* „seine Zahl" mit einem nur etwas länger geratenen Jod. Die Kombination des Namens *'šḥ* in Nr. 104 mit dem akkadischen *Âsû* „Arzt" scheitert daran, daß dessen *s* im Aram. stets mit Samek, nicht mit Schin wiedergegeben wird. In der sehr dankenswerten Erörterung der mit 'Anât, Bêtel, *'šm* und Ḥrm zusammengesetzten Eigennamen versucht Verf. auch das Wesen dieser Gottheiten aufzuhellen. Als Beispiele für die Vergöttlichung von Kultstätten und namenlosen Kultobjekten hätte er noch den Gott *Ṣlm* der Inschrift von Taima und die nordafrikanischen Heiligen Schaich al-'Amûd und Sidi Msîd anführen können. Aber sein Versuch, die Ašīmā von Ḥamāt, die er mit Recht im Anschluß an Erman und Cowley dem *'šm* gleichsetzt, als das göttliche Zeichen *Wasm* zu deuten, ist bedenklich, da diese Fortbildung des ursem. Stammes *šm* außerhalb des Arab. nicht zu belegen ist. Vielleicht läßt sich der Name doch am einfachsten mit dem altaram. *'šm* kombinieren, so daß eine Hypostase des göttlichen Namens zugrunde läge.

Gaudefroy-Demombynes et Platonov: Le Monde Musulman et Byzantin jusqu'aux Croisades. Paris: E. de Boccard 1931. (V, 591 S.) 8°. = Histoire

du Monde, publiée sous la Direction de M. E. Cavaignac, Tome VII, 1. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Den Kern dieses Bandes bildet eine Geschichte der islamischen Welt bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts. Der durch seine Arbeiten über die arabischen Geographen und über das mekkanische Pilgerfest bekannte Verf. Gaudefroy-Demombynes bekennt mit Recht, daß eine Darstellung dieser Epoche mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat als die der europäischen Geschichte, weil es außer Wellhausens arabischem Reich fast ganz an Vorarbeiten dafür fehlt. Von diesem Buch wie von A. Mez' kulturgeschichtlichen Studien zur Abbasidenzeit mit dem unglücklichen Titel „Renaissance des Islams" hat der Verf. denn auch ausgiebigen Gebrauch gemacht, stützt sich aber überall auf die Originalquellen, von denen er namentlich Tabaris Weltgeschichte stets zu Rate gezogen hat. So ist es ihm gelungen, ein anschauliches Bild der Anfänge des Islams und der Höhepunkte seiner Entwicklung zu entwerfen, das auch dem Fachmann manches in neuem Licht erscheinen läßt. Seine Darstellung der Zustände Arabiens vor dem Islam hätte aber wohl gewonnen, wenn er Südarabien etwas mehr berücksichtigt hätte. Dessen Inschriften sind doch, seit Rhodokanakis sie zum Reden gebracht hat, nicht mehr so unergiebig, wie Verf. S. 70 andeutet, sondern liefern für die Wirtschaft, die soziale Struktur und die Religion soviele wichtige Daten, daß sie ein Historiker des Islams nicht ignorieren darf. Ist dieser auch ursprünglich ein Produkt Nordarabiens, so ist seine weitere Entwicklung doch von den Südarabern in Syrien wie im Magrib aufs stärkste mitbestimmt, so daß die Kenntnis ihrer vorislamischen Lebensformen für deren Verständnis unentbehrlich ist. Die Darstellung des Verf.s führt den Verlauf der politischen Ereignisse unter beiden Dynastien nur in großen Zügen vor und legt das Hauptgewicht auf eine Schilderung des Zuständlichen, die durchweg als recht gelungen bezeichnet werden kann. Im Vordergund steht dabei die Verwaltungspraxis, Gesellschaft und Wirtschaft. Für die Umaijadenzeit ist auch die Literatur in Betracht gezogen; die der nächsten Epoche ist vermutlich dem mehrfach angekündigten folgenden Bande vorbehalten. Außer dem Leben im Zentrum des Reiches sind auch die Anfänge der iranischen und der türkischen Dynastien kurz berücksichtigt, während die Vorgeschichte der Türken und ihr späteres Eigenleben einem besonderen Bande aus der Feder Deny's vorbehalten bleibt. Ein letztes Kapitel ist dem Treiben der staatsfeindlichen Sekten gewidmet und schließt mit dem großen Sklavenaufstand im Irak, der die Hauptstadt selbst jahrzehntelang bedrohte.

Den Band eröffnet ein glänzende Übersicht über die Geschicke Asiens vom 3.—6. Jahrh. aus der Feder des Herausgebers Cavaignac. Sie zeigt uns die weit bis nach Europa hineingreifenden Erschütterungen der alten Staatenwelt durch die Hunnen, aus denen nur China neugefestigt hervorging, und in deren Gefolge Buddhismus und Manichäismus Innerasien eroberten. Der Herausgeber hat auch eine kurze Geschichte der arabischen Eroberungen und des Byzantinischen Reiches bis zum Schisma 1054 beigesteuert. Dieser Abschnitt leitet über zu einer Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Kolonisation der Finnenländer und zur Begründung des großrussischen Reiches von Platonov, dessen Darstellung der Referent nur bewundern, aber nicht beurteilen kann.

---

1. **Mubârak, Zaki: La prose arabe au IVe siècle de l'Hégire (Xe siècle).** Paris: Maisonneuve Frères 1931. (287 S.) gr. 8°. 50 Fr.

2. **Heller, Bernhard: Die Bedeutung des arabischen 'Antar-Romans für die vergleichende Literaturkunde.** Leipzig: Hermann Eichblatt 1931. (196 S.) gr. 8°. = Form und Geist, Arbeiten zur germanischen Philologie, hrsg. v. Lutz Mackensen, Bd. 21. RM 9.80. Bespr. von R. Paret, Heidelberg.

1. Es scheint von vornherein eine lohnende Aufgabe, die arabische Prosa des 4./10. Jahrhunderts — des Jahrhunderts, dem A. Mez sein Buch „Die Renaissance des Islams" gewidmet hat — monographisch zu behandeln. Namen wie Abu'l-Faraǧ al-Iṣbahānī, Badī' az-zamān al-Hamaḏānī, al-Muḥassin at-Tanūḫī genügen allein schon, um die Wichtigkeit des Stoffs ins rechte Licht zu setzen. Zaki Mubârak hat sich denn auch mit großem Eifer an die Arbeit gemacht. Er durfte sich um so eher dazu berufen fühlen, als er — selber ein Angehöriger des arabischen Sprachgebiets — sich schon seit Jahren in die Welt der klassisch-arabischen Literatur eingelebt hatte.

Selbstverständlich war es nicht leicht, die große Menge des Stoffs übersichtlich anzuordnen, zumal der Verf. es für gut fand, die eigentliche Darstellung des öfteren durch umfangreiche Übersetzungsproben zu beleben. Immerhin lassen sich ziemlich deutlich zwei Hauptteile unterscheiden: Der erste bezieht sich mehr auf das Sachliche (Vorgeschichte und Charakteristik der arabischen Prosa des 4./10. Jahrhunderts); der zweite (etwa von S. 95 ab) ist den Persönlichkeiten der einzelnen Schriftsteller und ihren Werken gewidmet. Außerdem entschädigt bis zu einem gewissen Grad ein Index der Personennamen (S. 275—9) und eine

Table analytique (S. 281—5) für die mangelnde Übersichtlichkeit einzelner Textpartien.

Zur Darlegung selbst ist im großen ganzen nicht viel zu bemerken. Jeder, der das Buch vornimmt, wird sich von der Reichhaltigkeit des Inhalts überzeugen und viel daraus lernen können. Nur einige wenige Thesen, die der Verf. in bewußtem Gegensatz zur opinio communis aufgestellt, aber nicht genügend begründet hat, sollen im folgenden gestreift werden.

Im 5. Kapitel wendet sich Mubârak zuerst (S. 49—54) gegen die Ansicht, der zufolge die stilistische Ausschmückung (*préciosité*) der arabischen Prosa fremden, u. zwar speziell persischen Ursprungs sein soll. Soweit er dabei gegen einen ganz extremen Standpunkt Stellung nimmt, wird man ihm ohne Bedenken beistimmen dürfen. In Wirklichkeit wird aber kein ernst zu nehmender Wissenschaftler behaupten wollen, daß das persische Element bei der Durchbildung der arabischen Kunstprosa die erste und einzige Rolle gespielt habe. Man wird vielmehr immer anerkennen müssen, daß die arabische Sprache zu der von den späteren Schriftstellern so sehr kultivierten *préciosité* geradezu prädestiniert war, und daß es auch unter den reinrassigen Arabern nie an Leuten gefehlt hat, die sich an den formalen Vorzügen ihrer Sprache begeisterten. Die eigentliche Streitfrage wird sich also immer noch darum drehen, ob der persische Genius bei der verfeinerten Durchbildung der arabischen Prosa des 3. und 4. Jahrhunderts wesentlich mitgewirkt hat oder nicht.

Im selben 5. Kapitel schneidet übrigens der Verf. auch noch eine andere Frage an: die Frage nach Alter und Herkunft der arabischen Rhetorik (S. 55—63). Er glaubt nicht nur als sicher annehmen zu dürfen, „daß die Zeitgenossen des Propheten eine starke und reiche Literatur besessen haben", sondern er gibt auch der Überzeugung Ausdruck, daß es schon lange vor dem Islam eine arabische Rhetorik und Stilistik gegeben habe! Die sonst allgemein verbreitete und neuerdings von I. Kračkovskij[1] als richtig erwiesene Ansicht, der zufolge eigentlich erst Ibn al-Mu'tazz († 296/908) den *'ilm al-badī'* begründet hat, wird demgegenüber als schwerer Irrtum gebrandmarkt. Daß Z. Mubârak damit ganz unhaltbare Theorien verficht, braucht nicht im einzelnen dargelegt zu werden. Man könnte höchstens versuchen, das Fehlurteil aus dem Mangel an terminologischer Präzisierung und aus dem Nachwirken gewisser Vorurteile psychologisch verständlich zu machen. Aber auch das würde an dieser Stelle zu weit führen.

Im 8. und 9. Kapitel handelt der Verfasser von den Maḳāmen Hamaḏānī's und den „Ḥadiṯen" Ibn Duraids. Auf Grund einer Bemerkung in al-Ḥuṣrī's *Zahr al-ādāb*[2] nimmt er an, daß die ersteren gewissermaßen nur die Fortsetzung der letzteren seien, daß also nicht Hamaḏānī, sondern Ibn Duraid als erster Erfinder der Maḳāmendichtung betrachtet werden müsse. Wie schon im Machriq (28, 1930, S. 465—7) ausgeführt worden ist, hat Mubârak dem Ḥuṣrī-Zitat etwas zu viel Bedeutung beigemessen. Auch das Beispiel der Ḥadiṯ-Dichtungen Ibn Duraids, das er aus den *Amālī* al-Ḳālī's mitteilt, gibt keinen genügenden Grund ab, um Hamaḏānī die ihm bisher zuerkannte Originalität in der Maḳāmendichtung abzusprechen. Mubârak gibt übrigens nachträglich doch auch wieder zu, daß „seine (Hamaḏānī's) Rolle als Erfinder beträchtlich gewesen ist", und auf S. 88 und 102f. sieht er sich veranlaßt, ziemlich eingehend zwischen den Ḥadiṯen Ibn Duraid's und den Maḳāmen Hamaḏānīs zu differenzieren. Damit ist seiner anfänglichen Behauptung die Spitze abgebrochen.

Was der Verf. auf S. 104—7 über Abu'l-Faraǧ al-Iṣbahānī und sein Kitāb al-aġānī sagt, scheint auch etwas zu pointiert zu sein, um ganz der Wirklichkeit entsprechen zu können. Es mag wohl etwas Wahres daran sein, daß der genannte Schriftsteller sich in solchen Geschichten besonders gut auskannte, die bei frommen Muslimen Anstoß erregten und geeignet waren, ein schlechtes Licht auf die sittlichen Zustände der Abbasidenzeit zu werfen. Und man wird es ihm sicher nicht verdenken können, wenn er sein großes Werk so ausgestaltete, daß es auch unterhaltsam zu lesen war. Aber Z. Mubârak geht doch wohl zu weit, wenn er daraus schließt, daß das Kitāb al-aġānī nur der Unterhaltung und Zerstreuung dienen solle und keinen wissenschaftlichen Charakter trage.

Die letzte der Thesen, in denen Mubârak neue Ansichten verficht, besagt, daß die *Risālat az-zawābi' wa't-tawābi'* (?) des andalusischen Schriftstellers Ibn Šuhaid nicht von al-Ma'arrī's bekannter *Risālat al-ġufrān* beeinflußt sei, sondern daß der Fall umgekehrt liege (S. 239f.). Leider bin ich im Augenblick nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Hypothese nachzuprüfen. Falls sie sich bewahrheiten sollte, ließe sie sich vielleicht in dem anscheinend immer noch nicht abgeschlossenen Streit über die Beziehungen zwischen Dantes Divina Comedia und dem islamischen Schrifttum auswerten.

Zum Schluß noch eine grundsätzliche Bemerkung! Z. Mubârak hat sich von vornherein das Ziel gesetzt, einen Querschnitt durch die arabische Prosa-Literatur des 4./10. Jahrhunderts zu geben. Daneben besteht aber immer noch — und vielleicht jetzt mehr denn je — ein Bedürfnis nach literargeschichtlichen Längsschnitten, d. h. nach historischen Untersuchungen einzelner Literaturgattungen und Stilformen. Wohl sind manche Spezialgebiete schon näher erforscht[1]. Aber es bleibt doch noch viel Arbeit zu leisten, gerade was die früheste Geschichte derartiger Gattungen und Formen angeht, und nur auf dem Umweg über eng umgrenzte Spezialforschungen wird man dabei zu sicheren Ergebnissen gelangen können. Erfreulicherweise stellt M. Guidi in seiner Besprechung von Mubâraks Arbeit (OM 12, 1932, 175f.) die Publikation seiner Untersuchungen zur Geschichte des Saǧ' in Aussicht[2]. Ohne Zweifel

1) Die arabische Poetik im IX. Jahrhundert (MO XXIII, 1929, 23—39), S. 31.

2) Das Zitat ist übrigens ziemlich ungenau wiedergegeben.

1) Z. B. Faraǧ ba'd aš-šidda (A. Wiener in: Islam IV, 1913); Aijām al-'Arab (W. Caskel, Ergänzungsheft zu Islamica III, 1930); Inšā' (W. Björkman, Beiträge zur Geschichte der Staatskanzlei im islamischen Ägypten, Hamburg 1928). Siehe jetzt auch G. Richter, Studien zur Geschichte der älteren arabischen Fürstenspiegel (Leipz. Semit. Studien, N. F., III), Leipzig 1932.

2) Vgl. Actes du XVIII. Congrès Int. des Orient., Leiden 1932, S. 226f.; siehe auch Bergsträßers Ausführungen zum Saǧ' bei Qāsim b. Ibrāhīm, Islamica, 4, 1931, 296—302.

werden die Ausführungen Mubâraks durch solche Spezialstudien in manchen Punkten gefördert und z. T. auch berichtigt werden. Vielleicht kann dann der Verfasser in nicht allzuferner Zeit sein Thema neu aufgreifen und auch seinerseits die einzelnen Literaturgattungen und Stilformen innerhalb der arabischen Prosa des 4./10. Jahrhunderts noch klarer und deutlicher als ihm das in der ersten Auflage möglich war, gegeneinander abgrenzen und in ihren besonderen geschichtlichen Zusammenhang einordnen. Dabei hätte er außerdem Gelegenheit, seine Untersuchungen noch weiter über den Bereich des eigentlichen *adab* hinaus auszudehnen und seine Aufmerksamkeit etwa auch mystisch-theologischen Werken wie dem Kitāb aṭ-Ṭawāsīn des Ḥallāǧ zuzuwenden.

2. Das Buch ist in drei Abschnitte gegliedert. Im ersten werden die literarischen und folkloristischen Motive und deren Parallelen in anderen Literaturen behandelt (S. 10—112). Im zweiten geht der Verfasser auf die „Dichtungs-, Form- und Stil-Elemente" des ʿAntar-Romans ein (S. 113—81). Und im dritten referiert er über die Bedeutung des ʿAntar-Romans (182—91). Am Schluß folgen noch zwei Register: das eine zu den in der Arbeit zitierten Werken und Verfassern aus dem germanischen Schrifttum, das andere zu den Motiven, Personen und Sachen.

Den eigentlichen Wert von Hellers Buch wird man zwar erst recht einschätzen können, wenn einmal seine größere Monographie über den ʿAntar-Roman gedruckt vorliegt[1]. Denn selbstverständlich sollte man zuerst über den Inhalt eines Werks und über die allgemeinen Einleitungsfragen orientiert sein, ehe man eine Abhandlung über darauf bezügliche spezielle Probleme würdigen und beurteilen kann. Trotzdem darf man es aber vielleicht wagen, in einigen Punkten schon jetzt zu den Ausführungen Hellers Stellung zu nehmen — soweit es sich eben dabei um Dinge handelt, die in den besonderen Fragenkreis der vorliegenden Abhandlung hineingehören und in der größeren Monographie vermutlich überhaupt nicht mehr oder nur nebenbei zur Sprache kommen.

Ein verhältnismäßig großer Teil des Buchs dreht sich um die Frage, ob man auf Grund von einzelnen Übereinstimmungen zwischen dem ʿAntar-Roman einerseits und ähnlichen Erzeugnissen der außerarabischen, speziell der mittelalterlich-europäischen Literaturen andererseits direkte literarische Beziehungen annehmen darf, etwa in der Weise, daß die Sīrat ʿAntar den entsprechenden europäischen Dichtungen Stoffe geliefert und sie damit direkt beeinflußt hätte. Heller führt zu diesem Zweck eine Masse literarisch-epischer und folkloristischer „Motive" aus dem ʿAntar-Roman auf und stellt ihnen entsprechende Gegenstücke aus anderen Literaturen gegenüber. An Hand dieses umfangreichen Vergleichsmaterials entscheidet er sich dann fast ausnahmslos für eine negative Beantwortung der Frage: Der ʿAntar-Roman hat weder auf die mittelalterlich-europäischen Ritterromane und -epen eingewirkt, noch hat er selber von dieser Seite her literarische Stoffe entlehnt. Die Übereinstimmungen erklären sich „aus der Ähnlichkeit der seelischen Bedingungen und Voraussetzungen, aus der Verwandtschaft der Gesinnung in den beiden literarischen Kreisen ..." (S. 111f.). Und „wenn manche Einzelheit, die auch unser Roman enthält, in der europäischen Literatur nachweisbar ist ... so sind diese Motive auf anderm Wege nach Europa eingedrungen" (S. 184). Man wird dem Verf. darin ohne weiteres recht geben müssen. An manchen Stellen könnte man sogar auf einen guten Teil der beigezogenen Parallelstellen verzichten, ohne daß das Endergebnis deshalb weniger überzeugend ausfallen würde. Vor allem da, wo ein Motiv schon in einer altarabischen Vorlage des ʿAntar-Romans gegeben ist, z. B. bei dem Motiv der sinnbildlichen Rede (S. 38—44) oder der Eideslist (S. 44—50).

Der zuletzt angeführte Fall, daß sich für einzelne Stellen im ʿAntar-Roman altarabische Vorlagen nachweisen lassen, kommt übrigens häufig vor, sowohl bei Motiven, als auch — und vielleicht noch häufiger — bei Personen. Heller weist manchmal direkt oder indirekt auf diese Tatsache hin. Er wertet sie jedoch selten literar- und kulturgeschichtlich aus. Wenn man sich ein zutreffendes Bild von den Kräften machen will, die bei der Entstehung des ʿAntar-Romans am Werk waren, sollte man aber soweit als möglich im einzelnen verfolgen, inwiefern alte Stoffe in ihrer ursprünglichen Gestalt nachwirken, und inwiefern sie von der Hand des Dichters umgemodelt worden sind. Vielleicht wird darüber in der größeren Monographie ausführlicher berichtet.

Zum zweiten Abschnitt sind einige Bemerkungen mehr formaler und nebensächlicher Art zu machen: Auf S. 140f. wird noch etwas zu viel mit den Begriffen „Volkspoesie", „Volkssage" und „Volksüberlieferung" operiert. Man vergleiche jetzt das auch für orientalistische Folkloristen sehr lesenswerte Buch A. Wesselskis, „Versuch einer Theorie des Märchens" (Reichenberg i. B. 1931). — In der Überschrift auf S. 177 wäre statt „Humor" besser „Witz und Komik" zu lesen. — Zum Problem der Reimprosa und der Liedeinlagen (S. 9, 146—53) wären jetzt die in einem größeren Zusammenhang veröffentlichten Ausführungen des Rezensenten über die Funktion dieser Stilmittel zu vergleichen (Die legendäre Maghāzi-Literatur, Tübingen 1930, S. 163—6). Vermutlich gilt das, was dort im Hinblick auf die *Maġāzī*-Dichtungen gesagt ist, auch für den ʿAntar-Roman. — Das Problem „Epos und Roman im Arabischen" ist auf S. 187 und 190f. wenigstens wieder einmal als solches angedeutet. Ehe man weiter darüber diskutieren kann, müssen allerdings die nötigen terminologischen Vorarbeiten geleistet werden, wobei natürlich der neueste Stand der Forschung zu berücksichtigen ist.

Im letzten Abschnitt („Über die Bedeutung des ʿAntar-Romans") referiert Heller fast zu ausführlich über die Beurteilung des Romans durch europäische Gelehrte und Schriftsteller des 19. und angehenden 20. Jahrhunderts. Daneben finden sich aber auch ein paar sehr wertvolle Bemerkungen des Verfassers zur Sache selber. Besonders einleuchtend scheint der folgende Passus: „Der ʿAntarroman, welcher die persische Sprache, persische Geschichte

1) Im Vorwort sagt Heller, daß diese Monographie von der DMG zur Herausgabe angenommen sei. Da ich jedoch nachträglich von berufener Seite höre, daß dieser Drucklegung neue Hemmnisse entgegenstehen, möchte ich mit der Besprechung des vorliegenden Buches nicht länger warten.

(die der Sassaniden), persische Sage kennt, mochte mit aus dem Bestreben erwachsen sein, den Arabern etwas Entsprechendes zu bieten für das, was die Persier in ihrer Heldensage, in ihrem Epos besitzen" (S. 183). Hoffentlich wird dieser Gedanke in der größeren Monographie über den 'Antar-Roman weiter ausgeführt (vgl. S. 3). Dort wäre dann auch noch einiges darüber zu sagen, daß der 'Antar-Roman in erster Linie ein romantisches Erzeugnis, ein Produkt der städtischen Kultur ist, und erst in zweiter Linie ein Spiegelbild des altarabischen Beduinenlebens. In der vorliegenden Arbeit ist diese für die Bewertung der *Sīrat 'Antar* so wichtige Tatsache nicht näher berücksichtigt worden.

Scémama, André: De l'influence du mariage sur la nationalité tunisienne. Paris: Librairie générale de droit & de jurisprudence 1931. (III, 154 S.) gr. 8°. Bespr. von Edgar Pröbster, Neustadt a. d. Orla.

Tunesien hat zwei Souveränitäten, die französische und die des Bey, und damit zwei Gesetzgebungsgewalten, die Normen für bestimmte Bevölkerungskreise festsetzen. Außerdem gilt, solange die Abkommen von 1896 in Kraft sind, die Regentschaft für Italien als Inland. Es bestehen also, insbesondere auf dem Gebiete des Personalstatuts, eine Reihe Möglichkeiten von Gesetzeskonflikten. Der Verfasser beschäftigt sich mit der Frage der Staatsangehörigkeit der mit einem Ausländer (Italiener) verheirateten Tunesierin und der mit einem Tunesier verheirateten Ausländerin. Er gliedert seine Untersuchung in zwei Teile. Im ersten Teil gibt er zunächst eine Übersicht über die Lösungen, die die Frage der Staatsangehörigkeit der Ehegatten in verschiedenen europäischen Gesetzgebungen gefunden hat, und behandelt dann nacheinander den Begriff der Staatsangehörigkeit in Tunesien, die soziale Rolle der tunesischen Frau und die völkerrechtliche Stellung des Beylik als Kapitulationsland und als französisches Protektorat. Im 2. Teil, der Betrachtungen über den Einfluß der Eheschließung auf die tunesische Staatsangehörigkeit nach Gesetz, quranischer Überlieferung und Rechtsprechung gewidmet ist, wird der Nachweis versucht, daß der von *šar'* aufgestellte Grundsatz der „ewigen Treupflicht" (allégeance perpétuelle) auch auf die Staatsangehörigkeit der Ehegatten Anwendung finde, und vorgeschlagen, demgemäß das Dekret des Bey vom 19. VI. 1914 über die tunesische Staatsangehörigkeit durch einen Zusatz nach Analogie des Art. 8 des französischen Gesetzes vom 10. VIII. 1927 zu ergänzen, der der Frau auch nach ihrer Verheiratung ihre bisherige Staatsangehörigkeit erhält, sofern sie nicht einen gegenteiligen Entschluß äußert, oder der Hausstand ins Ausland verlegt wird. Leider sind die islamrechtlichen Ausführungen des Verfassers recht dürftig. Sie tun dem islamischen Gesetz mehr als im allgemeinen üblich Gewalt an. So wird z. B. auf S. 106 gesagt: „Suivant les règles du Charaa la femme musulmane qui épouse un étranger ne suit pas la nationalité du mari: elle conserve sa nationalité d'origine . . .". Das ist doch nur dann richtig, wenn es heißen soll, daß die Ehe einer Mohammedanerin mit einem Nichtmohammedaner verboten ist. Das Gleiche gilt, wenn auf S. 96 behauptet wird, die mit einem Muslim verheiratete fremde Frau erwerbe nach dem *šar'* die Nationalität ihres Mannes. Sie behält im Gegenteil, wenn sie kitābija ist, ihr bisheriges Personalstatut. Dabei unterläuft dem Verfasser ein merkwürdiger Irrtum. Er spricht (ebenda) von „le Traité de jurisprudence musulmane considéré comme le Code universel musulman et connu sous le nom de Multeca", das in der zugehörigen Fußnote gar „Moutteqat El Outhour" genannt wird. In den französisch-rechtlichen Ausführungen vermißt man insbesondere eine eingehende Würdigung des wichtigen Dekrets vom 29. VI. 1886, mit dem der état civil in Tunesien eingeführt wurde und das — wenn ich mich nicht irre — der Verfasser überhaupt nicht erwähnt.

Cohen, Marcel: Études d'Éthiopien méridional. Paris: Paul Geuthner 1931. (XVI, 416 S.) gr. 8°. = Société Asiatique Collection d'Ouvrages orientaux. 100 Fr. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Von seiner Studienreise in Abessinien in den J. 1910/1 hatte M. Cohen außer den schon veröffentlichten mannigfachen Beiträgen zur Kenntnis des Amharischen noch allerlei Materialien über dessen noch wenig bekannten westlichen Nachbarn, das Gūrāgē gesammelt. In Paris hatte er das Glück, mit Leuten aus Harar zusammenzutreffen und sich über ihre Sprache zu informieren; endlich stellte ihm ein abessinischer Priester einige Notizen über die Sprache von Argobba, dem langgestreckten östlichen Grenzbezirk von Schoa, zur Verfügung. Diesen gesamten Stoff legt er nun zusammen mit einigen Studien zur abessinischen Sprachgeschichte in einem stattlichen Bande vor.

Das Buch beginnt mit einer klaren und präzisen Charakteristik aller semitischen Sprachen Abessiniens; dabei ist der Versuch gemacht, ihre Eigentümlichkeiten im Laut- und Formenwesen in Diagrammen darzustellen, die für jedes Gebiet den alten Bestand und die Neuerungen mit einem Blick zu übersehen gestatten. Unsere mangelhafte Kenntnis der südlichen Dialekte erlaubt z. Z. noch keine abschließende Klassifizierung und keine sichere Feststellung des Einflusses, den kuschitische und nichtkuschitische Substratvölker auf die einzelnen Dialekte ausgeübt haben. Immerhin kann der Verf. in seinen vorsichtig „Interprétations et Hypothèses" überschriebenen Schlußbetrachtungen dieses Abschnittes feststellen, daß die Sprachen von Harar und Gurage auffallende Beziehungen zum Tigrē und Tigriña im Gegensatz zum Amharischen aufweisen, die wohl auf eine Besiedlung des Südens auf dem Seewege deuten. Seinen vorsichtigen Formulierungen wird man durchweg beistimmen; aber war es nötig, für die Präposition des Tña *ne* statt *le* auf das Ägypt. und das Berberische zu verweisen (S. 35), da sie auch im Marokkanischen (Lerchundi Rudimentos 365) durch Dissimilation erscheint? Ob die mangelnde Gemination im Impf. des Harari den alten Zustand bewahrt hat, ist wohl nicht so sicher, wie S. 42 angenommen wird.

Der Hauptteil des Buches, der das Gūrāgē behandelt, beginnt mit einer gründlichen Verarbeitung aller für die Geographie des Landes bisher erschlossenen Quellen; übersehen ist nur die Notiz in Baeteman's Dictionnaire Amarigna-Français (Dire Daoua 1929) S. 1026 über die Distrikte des Landes, die die genaue Form einiger Namen festzustellen gestattet. Eine sichere Gliederung der Dialekte des Landes ist noch nicht möglich; es ist sogar zu vermuten, daß sie keine Einheit bilden, sondern in näheren Beziehungen teils zum Amharischen, teils zum Harari stehn. Die dann folgende Darstellung der Sprache berücksichtigt neben den eigenen Aufzeichnungen des Verf.'s auch die seiner Vorgänger, namentlich Mondon-Vidailhets.

Für den Lautstand des G. ist wie für das Amhar. der restlose Schwund der Laryngalen und des velaren ḫ charakteristisch; wenn dies aber in dem Verb ḳ̇za „nahm" durch ʾ ersetzt ist, so kann es zunächst nur zu festem Einsatz geworden sein, der zu ʾ dissimiliert ist, wie er umgekehrt im Amhar. vor seinem Schwund noch den Anlaut umgestaltet hat. Unter den Beispielen für die Unbeständigkeit der Sonorlaute S. 121 ist *ʾčēt* „Sonne" der Dialekte M, C gegenüber *ʾčäbär* von AW wohl auszuschalten; es gehört vielmehr zu amhar. *ʾtāʾi* < äth. *ʾaḥāi*, während das letztere auf einer Kontamination mit amhar. *ž(ǧ)ambar* „Sonnenscheibe" beruht. Das Material macht einen sehr zuverlässigen Eindruck. Bedenklich ist die Form *wädädəṭän* S. 143, die in W. „er liebte sie" bedeuten soll, und die Verf. durch das *t* des amhar. Suff. *ät* zu erklären sucht. Aber während dies als Verstärkung des Suff. *ā* ohne weiteres verständlich ist und ja auch im Ms. *ūt* neben *-ū* erscheint, stände diese Genusunterscheidung vor dem Suff. ganz allein. Sollte nicht ein Mißverständnis vorliegen, und der Befragte vielmehr „sie liebt ihn" gemeint haben? Die der grammatischen Skizze beigegebenen Texte ergänzen diese trotz ihres geringen Umfangs in sehr erwünschter Weise.

Auch den Abschnitt über das Harari eröffnet der Verf. durch einen Überblick über die Geschichte des Landes, in dem man nur einen Hinweis auf Marquarts Hypothese über den Ursprung seiner Bevölkerung (Beninsammlung CCCXXXIV) vermißt. Unter den Quellen für ihre Sprache sind die von Paulitschke in einem Ms. in arabischer Schrift mitgebrachten und der Pariser Nationalbibliothek überlassenen Liebeslieder von besonderem Interesse. Cohen hatte das Glück, in Paris drei junge Leute aus Harar zu treffen, von denen der eine sich als literarisch gebildet erwies und sich bereit fand, einen Teil davon in äthiopischen Buchstaben zu umschreiben und amharisch zu übersetzen. Diesen Teil veröffentlicht C. in Faksimile, mit Umschrift, Übersetzung und Kommentar, und es erweist sich, daß die Sprache dieser Texte dem modernen Harari nicht so fern steht, wie Mondon-Vidailhet gemeint hatte. Dazu erhalten wir noch zwei kurze Anekdoten und zwei Briefe in Umschrift. Den Texten ist eine auf seinen eigenen Aufzeichnungen beruhende grammatische Skizze vorangeschickt, die Littmanns Verarbeitung der älteren Quellen in sehr dankenswerter Weise ergänzt.

Für den am wenigsten bekannten Dialekt von Argobba druckt Verf. Seetzens Wortliste wieder ab und ergänzt sie durch eine ihm von einem abessinischen Priester übermittelte Liste der Nominalsuffixe, der Zahlwörter und einiger Nomina. Daran schließt er die von N. Jorga in Centenario Amari 1910 veröffentlichte amharische Wortliste, die ein italienischer Reisender des 15. Jahrh. vielleicht in Jerusalem aufgezeichnet hat, das älteste bisher bekannte Denkmal dieser Sprache.

Den Schluß des Buches bilden Untersuchungen zur amharischen Lautlehre, Schwäche und Wechsel der Labialen, Spirierung der Palatalen, Palatalisierung, Färbung des unbestimmten Vokals ə unter dem Einfluß benachbarter Konsonanten.

Reusch, Richard: **Der Islam in Ostafrika**, mit besonderer Berücksichtigung der muhammedanischen Geheimorden. Leipzig: Adolf Klein [1931]. (XII, 360 S.) 8°. RM 8 —; geb. 10 —. Bespr. von R. Paret, Heidelberg.

Das Buch ist schon allein durch die Art seiner Entstehung interessant: Christlich-missionarische und — wenn man so sagen will — imperialistische Tendenzen haben dabei Pate gestanden. Die einen verkörpert in dem Verfasser, einem schon jahrelang in Ostafrika tätigen Missionar, die andern in den englischen Kolonialbeamten und Angestellten des Intelligence Department in Chartum, die ihn bei seiner Forschungsarbeit mit Auskünften aller Art unterstützten. Das Endergebnis, das nunmehr zur Besprechung vorliegt, macht allen Beteiligten Ehre, insbesondere natürlich dem Verfasser selbst. Es ist ein Musterbeispiel dafür, daß die Wissenschaftlichkeit eines Werks nicht von den Tendenzen abhängt, die letzten Endes dahinterstehen, sondern einzig und allein von dem Willen und der Fähigkeit des Verfassers, den ihm vorliegenden Tatbestand in möglichst objektiver Weise zu erfassen und darzustellen.

Wie der Titel sagt, beschränkt sich das Buch im allgemeinen auf eine Darstellung der ostafrikanischen Erscheinungsformen des Islams. Manchmal holt zwar der Verfasser etwas weiter aus und bezieht dabei auch gemeinislamische Dinge in den Kreis seiner Untersuchungen mit ein, vor allem in den geschichtlichen Rückblicken und in dem Abschnitt über die modernistischen Strömungen[1]. Er tut das aber immer nur zu dem Zweck, um seinen Spezialuntersuchungen den nötigen Unterbau zu geben, zumal er mit einem großen Kreis nicht weiter vorgebildeter Leser rechnen muß. Der eigentliche Schwerpunkt des Werks liegt, wie gesagt, in denjenigen Abschnitten, die von dem Leben und Treiben der Muslime im Sudan, in Eritrea, in Somaliland, in Kenya Colony und in Tanganyika Colony (dem alten Deutsch-Ostafrika) handeln. Hier vermittelt uns der Verfasser aufschlußreiche Angaben über die Verbreitung und Stärke der verschiedenen muslimischen (schiitischen und sunnitischen) Religionsgemeinschaften, über die Heiligenverehrung und ihre Bedeutung für das Leben des Landes, über die islamischen Orden, ihre Dikrs, ihre Organisation und ihre Einflußsphäre, über die Wirksamkeit eschatologischer Erwartungen, schließlich ganz allgemein über das Wesen des ostafrikanischen Islams und über die Gründe der großen Propagandaerfolge, die ihm in der letzten Zeit zuteil geworden sind[2].

---

1) Einige der verbesserungsbedürftigen Versehen finden sich gerade in den allgemeinen Abschnitten, z. B. auf S. 303, wo der Schluß des Fastens an den Ramadantagen falsch angegeben (Abenddämmerung statt Sonnenuntergang) und der kleine mit dem großen Beiram verwechselt ist. Der Paragraph über „die neuen Einflüsse auf die Muhammedanische Welt" (S. 322ff.) ist als Ganzes etwas zu oberflächlich, besonders in dem Abschnitt über Panislamismus und Nationalismus. Teilweise wird das auf das Konto von Reuschs Gewährsmännern zu setzen sein. Es hat übrigens auch sonst manchmal den Anschein, als ob der Verfasser etwas zu sehr unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Quellen geschrieben hätte. Freilich, wenn man so wie er unter der Fülle interessantesten Materials beinahe erstickt, ist es schwer, immer den nötigen Abstand einzuhalten.

2) Während das Annuaire du Monde Musulman, Jahrgang 1929, die Zahl der Mohammedaner in Tanganyika auf nur 10% schätzt, taxiert sie Reusch auf

Mit besonderer Sorgfalt ist das Ordenswesen[1] geschildert. Der Verf. hatte des öfteren Gelegenheit, persönlich, zum Teil in muslimischer Verkleidung, bei Dikrs zuzuschauen sowie an geeigneter Stelle Erkundigungen über Geschichte und Organisation der einzelnen Ṭarīḳas einzuziehen. Die Abschnitte über diese merkwürdigen Genossenschaften gehören deshalb zu den interessantesten Teilen seines Buchs. Allem Anschein nach haben die Orden heutzutage in Ostafrika eine viel größere Bedeutung als in den islamischen Kernländern, wo es (wenn man den Sonderfall der wahhabitischen Iḫwān außer Betracht läßt) doch fast so aussieht, als ob sie sich überlebt und infolge ihrer Degenerationserscheinungen in weiten Kreisen unbeliebt gemacht hätten. An der Peripherie eines Kulturkreises hinkt man eben nicht selten der Entwicklung im Zentrum nach. Dasselbe gilt übrigens auch auf dem Gebiet der modernistischen Strömungen: Das brennendste Gegenwartsproblem der islamischen Kernländer, die Auseinandersetzung mit der europäischen Kultur und Zivilisation, ist im ostafrikanischen Islam noch nicht akut geworden. Um so hemmungsloser können hier diejenigen Kräfte zur Entfaltung kommen, die dem Islam auf Grund jahrhundertealter Tradition innewohnen.

Eine dieser in der Gegenwart und vielleicht mehr noch in der Zukunft wirksamen Kräfte ist mit den eschatologischen Erwartungen, mit dem Glauben an die nahe bevorstehende Ankunft eines Imām oder Mahdī gegeben. Mit aller Deutlichkeit weist Reusch auf die gefahrendrohende Wirksamkeit dieses allgemein verbreiteten Glaubens hin, und man ist auch gar nicht erstaunt zu hören, daß die englischen Kolonialbeamten sich alle Mühe geben, um eine Explosion zu verhüten. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Stellung des ostafrikanischen Islams zur Kalifatsfrage. Die Abschaffung des osmanischen Kalifats wird als ein Zeichen des bevorstehenden Weltendes gedeutet, und Mustafa Kemal, der die Abschaffung angeregt und durchgesetzt hat, gilt vielen geradezu als Verkörperung des Antichrist. „Breitet sich der Islam noch weiter in Afrika aus, und bleibt die Khalifatsfrage auch weiterhin so ungenügend gelöst wie sie es heute ist, so ist mit dem Auftauchen einer starken mahdistischen Bewegung zu rechnen, und zwar in einer nicht fernen Zukunft. Sollte sich der an ihrer Spitze stehende Mann nicht nur für den ‚verborgenen Imām-Mahdī' ausgeben, sondern auch noch zum Khalifen ausrufen lassen, so würde er sicher auf die Unterstützung vieler auswärtiger Muhammedaner rechnen dürfen" (S. 267). Nach Reuschs Ansicht bzw. nach der seiner Gewährsmänner würde diese Gefahr am ehesten verhütet, wenn es gelänge, einen neuen machtvollen Kalifen an Stelle des abgesetzten Osmanen auf den Thron zu bringen. Bezeichnenderweise denkt er dabei in erster Linie an König Fu'ād von Ägypten. Der Wahhabitenkönig Ibn Sa'ūd, der doch eigentlich am ehesten dafür in Betracht käme, scheint sich unter den ostafrikanischen Muslimen keiner großen Anhängerschaft zu erfreuen. „Mekka und Medina sind der Orthodoxie verloren, denn sie befinden sich in den Händen der Wahhabiten. Es fehlt nur noch, daß diese die Ka'ba schließen oder zerstören, — und sie sind fähig es zu tun (!), was die Ausplünderung des Prophetengrabes in Medina und die Zerstörung vieler Grabdenkmäler durch sie beweist — damit die ganze Weissagung vom Ende in Erfüllung gehe" (S. 264).

Mit den im Vorhergehenden angedeuteten Gedankengängen sind nur ein paar der interessantesten Proben aus dem Buch herausgegriffen. Anstatt weitere Exzerpte zu geben, ist es besser, auf das Buch selber zu verweisen und dessen Lektüre allen denjenigen, die von irgend einer Seite her an dem Stoff interessiert sind, dringend anzuraten. Jeder, der es vornimmt, wird viel daraus lernen können und dem Verfasser dafür Dank wissen.

„vielleicht die Hälfte" (S. 298). Das besagt zwar nicht, daß sich seit dem Jahr 1929 40% der Einwohner zum Islam bekehrt haben. Aber es ist doch bedeutsam, daß Reusch überhaupt eine so hohe Zahl nennt.

1) Der Untertitel des Buches spricht von „Geheim-Orden". Ich würde die sachlichere Bezeichnung „Derwisch-Orden" vorziehen.

Kohn, Dr. Hans: **Orient und Okzident.** Berlin: Zentral-Verlag 1931 (95 S., 14 Zeichn.) 8°. = Weltpolitische Bücherei, hrsg. von A. Grabowsky, Bd. 24, Grundlegende Reihe. RM 3—. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

Der bekannte Verfasser hat die Probleme, welche er in seiner „Geschichte der nationalen Bewegung im Orient" (1928) und in „Nationalismus und Imperialismus im Vorderen Orient" (1931) eingehend behandelt hatte, hier in kurzer und allgemeinerer Form zusammengefaßt. Ausgangspunkt seiner Betrachtung ist etwa die Feststellung (S. 10): „Die Umgestaltung des Orients fand ihren ersten großen sichtbaren Ausdruck in den revolutionären Bewegungen, die in den Jahren 1907 bis 1911 in fast allen Ländern des Ostens, in der Türkei, Persien, Ägypten, Indien und China, die bestehende Staatsform erschütterten. Sie waren ein Kampf der Völker um ihre Freiheit gegen fremde Bedrücker oder gegen einheimische despotische Monarchien, die durch ihre Korruption und Unfähigkeit ihre Völker der Fremdherrschaft auszuliefern drohten. In diesen revolutionären Freiheitskämpfen und Aufständen rang das neu erwachte Nationalgefühl der orientalischen Völker sich zum Nationalbewußtsein durch, das in den Jahren des Weltkriegs und unmittelbar nach ihm eine weitere Vertiefung erfuhr und, bis dahin auf die engen Kreise der Intelligenz beschränkt, in die breiten Massen einzudringen begann". Von da aus erfaßt Verf., gewandt und ansprechend in der Form, die Entwicklung der politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme, welche aus der neuen Einstellung des Orients zum Okzident resultieren. Beachtenswert sind die Ausführungen des Verfassers im Kapitel „Sprache und Schule", besonders auf S. 45: Der Lehrinhalt des modernen Unterrichts im Orient hat keinen Zusammenhang mehr mit der Vergangenheit, ja nicht einmal der Religion des betreffenden Volkes, entstammt auch nicht der bürgerlichen Kultur des europäischen 19. Jahrhunderts, sondern zielt auf die Vermittlung moderner technischer Kenntnisse und

hat eine proletarisch- (Ref. würde vorziehen links-demokratisch-) revolutionäre Grundstimmung. Industrialisierung und Verkehrsbeschleunigung werden das Weitere besorgen. Verf. glaubt, daß in Zukunft Orient und Okzident notwendigerweise „auf gemeinsamen Schlachtfeldern der Politik, der Wirtschaft und des Geistes" zu einer einheitlichen Menschheit zusammenwachsen werden.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

1. **Sauvageot,** Aurélien: **Recherches sur le vocabulaire des langues ouralo-altaïques.** Budapest: Imprimé par Victor Hornyánszky 1929. (XLII, 144 S.) 8°.
2. **Shirokogoroff,** S. M.: **Ethnological and Linguistical Aspects of the Ural-Altaic Hypothesis.** Reprinted from Tsing Hua Journal, Vol. 6. Peiping: The Commercial Press, Ltd. 1931. (III, 198 S.) 4°.
3. **Duda,** H. W.: Fasl-i-Ferhat. Nazif efendinin elile yazılmış yegâne nushadan istinsah eden: — —. [Ein türkisches Schattenspiel nach der einzigen Handschrift des ehemal. Hofschattenspielers Nazif Efendi hrsg. u. eingel.] Istanbul: Zaman kitaphanesi 1931. (48 S., 2 Taf.) 8°. 50 kuruş. Bespr. von J. Németh, Budapest.

1. Sauvageots Werk ist ein beachtenswerter Versuch zur Klärung des ural-altaischen Problems, das seit hundert Jahren fast ergebnislos behandelt wird. Er bespricht zuerst die grammatischen Übereinstimmungen der ural-altaischen Sprachen und gibt dann 214 (eigentlich 215) Etymologien. Das Ergebnis ist zwar auch diesmal recht mager, aber das Werk wirft neue Ideen auf und enthält auch manches, was nicht ohne weiteres abzulehnen ist.

Nach der Ansicht Sauvageots stehen die uralischen Sprachen (= Finnischugrisch und Samojedisch) dem Tungusischen und Mongolischen näher als das Türkische, es ist also unrichtig, die letzten drei Sprachen gegenüber den uralischen als eine einheitliche Gruppe (altaisch) zusammenzufassen. Diese Meinung ist nicht annehmbar, die vorgebrachten Gründe sagen fast nichts und das Uralische wird mit dem Türkischen durch zahlreiche Übereinstimmungen wenn auch nicht eng, doch bestimmt verbunden. S. meine Abhandlung über „Die Urverbindung der uralischen und türkischen Sprachen" in dem XLVII. Bande der Nyelvtudományi Közlemények (= Sprachwissenschaftliche Mitteilungen) der Ung. Akad. W. (ungarisch).

Die grammatischen Übereinstimmungen sind in den uralaltaischen Sprachen äußerst gering. Eine besondere Bedeutung scheint auf diesem Gebiete der Vokalharmonie zuzukommen; gewisse Übereinstimmungen in der Formenlehre können auf Zufall beruhen, bemerkenswert ist die Übereinstimmung des faktitiven *-t-*.

Die Etymologien werden nach den Lautentsprechungen, die sie illustrieren, gruppiert. Es werden das anlautende und intervokalische *p, b, t, k, η* behandelt. Viele Etymologien sind allzu kühn, aber viele machen den Eindruck, daß sie möglich sind. Was aber am wichtigsten ist: es sind bei den uralaltaischen Etymologien die festen Grundlagen noch immer nicht geschaffen worden; wir haben keine gesicherten Etymologien, die für die Forschung als Ausgangspunkt dienen könnten. Etymologien wie goldisch (tung.) *pe* ‚Weißbirke' = mandsch. *fiya*, Birke' = mong. *iryai, irya* ‚ein Strauch oder niedriger Baum mit sehr hartem Holz' = ung. *fa* ‚Baum' = türk. *i* ‚Baum, Wald, Gesträuch' sind vielleicht möglich, aber nicht zwingend. Bei der Arbeit macht sich der Mangel an Sprachdenkmälern bei gewissen Sprachen und noch mehr das Fehlen von den nötigen Vorarbeiten besonders fühlbar. So wird z. B. das finnische *tora* ‚Zank' und seine Verwandtschaft von Sauvageot u. a. mit türk. turï ‚Feind', duruš-, dürüš- ‚controverser, lutter' zusammengestellt; die drei türkischen Wörter gehören drei verschiedenen Wortfamilien an: 1. turï ‚sauer; von schlechtem Charakter' (Brockelmann, MitteltürkW.), 2. dur- ‚stehen', 3. dür- ‚aufrollen'.

Vom turkologischen Gesichtspunkte aus könnte man noch manches aussetzen, das wäre aber nicht von Belang.

Mir scheint, daß die weitere Arbeit in der von Sauvageot befolgten Richtung trotz der Schwierigkeiten nicht aussichtslos ist.

2. Shirokogoroffs Werk ist eigentlich eine umfangreiche Kritik des Werkes von Sauvageot.

In der ersten Hälfte des Buches (S. 3—88) beschäftigt sich der Verf. mit prinzipiellen Fragen der Sprachforschung. Er hat vieles gelesen; fast alle wichtigen Werke, die auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft erschienen sind, werden zitiert; es ist auffallend, daß Pauls Werk „Prinzipien der Sprachgeschichte", welches doch noch immer das grundlegende Hauptwerk der allgemeinen Sprachwissenschaft ist und mit dessen Ergebnissen bei der Behandlung solcher Fragen man sich in erster Linie auseinanderzusetzen hat, nicht erwähnt wird.

Die Ausführungen des Verf.s beruhen auf einer ganz persönlichen Einstellung zur sprachgeschichtlichen Methode. Er will gegenüber Sauvageot beweisen, daß wir auf Grund der Ähnlichkeiten, die wir in den uralaltaischen Sprachen vor uns haben, schon prinzipiell nicht berechtigt sind, eine uralaltaische Grundsprache anzunehmen. Er ist überhaupt gegen die Annahme, daß Sprachen, die Ähnlichkeiten aufweisen, auf eine gemeinsame Ursprache zurückgeführt werden müssen. „The classification of languages into groups is simply a method of grouping facts — complexes of language — into larger headings for better memorizing, and it must not imply conclusions as to the „origin" of these languages, for the similarity of languages as ethnographical complexes is not correlated with the origin of the complex as a whole. It is a function, and as such it can have no origin .... But what has happened with the classification of languages according to their similarity is that an inference by anology has been made: since they are similar, they have originated from a pre-language-ancestor" (S. 55—56.).

Wie kommt der Verf. zu diesem merkwürdigen Ergebnis? Zuerst auf Grund von Erörterungen ethnologischer Art, die bei der Behandlung der fraglichen Probleme vorläufig völlig wegzubleiben haben. Von seinen hierhergehörigen Feststellungen will ich als Probe folgendes anführen: „.... $\omega = \frac{q}{TS}$, where ω is the *constant of ethnical equilibrium*. q is the

number of the population ... S is the biological adaptation in the form of culture and functional power, T is the territory ..." (S. 16). Die Fehler, die der Verf. der Sprachforschung vorwirft (z. B. „Evolution" der Sprache; man betrachtet die Sprache als eine organische Erscheinung und nicht „as a function of adaptation"; Suche nach Ursprachen, nach Trägern der Ursprachen, nach Kultur der Urvölker usw.) sind in Wirklichkeit, wenigstens bei methodisch arbeitenden Forschern, nicht vorhanden; sie arbeiten mit den erwähnten Begriffen, insofern dies von den wahrscheinlichen Tatsachen und Ergebnissen zugelassen wird. Die methodische Sprachforschung nimmt Ursprachen nicht auf Grund von Ähnlichkeiten an, sondern ist bestrebt, gewisse geschichtliche Vorgänge darzustellen oder auf Grund von Tatsachen zu rekonstruieren, und in dieser Arbeit kommt sie notwendigerweise zur Feststellung von Ursprachen, die jedoch im wesentlichen gar nicht hypothetisch („the existence of such a pra-language itself is only a hypothesis" S. 77), oft sogar einfach gegeben sind. Zwischen Lehngut und Erbgut muß man natürlich streng unterscheiden, und auch was als Erbgut festgestellt wird, ist aus dem Gesichtspunkte der Rekonstruktion der Ursprache oft von zweifelhaftem Wert, aber durch dieses Bedenken werden die Ergebnisse der Sprachforschung im großen und ganzen nicht berührt. (Nach Ausscheidung der Lehnschichten A, B, C) „... there will remain elements D, which can be connected with no one of the existing nor the extinct languages. Will they be the original language? — Not at all. They will be merely unknown elements hypothetically referred to a certain ethnical unit, also hypothetical, and in hypothetical form." S. 56.)

Die eigentümliche sprachwissenschaftliche Auffassung des Verf.s gipfelt übrigens in seiner Meinung über die Lautveränderungen: „When an ethnical unit needs a new starter [etwa ‚Bedeutungsträger'], it uses the known elementary sounds of the unit. However, since the number of combinations is limited, all possible sounds are soon exhausted, and the unit may choose one of certain ways for producing new sounds. These ways may be of purely phonetic order, as, e. g., a change of quantity of the elementary sounds, a change of sounds through palatalization, aspiration, labialization, voicing, regulation of explosion etc. ..." (S. 45—46.)

Wenn aber die Ausführungen des Verfassers als prinzipielle Einwände gegen die Methode der sprachgeschichtlichen Forschung auch nicht gelten, so sind doch seine Bedenken speziell im Falle der ural-altaischen Hypothese in höchstem Maße angebracht, nur möchte ich seine Thesen etwas anders formulieren. Die ural-altaischen Sprachen weisen viele Ähnlichkeiten auf, es ist aber nicht ausgemacht, daß wir auf Grund dieser Ähnlichkeiten berechtigt sind, sie auf eine gemeinsame Ursprache zurückzuführen. Man muß zuerst die feststellbaren Entlehnungen ausscheiden, aber was übrig bleibt, ist der Art, daß man fragen muß, ob diese Übereinstimmungen nicht auf Grund intensiver uralter Sprachmischung zustandegekommen sind. Wie man urteilt, ist vorläufig Glaubenssache. Im Falle des uralisch-türkischen Verhältnisses neige ich mehr zur Annahme einer Urverwandtschaft.

In dem zweiten Teil (The Ural-Altaic Hypothesis) ist mir zuerst aufgefallen, daß der Verf. die Literatur der ural-altaischen Hypothese nicht ganz richtig beurteilt. Nach ihm hat Castrén die Frage angeschnitten, obwohl bekannt ist, daß das erste Werk, in dem das ural-altaische Problem — zwar mit wenig Glück, aber systematisch — behandelt wird, Schotts „Versuch über die tatarischen Sprachen" (1836) ist. Sauvageots Werk faßt Shirokogoroff als ein zusammenfassendes Werk auf, was gar nicht der Fall ist; hier gibt es noch nichts zusammenzufassen.

Der wertvollste Teil des Werkes ist das Kapitel über „Tungus Comparative Material" (S. 94—102), wo der Verfasser das zur Verfügung stehende tungusische Material einer kritischen Prüfung unterzieht.

Der nächste Abschnitt führt den aus phonetischem Gesichtspunkte nicht ganz einwandfreien Titel: „Aspiration and Bilabialization of the Initial Vowels a Phonetic Fashion". Er beginnt mit Ausführungen, die mit den Prinzipien der lautgeschichtlichen Forschung in Gegensatz stehen. Es handelt sich um die Entsprechung: finnischugrisch *p-[?] = tung. p- = mong. Ø(< h-)=türk. Ø, zu der der Verf. bemerkt: „In the work of A. Sauvageot, one of the most important evidences in favour of the common origin of the Ural-Altaic languages is the phenomenon of the occurrence of initial bilabial consonants by the side of aspirated and non-aspirated vowels, also by side of glottal consonants. Similar facts have been observed in many linguistical groups, so this phenomenon is not characteristic of the languages called Ural-Altaic". Natürlich nicht, aber das ist aus dem Gesichtspunkte des ural-altaischen Problems völlig belanglos. Ein Lautgesetz zeigt nur die Entwicklung eines Lautes in den Einzelsprachen, auch Sauvageot will mit diesem Lautgesetz nicht mehr sagen, und identische Lautgesetze (identische Lautentwicklungen) kommen oft auch in nichtverwandten Sprachen vor. Was aber der Verf. eigentlich sagen will, ist, daß wir es hier nicht mit einem alten ural-alt. *p-Laute zu tun haben, sondern daß die Laute p- — f- im Tungusischen, h- im Mongolischen als sekundär entstandene anlautende Konsonanten zu betrachten sind. Er zeigt, daß anlautendes sekundäres h-, χ-, w- innerhalb von gewissen tungusischen Dialektgruppen oft vorkommen. Die interessanten Ausführungen des Verfassers büßen von ihrem Werte auch hier viel ein durch die persönliche Behandlungsweise, was auch für die folgenden Abschnitte gilt.

Im fünften Kapitel (S. 122—162) bespricht der Verfasser ausführlich die Etymologien Sauvageots und gibt u. a. zu den tungusischen Belegen zahlreiche sehr wertvolle Bemerkungen. Er kommt zum Ergebnis, daß wir auf Grund von Wortübereinstimmungen nicht berechtigt sind, das Tungusische zu den ural-altaischen Sprachen zu rechnen.

Im allgemeinen hat Shirokogoroff nützliche Arbeit geleistet, wozu ihn seine Kenntnisse auf tungusischem Gebiete befähigt haben. Mit großer Spannung erwarten wir seine folgenden Publikationen; S. 98 lesen wir, daß er eine tungusische Wörtersammlung von ungefähr 30000 Wörtern hat.

3. Dem Verfasser, der sich mit der Geschichte des Stoffes von „Ferhād und Šīrīn" beschäftigt, wurde von H. Ritter das Manuskript des Karagöz-Spieles „Fasl-i-Ferhat" zur Veröffentlichung überlassen. Das Spiel wurde von Duda in dem vorliegenden Büchlein mit einer Vorrede (S. 3—7) in neuer türkischer Schrift, mit einigen wertvollen Bemerkungen herausgegeben.

Das Spiel besteht eigentlich aus zwei Teilen. Der erste ist wenig gelungen, enthält Wortwitze, die Karagöz macht, indem er die von Hacivat genannten Melodiebezeichnungen (und ein Lied) mißversteht. Dieser Teil erinnert stark an das „Urušma ojunu", das von Kúnos veröffentlicht worden ist. Der zweite Teil enthält die Geschichte Ferhāds, in der auch Hacivat und Karagöz tätigen Anteil nehmen; wir haben die Oper „Ariadne auf Naxos" in türkischer Ausgabe vor uns, mit dem Unterschiede, daß in dem türkischen Schauspiele die komischen Figuren die Oberhand gewinnen. Ähnliche Stücke sind wohlbekannt.

Das Büchlein ist ein willkommener Beitrag zur Kenntnis des türkischen Schattenspieles.

Howard, Harry N.: **The Partition of Turkey.** A Diplomatic History 1913—1923. Norman/Okl.: University of Oklahoma Press 1931. (486 S., 3 Ktn.) gr. 8°. $ 5 —. Bespr. von G. Jäschke, Berlin-Neubabelsberg.

Die Wiedergeburt des türkischen Volkes nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches wird solange ein „Wunder" bleiben, als die geschichtlichen Verbindungslinien, die zwischen beiden Tatsachen bestehen, nicht aufgedeckt sind. Dabei werden vor allem die bisher wenig erschlossenen türkischen Originalquellen heranzuziehen sein. Aber auch in Paris und London schlummern noch manche wichtigen Dokumente.

Der Wert der vorliegenden Arbeit des 29-jährigen Professors an der Miami University in Oxford (Ohio) liegt darin, daß sie nicht nur — nach Möglichkeit! — auf der gesamten vorhandenen Literatur (einschließlich weniger bekannter Publikationen wie z. B. des 22-bändigen Tagebuchs D. H. Miller's von der Pariser Friedenskonferenz), sondern auch auf selbständigen Archivstudien des Verf. in Wien und Osteuropa beruht, was besonders der Darstellung der Balkanprobleme zugute kommt. Nur wenige Bücher sind dem Verf. entgangen, u. a. C. Mühlmann, Deutschland und die Türkei 1913—1914 und K. Ziemke, Die neue Türkei[1], deren Unkenntnis sein Urteil über die deutsch-türkischen Beziehungen ungünstig beeinflußt. Neben der Fülle des Quellenmaterials, das in den Anmerkungen (92 S.!) geboten wird, ist das Personen- und Sachverzeichnis etwas dürftig.

Wenn auch diese Arbeit naturgemäß von einzelnen Fehlern und Irrtümern nicht frei ist, so ist sie als Nachschlagewerk doch sehr zu begrüßen.

Vasmer, R.: **Chronologie der arabischen Statthalter von Armenien** unter den Abbasiden, von as-Saffach bis zur Krönung Aschots I., 750—887. Wien (VII, Mechitharisteng. 4: Mechitharisten-Kongregation [Leipzig: Harrassowitz]) 1931. (X, 118 S.) 8°. = Studien zur armenischen Geschichte, 5. RM 3 —. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

V. hat hier drei Aufsätze vereinigt, von denen der erste russisch in Zapiski Kollegii Vostokovedov 1, 1925, 381—400, die beiden andern deutsch in der Zeitschrift Handes amsorya 41, 1927, 866—80 und 43, 1929, 718 bis 27 erschienen waren. Ein gründliche Kenntnis der arabischen Historiker paart sich bei V. mit einer hervorragenden Beherrschung des numismatischen Materials, das gerade im vorliegenden Falle besondere Bedeutung gewinnt und gestattet, die Nachrichten der Araber und auch der Armenier manchmal entscheidend zu kontrollieren. Er hat unser Wissen von diesen Dingen bis zu der Grenze vervollkommnet, die uns durch die heute bekannten Quellen gesteckt wird. Das ist noch nicht in allen Punkten volle Klarheit und Sicherheit, aber eine feste Grundlage, auf der sich zuverlässig wird weiterbauen lassen.

1) Vergl. OLZ 1931, Sp. 554.

Hertel, Johannes: **Yašt 14, 16, 17.** Text, Übersetzung und Erläuterung. Mithra und Ərəxša. Leipzig: H. Haessel 1931. (XXVI, 258 S.) 8°. = Sächs. Forschungsinst. in Leipzig. Forschungsinst. f. Indogermanistik, Ind. Abt. Nr. 7. Indo-Iranische Quellen und Forschungen Heft VII. RM 18 —. Angez. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Es ist höchst erfreulich und dankenswert, daß Hertel seine bahnbrechenden Untersuchungen über das Awesta immer weiter fortsetzt und dabei nicht nur der iranischen, sondern auch der indischen Philologie große Dienste leistet. Das vorliegende Heft bildet eine Fortsetzung von IIQF VI, Die arische Feuerlehre I. Teil, worin er einige der weltanschaulichen Begriffe behandelt hat. Da ein Teil der Kritik seine These einfach ablehnte, mußte er durch die eigene Übersetzung der Texte beweisen, daß die von ihm aufgestellten Wortbedeutungen an allen Belegstellen die Texte klar und sinnvoll machen. Das Resultat sind folgende Werke: Die Sonne und Mithra im Awesta (= IIQF IX), Beiträge zur Metrik des Awestas und des Rgvedas, Beiträge zur Erklärung des Awestas und des Vedas usw. Die jetzige Arbeit geht mit der gleichzeitig erschienenen, Die awestischen Herrschafts- und Siegesfeuer, zusammen. Diese behandelt Yašt 18 und 19, jene Yašt 14, 16 und 17.

In dem Vorwort hier zeigt H. die Fehler und Schätzung der Awesta-Orthographie. Die Ergebnisse der Forschung Junkers bezüglich des Awesta-Alphabetes und H.'s Durchsicht des Geldnerschen Apparates sind in einer Tabelle zusammengefaßt, deren letzte Spalte, welche die richtigen und ursprünglichen Lautwerte der jetzt in Hss. gebrauchten Buchstaben gibt, von anderen Forschern benutzt und ergänzt werden wird. H. zeigt an Hand einiger Beispiele, wie die Fehler entstanden sind, z. B. durch die unrichtige Auffassung der Ligaturen und Buchstabenglossen, welch letztere teils als Korrekturen, teils als Zusätze in dem Text angenommen worden sind. Diese Fehler immer noch mitzuschleppen, hat natürlich keinen Zweck. So hat H. in den hier veröffentlichten Texten die Buchstabenglossen entfernt, die Ligaturen aufgelöst, wo ihre Bestandteile den ursprünglichen Lautwert besitzen, die Quantitäten berichtigt, die metrischen Zerdehnungen und Verschleifungen angedeutet, Verwechselungen zwischen stimmhaften und stimmlosen Lauten richtiggestellt und auch andere fehlerhafte Schreibungen geändert.

Jedem Text schickt H. je eine lehrreiche Einleitung voraus, und nach demselben folgt seine neue Übersetzung mit ausführlichen sachlichen und sprachlichen Anmerkungen. Außerdem sind da besondere Untersuchungen über einige Begriffe und Wörter wie ai. *citti-, citti-* (Ausstrahlung der (un)sterblichen Lichtmächte), aw. *čisti-* (Erleuchtung) und Verwandte; aw. *rā-* (Himmelslicht strahlen) und Verwandte; ai. *sap-*, aw. *hap-* (entflammen); ai. *ṛtā-*, aw. *aṣā-* (bereits

auf die Erde herabgestrahlte Himmelslichtstrahlung, im Gegensatz zu *aša-* allumfassendes Himmelslicht, das sich im Himmel oder auf der Erde befindet). In den Einleitungen zu Yašt 14 und 16 sind u. a. die Bedeutungen von *vərəθrayna-* und *čistā-* in allen Belegstellen ermittelt, um dadurch die richtige Erkenntnis der Yašt dieser Opferwürdigen zu gewinnen. Das erstere heißt „Feindetötung" und stellt ein Siegesfeuer dar, das den Kult des anderen Siegesfeuers *hvarena-* zurückgedrängt hat. Es hat mit dem indischen *Vṛtrahán* nichts zu tun, eine Fassung dieses Vṛtra-Kampfes findet H. im Zusammenhang mit ϑrexša-. *čistā-* heißt „die gestrahlte (Strahlung)", das ausgestrahlte Erkenntnislicht, und ist mit *daenā-māzdayasni-* gleichgesetzt und daher führt der Yašt den Titel *dēn yašt*. Besonders wichtig und interessant ist die Einleitung zu Yašt 17, woraus H. neue kultur- und religionsgeschichtliche Schlüsse zieht. In dem lezten Abschnitt, Mithra und ϑrexša, bespricht er die obenerwähnten *ərəxša*-Stellen und ihren Zusammenhang mit Miθras Tätigkeit als Regenspender und zeigt, wie die Kultbilder der Mithräen (in Leipoldts Die Religion des Mithra) manches Ursprüngliche aus dem Orient bewahrt haben.

Diese wenigen Notizen werden wohl genügen, um zu zeigen, daß uns H. auch in diesem Werke eine reiche Beute von allerlei bedeutsamen Untersuchungen und Feststellungen geschenkt hat, die durch die vollständigen Stellen-, Wörter- (mit ihren Bedeutungen) und Sachverzeichnisse leicht zugänglich gemacht sind. Mit Spannung erwarten wir weitere Ergebnisse.

Über den Zusammenhang von *hvarəna-* und *vərəθrayna-* darf ich hier wohl einige Hinweise aus der mittelpersischen Literatur hinzufügen, worin der Ausdruck „Das Feuer (von) V." *ātaš i varhrān, vahrān,* oder *vahrām* ziemlich häufig vorkommt, während es im Awesta ganz fremd ist. Ebenso haben wir für den anderen Kult *ātur i farn-bay*, worin man die spezifisch persischen Wörter *farn* (statt *xᵛarrah*) und *bay* (statt *yazat* u. dgl., — genau so wie im Ap. im Gegensatz zu dem Aw.) beachte. Den Kultusort für die beiden Feuer bezeichnet man mit *mān* oder *dar* „Haus", s. mein Šāyast-nē-šāyast 2, 46 Anm. 3. Es scheint, daß das V.-Feuer das andere schon damals verdrängte: so z. B. wurde die Opfergabe nur zu ihm gebracht (s. ebd. 7. 9 samt Anm. 3, wo weitere Stellenangabe), und dieses allein wurde von Artaxšīr nach einem Siege usw. gegründet, s. Karnamak 66, (70,) 122, 154, in der letzten Stelle wird es sogar *āturān-š[ā]h* ‚König der Feuer', genannt, wie später *pādašāh* ‚König'. In demselben Text jedoch finden wir sehr interessante Angaben über die Hilfe und den Schutz, die Artaxšīr durch das *xᵛarrah* erhielt, s. 96, wo es heißt, als er durch die Feinde von seinen Soldaten getrennt wurde, war es in der Ferne, aber es kam zu ihm (wohl als Lichtgestalt), schritt Stück für Stück weiter, damit er gefahrlos aus dem schlechten Weg herauskäme; und auch 50—58, wo erzählt wird, wie *xᵛarrah i* (*xvatāyīh i*) *kayān* in Gestalt eines Widders *varrak* — der erste Buchstabe ist einigemale ausgefallen, was aber keine Schwierigkeiten macht, und es ist nicht nötig, die Korrektur Sanjanas *lūk*, eigentlich *lavak*, np. *lavah* ‚Adler' anzunehmen — Artaxšīr folgt und sich zuletzt ganz auf seinem Pferd befindet, was seine Verfolgung durch die Gegner überflüssig macht. Hier sehen wir sogar die Gleichstellung von *hvarəna-* mit *vərəθrayna-*, dessen eine Gestalt eben der Widder ist, s. Yt. 14. 23. Ferner ist es nach dem berühmten „Briefe von Tansar" (JA. 1894, S. 225, 530 f.) eine rein königliche Angelegenheit, eine Feuerstätte zu gründen; kleine Fürsten haben kein Recht dazu, sonst würde wohl die königliche Macht durch deren Feuerstätte gestört. Zuletzt sei bemerkt, daß die Idee von dem Schutz des Feuers so stark ausgeprägt ist, daß man auch heute *ātaš behrām pādᵃ šāh-nī madad* „Die Hilfe von dem B.-Feuer, dem König", sagt neben „Die Hilfe von dem Schöpfer Hormazd"; so wird nicht im Allgemeinen von den anderen so gar bekannten und populären Opferwürdigen gesprochen.

Dedering, Priv.-Doz. Dr. Sven: **Abū Nu'aim. Geschichte Iṣbahāns** nach der Leidener Handschrift hrsg. 1. Band. Leiden: E. J. Brill 1931. (378 S.) gr. 8°. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Abu Nu'aim, der im Jahre 1038 verstorbene Verfasser der *Ḥiljat al-Auliyā'*, der für die Geschichte des Sufismus grundlegenden Sammlung von Heiligenbiographien, hat u. d. T. *Ḏikr Aḫbār Iṣbahān* auch eine Geschichte der Gelehrten, insbesondere der Traditionarier seiner Vaterstadt verfaßt. Das soweit bisher bekannt, nur in einer Leidener Hs. erhaltene Werk hat Dedering im MO 21, (1927), 186—192 beschrieben, und nun legt er den ersten Band einer Ausgabe des Werkes vor. Es beginnt mit einer Zusammenstellung der auf die Vorzüge der Perser und der Mawālī bezüglichen Traditionen; es folgt eine Geschichte der Stadt unter dem Islam, in der er sich mehrmals auf einen leider nicht näher bezeichneten *Ṣāḥib Kitāb Iṣbahān* beruft. Nach einem Abschnitt über die Vorzüge der Stadt, die ein griechischer Arzt dem Fairūz als Residenz empfohlen haben soll, zählt er die ältesten Genossen des Propheten auf, die sie besucht haben, an ihrer Spitze 'Alīs Sohn Ḥasan und 'Abdallāh b. al-Zubair; ausführlich wird dabei der Stolz der Perser, Salmān al-Fārisī, gewürdigt, der aber bei seiner Ankunft in Medina dort schon eine ungenannte Frau aus Iṣbahān als Bekennerin des Islams angetroffen haben soll. Nunmehr wendet er sich seinem eigentlichen Stoff zu, den er in alphabetischer Ordnung, mit Ahmed beginnend, vorführt. Dieser erste Band schließt mit den 'Othmān.

Der Hauptwert des Buches liegt naturgemäß in den Beiträgen, die es zur Geschichte der Tradition liefert; denn bei jedem Überlieferer werden die auf ihn zurückgehenden oder von ihm weitergegebenen Traditionen angeführt; andere Angaben treten daneben fast ganz zurück. Die Leidener Hds. muß ganz vorzüglich sein; der Herausgeber konnte sich offenbar darauf beschränken, sie einfach zu reproduzieren und auf einen kritischen Apparat verzichten. Der von Wensinck vorbereitete Index zur Traditionsliteratur überhob ihn auch der Mühe, das von seinem Autor verarbeitete Material in anderen Quellen nachzuweisen.

Nur wenige Stellen sind offenbar entstellt oder bleiben zweifelhaft. S. 29, 14 ist für شعار zu l. أسّار mit Resten der Bevölkerung von Wāǧinān: Das unmögliche يوم سابعه 87, 10 ist offenbar durch Kontamination der Lesart يوم اسبوعه und der Variante السابع, die *Lisān al ʿArab*, XII, 130, 7 nach dem *Tahḏīb* anführt, entstanden. 156, 4 l. وَارْتَضَخ wie in Hilāl al ʿAskarīs *K. aṣ-Ṣināʿatain*, 133 u. 227, 19 l. حاسدا حسده „der Neid schadet dem Neider nicht, solange er ihn nicht offen ausspricht oder danach handelt". 252, 11 l. وَأَنَّى „und woher kennet ihr ihn?" 258, 10 فدمّر بالخبر l. فُسُّر „da wurde er über die Nachricht erfreut." 278, 19 Wenn al Ḥusain der Schneider genannt wurde بجدم لك l. يحرم „verbietet er sich das" und wollte Schulmeister heißen. 284, 4 رهلّه ومالّه wie der ausgezeichnete Stambuler Druck des Buchari v. J. 1315, I 138, 16 vokalisiert. 337, 3 l. تاركيّ فى „wollt ihr mich meiner Emire wegen verlassen?"

Dem von der Firma Brill glänzend ausgestatteten Werke wünschen wir glücklichen Fortgang und baldige Vollendung.

---

1. **Markowski**, Dr. Bruno: **Die materielle Kultur des Kabulgebietes.** Leipzig: Verlag Asia Major G. m. b. H. 1932. (VIII, 154 S., 35 Taf.) gr. 8°. = Veröffentlichungen des Geogr. Instituts der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr., N.F., Reihe Geographie, Nr. 2. RM 17 —; geb. 20 —.
2. **Fouchet**, Maurice: **Notes sur l'Afghanistan.** Oeuvre posthume. Préf. de J. Hackin. Paris: Maisonneuve Frères 1931. (228 S.) 8°. 20 Fr. Bespr. von W. Lentz, Berlin.

1. Was bis zum Jahre 1924 an wertvollen Nachrichten und Abbildungen aus Afghanistan veröffentlicht worden war, hat in dieser Zeitschrift A. v. Le Coq[1] in einer eingehenden Besprechung des großen Reisewerks von O. v. Niedermayer und E. Diez[2] zusammengestellt. Das Buch selbst vermittelte in einem kurzen, systematisch angeordneten Textteil und einer Fülle glänzender Abbildungen eine lebendige Anschauung von dem Lande und seinen Bewohnern. Vorzugsweise das Geographische wurde dann von E. Trinkler in einer landeskundlichen Studie[3] zusammengefaßt auf Grund früherer Mitteilungen und eigener Beobachtungen[4], mit ausführlichem Literaturnachweis.

Das vorliegende Buch behandelt die materielle Kultur in dem wohl wichtigsten Teil Afghanistans, dem Kabulgebiete, systematisch und bringt 35 Tafeln. Vorausgestellt ist ein Abschnitt über die Grundlagen dieser Kultur, der Bemerkungen über Geographie, Klima, Pflanzen, Tiere, Besiedlung, Sprache, Religion enthält und insgesamt ein Fünftel des Textteils ausmacht. Den Beschluß des Werkes bildet ein Literaturverzeichnis.

Der Verf. hat einen dreijährigen Aufenthalt als deutscher Lehrer in Kabul von 1923—26 mit verschiedenen Reisen im Lande dazu benutzt, ein umfangreiches ethnographisches Material zu sammeln. Seine eigenen Beobachtungen der materiellen Kulturfaktoren zeugen von gründlicher Beschäftigung mit dem Stoff. Dagegen ist die vorhandene Literatur, besonders die verhältnismäßig reiche englische, sowie nicht weniger gute russische Arbeiten, bei weitem nicht erschöpfend herangezogen. Von zusammenfassenden Arbeiten vermissen wir Hinweise auf die Werke von A. Hamilton[1] und von G. Mac Munn[2] sowie die einschlägigen Abschnitte in der Enzyklopädie des Islām[3]. Auch größere Artikel in allgemeineren Werken, von denen aus neuerer Zeit der in der großen Enciclopedia Italiana[4] wohl der ausführlichste ist, hätten sicher nicht ohne Nutzen eingesehen werden können. Von Spezialarbeiten hätte die Studie M. S. Andrejevs über das Pändsch-schir-Tal[5] erwähnt und benutzt werden müssen. Die Ausführungen des Verf.s über die afghanischen Währungsverhältnisse, Maße und Gewichte lassen nicht klar genug das Wesen der kürzlich eingeführten Neuerungen im Gegensatz zu dem alten Bestand erkennen und bedürfen der Ergänzung durch einen im Jahre 1929 erschienenen Aufsatz L. Bogdanovs[6]. Sprachliche und historische Fakten werden vielfach noch nach Spiegel zitiert. Neuere linguistische Arbeiten, vor allem jetzt G. Morgenstiernes[7] Report[8], sind dem Verf. unbekannt geblieben.

Die geschichtliche Anschauung des Verf.s mögen zwei Proben charakterisieren:

„Nach[9] einer afghanischen Quelle[10] (so! D. Ref.) findet sich das Wort Afghan bereits im Altpersischen und ist angeblich schon von Herodot erwähnt worden."

„Die[11] Tadschiks sprachen Persisch. Mit Herausbildung der Pathans bürgerte sich bei ihnen das Paschtu ein. Es ist, wenn auch eigentümlich ausgebildet, durchaus iranisch-arisch[12]."

Diese Angaben sind teilweise sachlich irrig, teilweise schief formuliert.

Sehr dankenswert ist der weitgehende Versuch,

---

1) Jg. 1924, 662—9. Das dort Sp. 665 angeführte Oxusbuch von J. Wood ist i. J. 1872 von H. Yule in 2. Aufl. herausgegeben worden.

2) Afganistan. Leipzig: Hiersemann 1924.

3) Afghanistan. Gotha 1928. Petermanns Mitteil. Erg.-H. 196.

4) Vgl. auch sein populäres Reisewerk „Quer durch Afghanistan nach Indien". Berlin-Grunewald 1925; engl. u. d. T. „Through the heart of Afghanistan", hrsg. v. Featherstone. Boston 1928.

1) Afghanistan. London 1906.

2) Afghanistan from Darius to Amanullah. London 1929.

3) Z. B. von M. Longworth Dames: Afghānistān, Kābul.

4) Bd. I, S. 711—24, 1929, s. v. Afghānistān.

5) По этнологии Афганистана. Долина Панджшипр (Материалы из поездки в Афганистан в 1926 г.) Taschkent: Gesellschaft f. d. Kunde Tadschikistans 1927.

6) The Afghan weights and measures. Journ. and Proceed. As. Soc. Bengal Bd. 24, 1928, S. 419—35, 1929.

7) Obwohl der Name einmal genannt sein dürfte, S. 27 A. 3, wo es ohne Zitat heißt: „Nach Morgenstern" (so!). Ähnlich wird der Name Вавилов Wowilow geschrieben und v. Le Coqs bekanntes Turkistanbuch zitiert „Auf den Spuren Hellas (so!) in Ostturkestan".

8) Report on a linguistic mission to Afghanistan. Oslo 1926. Institutet for sammenlignende Kulturforskning Ser. C 1, 2. 9) S. 20.

10) Dazu Anm. d. Verf.s: „Souvenir de Paghman (sonst immer *Pagmahn* geschrieben, d. Ref.), Afghanistan; erschienen bei Etablissements Papeghin, Paris 1928. Herausgeberin ist die afghanische Regierung, S. 3". [Es handelt sich um einen Prospekt über das neuzeitlich-europäische Paghman mit einem 11 Seiten umfassenden französischen Vorwort zur Lage und Geschichte Afghanistans. Korr.-Zus.] 11) S. 28.

12) Dazu in der Anm. Verweis auf Spiegel.

uns mit einheimischen Ausdrücken für verschiedene Dinge bekannt zu machen. Leider ist er unvollständig ausgefallen und die Nachprüfung durch das Fehlen eines Index erschwert. Die Transkriptionen sind nicht sehr genau.

So wird der Volksname *Parsivan* regelmäßig *Parziwan* (mit *z*!) geschrieben. Neben *Kizil basch* erscheint auf derselben Seite[1] *Quizil* (so!) *baschis*. Der Bucharateppich heißt[2] *Bockhara* usf.

Ähnliche Fehler begegnen auf naturwissenschaftlichem Gebiet, wenn z. B. von dem „einhöckerigen baktrischen Kamel"[3] die Rede ist. Da ich für den wissenschaftlichen Ertrag dieser Seite der Arbeit nicht sachverständig bin, erlaube ich mir, hierzu Bemerkungen Dr. W. F. Reinigs vom „Tierreich" der Preuß. Akademie der Wissenschaften anzuführen, die mir dieser freundlichst zur Verfügung stellt:

„Die Schilderung des Klimas, der Flora und Fauna gibt keinerlei für Afghanistan charakteristische Angaben. Die Ausführungen sind so allgemein gehalten, daß sie für fast alle vorderasiatischen Gebiete zutreffend sind. Lateinische Namen werden überhaupt nicht angewandt. In dem einzigen Falle, in dem eine Tierform durch einen Genusnamen charakterisiert wird, ist die Schreibweise zudem noch falsch (*Anophyles*[4] statt *Anopheles*)."

Zum mindesten hätte man zu dem[5] Gesagten einige Bemerkungen über die Tierhaltung erwartet. Ferner fehlt insbesondere eine allgemeinere Darstellung der Anlage einer Siedlung. Die Waffen, die im Text ausgelassen sind, werden auf den Tafeln ausführlicher beschrieben.

Der Bilderteil gleicht das Fehlende doch nicht recht aus. Er enthält wenige Landschaftsaufnahmen, und zwar nicht sonderlich charakteristische Details. Einen breiten Raum nehmen Abbildungen von kunstgewerblichen Gegenständen ein, über deren Wert und Verbreitung in einem allgemeinen Werk — wie es für die Teppichkunde geschehen ist — der Maßstab hätte gesucht werden müssen, etwa an dem neuen großen von Bossert[6]. Für bedauerlich halte ich, daß nach einer Angabe des Vorworts teilweise nach vorhandenen Photos Zeichnungen angefertigt und reproduziert wurden, zumal da diese auch meist Autotypien sind. Die beigefügte Karte „soll nur (? d. Ref.) als Orientierungsplan für die topographischen Angaben dienen, die in der Arbeit notwendig wurden[7]," ist aber schon rein technisch nicht befriedigend.

Trotz der aufgezeigten Mängel sind wir auf so wenig beackertem Felde dankbar auch für diese Frucht. Der kritische Leser wird das, was der Vf. selbst aufgenommen, vermessen und nach eigener Beobachtung beschrieben hat, verwerten können und als Materialzuwachs buchen.

2. Der Verf.[8] weilte nach dem vorliegenden Buch einem nachgelassenen Werk, von 1923—4 als Gründer und Führer der französischen Gesandtschaft in Afghanistan. J. Hackin vom Musée Guimet in Paris, ein Mitglied der Grabungsexpedition A. Fouchers, hat zu Ende 1927 ein Vorwort dazu geschrieben. Nach den nicht seltenen Druckversehen, die schon auf dem Umschlag anheben, zu urteilen, hat ihm der Druck nicht mehr vorgelegen.

Das Werkchen enthält, lose aneinandergefügt, Schilderungen der Landschaft, Mitteilungen über die Eigenart der Bewohner, Referate über die Geschichte und Betrachtungen über die politischen Zukunftsmöglichkeiten des Landes.

Die persönlichen Eindrücke sind oft künstlerisch empfunden und die Urteile treffend formuliert. Ausgesprochen schwach sind die Auskünfte über Zusammensetzung und Herkunft der Bevölkerung. Es ist zu bedauern, daß ein früher Tod (1924) den Verf. verhindert hat, seine Beobachtungen fortzusetzen und auch über uns zeitlich näher liegende Ereignisse in Afghanistan zu berichten.

Christensen, Arthur: **The Pahlavi Codices K 20 & K 20b** containing Ardāgh Vīrāz-nāmagh, Bundahishn etc. Published in facsimile by The University Library of Copenhagen. Copenhagen: Levin & Munksgaard 1931. (16 u. 388 S.) 2^0. = Codices Avestici et Pahlavici Bibliothecae Universitatis Hafniensis Vol. I. Bespr. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Oft genug ist betont worden, daß man Faksimile-Ausgaben der alten Pahlavi-Handschriften haben müsse, um absolute Zuverlässigkeit zu gewinnen und Ungenauigkeiten — persönlicher oder technischer Art — zu vermeiden. Dieser Rat ist nur in wenigen Fällen befolgt worden, auch nicht von europäischen Gelehrten, obwohl sich eine Reihe dieser Handschriften in hiesigen Bibliotheken befindet. Dies ist ebenso sonderbar wie bedauerlich. Der Grund kann nur ein gewisser Mangel an Interesse für die Sache sein. Die Universitätsbibliothek in Kopenhagen macht in dieser Hinsicht eine angenehme Ausnahme. Schon im Jahre 1851 schenkte Westergaard uns die Faksimile-Ausgabe des *Bundahišn* aus K 20 und noch einmal später im Jahre 1882 tat Andreas dasselbe mit dem *Dātastān i Mēnūk i xrat* aus K 43. Es ist wirklich schade, daß man nicht auch andere Texte aus diesen und anderen alten Handschriften herausgegeben hat. Wir erfahren jedoch aus dem Vorwort des Hauptbibliothekars Dahl zu dem Band, daß die Bibliothek sich dieser großen und wichtigen Aufgabe bewußt war und auch dieselbe lösen wollte. Im Jahre 1912 wurde diese Frage von Herrn Dr. Eyser, einem der Bibliothekare, auf dem 16. internationalen Kongreß der Orientalisten erörtert. Aber der Krieg und andere Umstände machten die Pläne unmöglich. Nun endlich ist die Faksimile-Ausgabe dank der großzügigen Unternehmung der Verleger Levin & Munksgaard begonnen worden und Vol. I, ein stattlicher Band, liegt in mustergültiger Ausführung vor. Er enthält die Handschriften K 20 und K 20b mit einer Einleitung von Christensen.

K 20 ist eine von den wenigen ältesten zoroastrischen Handschriften, die wir heute besitzen. Sie ist,

---

1) S. 133. 2) S. 129, 133. 3) S. 111.
4) S. 14. 5) S. 14, 76.

6) Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker, hrsg. v. H. Th. Bossert. 5 Bde. Berlin: Wasmuth 1928—32.

7) S. VII.

8) Der Larousse du XX^e s. (1930) nennt keinen Träger dieses Namens. Die letzte Ausgabe von Qui êtes-vous (1924) führt einen — offensichtlich unsern — Diplomaten M. F. an, geb. 1873 und nacheinander in verschiedenen französischen europäischen und orientalischen (Konstantinopel, Kairo) Gesandtschaften tätig. Literarisch produktiv ist nach dem Lorenz seit 1905 ein M. F. als Dichter und Romanschriftsteller. Dieser wird in keiner neueren französischen Literaturgeschichte genannt, ist aber wohl ebenfalls mit unserm Autor identisch, den Hackin S. 14 einen „grand contemplatif" und „délicat poète" nennt. [Auch E. Benveniste, Paris hält nach freundlicher brieflicher Mitteilung nach den ihm zugänglichen Hilfsmitteln den Dichter und den Diplomaten F. für sehr wahrscheinlich identisch. Korr. Zus.]

wie einige andere, von dem berühmten Schreiber Mihr-āwān Kay-xusrav geschrieben. Dieser gelehrte Priester wurde von einem Parsen-Kaufmann namens Cāhil in Thana aus Persien nach Indien im Jahre 1320 gerufen, um religiöse Schriften abzuschreiben und vielleicht auch dortige Priester in denselben zu unterrichten. Er übte seine Tätigkeit nicht nur in dieser Stadt, sondern in fast allen Städten Gujarats aus, wo die Parsen lebten, wie wir aus den Kolophonen seiner Handschriften erfahren. Diese und ebenso seine *Vidēvdāt*-Handschrift (K 1) und *Yasna*-Handschrift (K 5) mit vielen anderen wurde von Rask im Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Kopenhagen gebracht und von hieraus haben sie verschiedentlich für die Ausgaben usw. große Dienste geleistet. Westergaards kurzer Katalog dieser Handschriften aus dem Jahre 1846 scheint nicht allzu bekannt zu sein; aber durch seine Faksimile-Ausgabe des *Bundahišn* im Jahre 1851 ist K 20 allgemein bekannt geworden. Und seit 1872 wissen wir den Inhalt der ganzen Handschrift durch Haugs „The Book of Arda Viraf" usw. Von da an ist K 20 für Ausgaben oder Übersetzungen oder beides von verschiedenen Gelehrten bereits gebraucht, zuletzt von mir für das *Šāyast-nē-šāyast*. Die Wertschätzung der Handschrift in bezug auf diesen Text, die ich in meiner Einleitung § 3b gegeben habe, darf wohl auch auf alle anderen Texte bezogen oder sogar höher veranschlagt werden. K 20 ist unbedingt notwendig für die Herstellung der Texte, die auch in M 51 (früher M 6) erhalten sind; und sie allein ist maßgebend für die, die in letzterer fehlen. Daher ist das Faksimile von K 20 eine höchstwillkommene und sehr nützliche Gabe. Es steht nur zu wünschen, daß auch M 51 in der Staatsbibliothek zu München in ähnlicher Weise zugänglich gemacht werde. Da sie sogar besser erhalten ist, habe ich diesen Wunsch bereits an verschiedenen Stellen geäußert; aber mir ist keinerlei Hoffnung auf Erfüllung gemacht worden. Möge das Erscheinen von K 20 den Anstoß zur Nachahmung geben!

Die andere in dem vorliegenden Band gegebene Handschrift ist K 20b. Sie enthält einen Teil des *Bundahišn*, und ihr Wert liegt darin, daß sie weder aus K 20 noch aus M 51, sondern aus einer anderen Quelle stammt. Dies war Wests Ansicht. Ich finde sie durch Stichproben bestätigt und auch, daß die Handschrift mehr Ähnlichkeit mit K 20 als mit M 51 hat. Der Schreiber aber ist nicht besonders sorgfältig und daher werden wir daraus viel Besseres nicht finden können. Interessant ist ein loses Blatt, das von demselben Mihr-āwān Kay-xusrav geschrieben sein kann (vgl. auch die Schrift seiner Handschrift J 2). Also existierte außer den beiden noch eine alte Handschrift des *Bundahišn*. Sicher steht fest, daß die anderen Blätter aus ihr stammen, wie Christensen aus dem Vergleich des zusammenpassenden Teiles entnimmt. Man vgl. auch die sonderbare Schreibung von *ganāk mēnūk*; *-āk* und *m-* sind wie *-aym-* verbunden. Eine weitere Besonderheit der Handschrift ist die kalligraphische Anfangsformel, die dem Einfluß der np. Kalligraphie zu verdanken ist. Die Formel selbst ist nicht einwandfrei. Ich lese *pa nām i yazat ōhrmazd vaxšā[ya]ndak u vaxšā[y]* und sehe darin einen schlechten Versuch, die np. Formel *ba nām i īzad baxšāyanda baxšāyišgar* (so in Parsen Schriften, wozu auch *mihrbān dādgar dādār* hinzugefügt wird), in mp. zu schreiben. *yazat* ist *at n* (statt *yat n*) geschrieben; wenn *n* ein *r* wäre, dann könnte man *dāt[ā]r* lesen, weil in mp. *pa nām i dātār ōhrmazd* vorkommt, neben *pa nām i yazatān* (siehe mein *Šāyast-nē-šāyast* 1,0 samt Anm.). In den letzten Wörtern hat der Schreiber das np. *b* durch mp. *v* mechanisch ersetzt, was sonst richtig ist, aber in diesem Falle heißt das mp. Wort *apoxš°*. Ferner kann man „*vaxšāy*" d. h. np. *baxšāy* als Synonym für *baxšāyišgar* nehmen, oder es kann sein, daß in der Mitte des Wortes die kalligraphische Kunst des Schreibers aufgehört hat, denn der Rest des Blattes ist leer. Wir wissen nicht, ob auch die Vorlage solche Formel gehabt hat.

Die ursprüngliche Reihenfolge der Blätter der beiden Handschriften ist hier beibehalten; nur die Unordnung in zwei Texten, *Handarz i Ōšnar* und *Šāyast-nē-šāyast* II, die ich früher untersucht hatte, hat Christensen nach meinen Mitteilungen richtig gestellt. Diese Unordnung ist dadurch entstanden, daß die Blätter lose geworden waren und beim Wiedereinordnen Fehler gemacht wurden. So z. B. gibt die Gujaratizählung am Fuße der Blätter dem Blatt 167 die Nummer 170 und den Zwischenblättern je eine Nummer zu tief. Also, jemand hat das Blatt 167 nach den Blättern 168—170 eingeordnet. Dieser Fehler wurde dann auch hier in Europa wiederholt. Es ist nicht ganz klar, durch wen die Unordnung in dem Handarztext entstanden ist. Die Kopf- und Fußzählung ist zwar fast überall verwischt, aber die Pariser Kopie von K 20, die aus späterer Zeit stammt, hat diese Unordnung nicht, was beweist, daß die Unordnung noch später angerichtet worden ist. Ferner ist die Kopfzählung für das Anfangsblatt noch deutlich: 145 (d. h. eigentlich 143, weil bei Blatt 97 die Zahl 99 geschrieben worden ist). Haug aber hat seinerzeit dieses Blatt an falscher Stelle eingeordnet oder dort belassen, s. The Book of Arda Viraf S. VI. Außer dieser Unordnung enthält K 20 eine Lücke von ungefähr 30 Zeilen, beginnend nach dem ersten Wort auf S. 108, s. mein Šāyast-nē-šāyast 2, 40, Anm. 2, und weist eine sonderbare Verrückung in einigen Sätzen auf, die sich auch in M 51 befindet, und die man bis jetzt übersehen hat, s. ebenda 10, 25—29 samt Anm. — Eine fortlaufende Seitennummerierung ist beigefügt, aber die Zeilen sind unnummeriert gelassen, was sonst eine Erleichterung zum Nachschlagen gewesen wäre. In der Einleitung gibt Christensen Blatt und Zeile, wo die einzelnen Texte anfangen. Für die kleineren Texte genügt dies wohl vollständig, aber im Falle der längeren Texte hätte man die Hinweise auf die Kapitelanfänge gern gehabt. Natürlich wäre es am besten gewesen, das Ganze so zu geben, wie in Andreas' *Mēnūk i xrat*, aber das hätte zu viel Arbeit und zu große Mühe gekostet in Anbetracht des beträchtlichen Umfanges des Werkes.

Diese Faksimilereihe wird fortgesetzt. Außerdem ist ein ausführlicher Katalog sämtlicher Handschriften geplant. In diesem Falle würde es vollkommen genügen, wenn wir wissen, wo die einzelnen Texte zu finden sind. Alles andere kann und muß der jeweilige Forscher selbst feststellen. Für die Faksimilereihe sind zwei weitere Bände bereits in Aussicht genommen, aber wir wissen nicht welche. Am notwendigsten wäre die *Dātastān i Dēnīk*-Handschrift, weil für diesen Text bis jetzt nur die unvollständige Ausgabe von T. D. Anklesaria zugänglich ist. Auch die *Dēnkart*-Handschrift käme in Frage. Sie enthält zwar weniger Bücher als die Bombayer Handschrift (auch DM genannt), aber sie verbessert die letztere oft in willkommener Weise. Wir hoffen, daß dieser dankenswerte Plan bald zur Ausführung gelangen möge, trotz der ungünstigen Zeiten. Die Iranistik, für die sowieso wenig gesorgt wird, darf dieser Hilfe nicht beraubt werden.

Südasien.

Schayer, Stanisław: Ausgewählte Kapitel aus der Prasannapadā (V, XII, XIII, XIV, XV, XVI). Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen. Krakau 1931 (XXXIII, 126 S.) gr. 8°. = Polska Akademja Umiejętności, Mémoires de la Commission orientaliste Nr. 14. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

Die vorliegende Arbeit des klaren und scharfsinnigen Warschauer Indologen verdient es wirklich, von allen Fachgenossen, die an indischer Philosophie Interesse nehmen, eingehend studiert zu werden. Über die zentrale Wichtigkeit der Mādhyamikakārikās des Nāgārjuna mit Candrakīrtis Kommentar Prasannapadā besteht kein Zweifel, nachdem die russischen Forscher Stcherbatsky und Rosenberg die Bedeutung des Mahāyāna-Standpunkts ins rechte Licht gesetzt haben. Übersetzt waren aber nur das 1. und 25. Kapitel von Stcherbatsky im Anhang zu seiner Abhandlung „The Conception of Buddhist Nirvāna" (Leningrad 1927). Dann hat Schayer die Übersetzung des 10. Kapitels (Rocznik Orientalistyczny 7, Lwów 1930) hinzugefügt, um nun in der vorliegenden Arbeit weitere sechs Kapitel folgen zu lassen, so daß nun von den 594 Seiten der Textausgabe, die bekanntlich Louis de la Vallée Poussin (Bibl. Buddh. IV, Petersburg 1913) verdankt wird, 195 Seiten übersetzt sind. Es ist nicht so sehr die Schwierigkeit der Sprache als die Kompliziertheit der Gedanken, die die Übersetzung dieses Textes so nötig machen. Damit ist auch die Forderung gegeben, die Sch. selbst ausspricht und schön erfüllt, nämlich so zu übersetzen, daß die philosophischen Ideen verständlich werden. Um dieses Ziel zu erreichen, genügt freilich oft die beste deutsche Wiedergabe nicht. So finden wir zahlreiche wertvolle Anmerkungen, die, oft weit über die Erklärung der Einzelstelle hinausgehend, einen Begriff historisch und systematisch erörtern, wie z. B. A 58 über *anityatā* bei den Theravādins, Sarvāstivādins, Vaibhāṣikas, Sautrāntikas und Mādhyamikas oder A 41 über *svabhāva*, dessen vierfache Auffassungsmöglichkeit mir besonders einleuchtend dargestellt scheint. Diese Anmerkungen zusammen mit der Einleitung ermöglichen ein volles Verständnis des meist sehr glücklich übersetzten Textes, so daß hier auch dem, der den Subtilitäten dieser eigenartigen Gedankenrichtung von Natur fernsteht, ein dankenswerter Zugang eröffnet ist. Darüber hinaus aber ist es aufs dringendste zu wünschen, daß die Bedeutung des Mādhyamikaśāstra im Rahmen der Weltgeschichte des menschlichen Denkens auch den Fachphilosophen deutlich würde. Dazu ist eine geschlossene freie Darstellung des ganzen Systems nötig, zu der Sch. nach dieser Leistung sichtlich berufen ist.

Nachdem ich so den Wert der Arbeit hinreichend gekennzeichnet zu haben glaube, möchte ich noch auf einen Punkt der Einleitung eingehen, der für die ganze Problemstellung der buddhistischen Forschung von Bedeutung ist. Es handelt sich um das Interesse am „Urbuddhismus". Sch. wendet sich zunächst ziemlich scharf gegen die Auffassung der Forschergeneration, die wir als unsre Lehrer ansehen. Sie habe unter der Suggestion des Protestantismus ihre Aufmerksamkeit wesentlich der Rekonstruktion der authentischen Lehre der buddhistischen Urgemeinde zugewendet, alles Jüngere aber als eine Entartung angesehen. Ihm scheint die Ermittlung des Ursprünglichen, deren Wichtigkeit er doch nicht bestreiten will, „weder das einzige noch das wichtigste Problem". Daß es nicht das einzige ist, ist selbstverständlich, nachdem wir durch die jetzt abgeschlossene Übersetzung des Abhidharmakośa aus dem Chinesischen von de la Vallée Poussin (1923—31) von dem scholastischen Hīnayāna eine Kenntnis erhalten haben, die früheren Forschern versagt war. Aber über die Wichtigkeit der Feststellung des Ursprünglichen wird man verschiedener Meinung sein können. Wer systematisch veranlagt, an den subtilen Problemen moderner Philosophie geschult und in die buddhistische Scholastik eingearbeitet ist, wird die Klarstellung der späteren Systeme für das Wichtigste halten und dieser Aufgabe auch deshalb den Vorzug geben, weil hier eindeutig belegbare Resultate erreichbar sind. Aber wird nicht jedem historisch Fühlenden die Erfassung der Anfänge am Herzen liegen? Freilich werden sich die hierauf zu gebenden Antworten nicht an Sicherheit mit den oben genannten scholastischen Ergebnissen messen können. Trotzdem müssen sie angestrebt werden, wenn auch natürlich nicht von jedem. Und sie werden, des bin ich gewiß, wieder angestrebt werden, wenn erst einmal die neu gewonnenen Schätze an gefundenen Handschriften, an Übersetzungen aus dem Chinesischen und Tibetischen hinreichend durchgearbeitet sein werden. Der Pālikanon wird freilich seine alte Stellung kaum behaupten können, man wird auf den Urkanon zurückzugehen suchen, ja vielleicht noch auf das, was zeitlich vor ihm vermutet werden kann. Man darf ja wohl annehmen, daß auch für die buddhistische Spekulation das Gesetz der Entwicklung gilt, und der ältesten Lehre so wenig die Distinktionen Vasubandhus zutrauen wie man bei Yāska nicht die Fragestellungen des Mahābhāṣya erwartet oder das Sāṃkhyasystem Īśvarakṛṣṇas hinter der Kāṭhaka-Upaniṣad. So meint es wohl auch der Verf., wenn er nach der Kenntnisnahme der scholastischen Synthese ein schrittweises Zurückgehen auf ältere Entwicklungsphasen erwartet. Die Gefahren, die hier drohen, sind bekannt: So wenig die alten Upaniṣaden Śaṃkaras Advaita vertreten, so wenig wird der Buddha ein Vaibhāṣika gewesen sein. Sch. sieht das durchaus, aber vom Standpunkt des Skeptikers, dem jede Vermutung über den ältesten Buddhismus gleichermaßen verdächtig ist. Diesen Skeptizismus mildert er freilich selber, indem er ihn auf „den gegenwärtigen Stand der Forschung" beschränkt. So darf man die Hoffnung aussprechen, daß der Fortschritt der Forschung auch das Problem des ältesten Buddhismus wieder von dem Verdikt „unlösbar" befreien werden.

Nanjio, Bunyiu: The Suvarṇaprabhāsa Sūtra. A Mahayana Text called „The Golden Splendour", first prepared for publication, revised and edited by Hokei Idzumi. Under the auspices of The

Keimeikwai. Kyoto: The Eastern Buddhist Society 1931. (XXVIII, 222 S.) gr. 8°. Bespr. von Joh. Nobel, Marburg a. d. L.

Das Suvarnaprabhāsasūtra gehört zu den älteren Sanskrittexten des Mahāyāna-Buddhismus, die lange Zeit hindurch eine bevorzugte Stellung eingenommen haben. Mehrere Male wurde der Text in die chinesische Sprache übertragen. Erhalten sind jedoch nur drei Übersetzungen, und zwar zwei selbständige von Dharmarakṣa (um 420 n. Chr.) und I-tsing (um 700 n. Chr.), und eine dritte, die in Wirklichkeit als eine Kompilation von mehreren Übersetzungen aufzufassen ist. Sie ist um 600 n. Chr. von Pao Kuei herausgegeben und für uns darum wichtig, weil auf diese Weise größere Stücke sonst nicht erhaltener Versionen auf uns gekommen sind. Auch Dharmarakṣas Werk ist darin verarbeitet. Dharmarakṣas und I-tsings Übersetzungen unterscheiden sich schon äußerlich durch ihren Umfang voneinander. I-tsing hatte als Vorlage einen erweiterten Sanskrittext.

An tibetischen Versionen sind drei vorhanden, von denen die des unbekannten Übersetzers mit dem überlieferten Sanskrittext genau übereinstimmt. Die zweite ist bedeutend umfangreicher. Sie enthält mit unwesentlichen Änderungen, gewissermaßen in revidierter Form, die eben genannte Übersetzung vollständig, daneben aber zahlreiche, teils sehr lange Einschübe, an Umfang etwas mehr als die Hälfte des ursprünglichen Textes. Die dritte tibetische Übertragung endlich ist eine wortgetreue Übersetzung von I-tsings chinesischer Ausgabe und darum zum Verständnis von dieser von großem Wert.

Weiter besitzen wir zwei voneinander abweichende uigurische Übersetzungen, ferner mongolische und kalmükische, und endlich noch Fragmente von Übertragungen in andere Sprachen, alles ein Beweis für die weite Verbreitung, die das Sūtra in Asien gefunden hat.

Nur mit dem Sanskrittext, der den zahlreichen Übersetzungen und den Kommentaren, die in den großen chinesischen Sammlungen vorhanden sind, zugrunde liegt, ist es schlecht bestellt, da die handschriftliche Überlieferung an Korrektheit und Zuverlässigkeit alles zu wünschen übrig läßt. Wenn man sich die vortrefflichen chinesischen und tibetischen Sammlungen ansieht, muß man sich im Grunde doch wundern, daß niemand auf den Gedanken gekommen ist, auch die Sanskritoriginale systematisch nach irgend einem Prinzip zu sammeln und so der Nachwelt zu erhalten. Den ersten Versuch einer Ausgabe unseres Textes haben Çarat Chandra Das und Çarat Chandra Çāstrī im Jahre 1898 gemacht. Ohne irgendein Vorwort und ohne jegliche kritische Anmerkungen ist dieses, nur einen Faszikel enthaltende Unternehmen eine der schlechtesten Ausgaben, die jemals von einem indischen Text gemacht worden sind.

Die vorliegende japanische Ausgabe gibt den vollständigen Text auf Grund von handschriftlichem Material. Sie geht auf Vorarbeiten Bunyiu Nanjios zurück, der schon während seines Aufenthaltes in Oxford im Jahre 1881 einige Handschriften kollationiert hatte und diese später in Japan mit dortigen Handschriften verglich, eine Arbeit, die 1915 abgeschlossen war. Es ist anzunehmen, daß Bunyiu Nanjio sich der großen Schwierigkeiten, die sich einer befriedigenden Herausgabe trotz reichlicher Vorarbeiten entgegenstellte, wohl bewußt war und die Ausführung einer späteren Zeit vorbehielt. Er ist nicht mehr dazu gekommen; der Tod hat den japanischen Gelehrten 1927 aus seinem Schaffen herausgerissen.

Im Bewußtsein der großen Bedeutung des ‚Goldglanz-Sūtra' hat Hokei Idzumi es unternommen, die Arbeit Bunyiu Nanjios zu Ende zu führen, und so liegt nun die Ausgabe mit kritischen Anmerkungen vor. Auch die chinesischen und tibetischen Übersetzungen sind nach Angabe des Herausgebers herangezogen worden. Es ist sehr zu bedauern, daß dieser Versuch fehlgeschlagen ist. Der neuen Ausgabe ermangelt jegliche ernste Durcharbeitung und hätte in dieser Form sicherlich nie die Zustimmung Bunyiu Nanjios gefunden. Am meisten verwunderlich ist, daß nicht einmal die chinesischen Übersetzungen, deren Verständnis für einen Japaner doch eine verhältnismäßig leichte Angelegenheit ist, auch nur in annähernd hinreichendem Maße verglichen sind. Denn sie hätten in den meisten Fällen einen Fingerzeig wenigstens für eine inhaltlich richtige Deutung gegeben.

Von unschätzbarem Wert für die Herstellung des schwierigen Textes ist aber die tibetische Version. Je mehr man sich mit der tibetischen Übersetzung dieser und anderer Texte beschäftigt, eine desto größere Hochachtung erhält man von der ganz ausgezeichneten und lebendigen Tradition der buddhistischen Texte und von der peinlichen Sorgfalt, mit der die Tibeter übersetzten. Die Leistungen dieser ‚Übersetzungskommissionen', in deren praktische Tätigkeit sich in der Regel ein Inder und ein Tibeter, beides jedenfalls hervorragend ausgebildete, sprachgewandte und kritische Gelehrte, teilten, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Leider hat der japanische Herausgeber die tibetische Übersetzung in höchst ungenügendem Maße und offenbar nur ganz selten zu Rate gezogen. Ohne diese Hilfe geht es nicht. Denn abgesehen von den bis zur Unkenntlichkeit entstellten Worten und Sätzen gibt es auch viele Sanskritstellen, die klar und verständlich zu sein scheinen. Erst das Tibetische belehrt uns, daß wir es hier in Wirklichkeit mit wertlosen Redaktorenkorrekturen zu tun haben. Der Einwand, daß der Fehler vielmehr auf Seiten des Tibeters liegen könnte, erledigt sich in einfacher Weise dadurch, daß die entsprechende chinesische Version, dem Wortlaut nach zwar sehr frei und großzügig, inhaltlich die tibetische Auffassung überall bestätigt.

Ich will hier nicht im einzelnen darauf eingehen, wie unsorgfältig und unzuverlässig die Sanskrithandschriften benutzt sind, und auch nicht die Stellen aufweisen, wo ohne Anmerkung oben ein Wortlaut gegeben wird, der, wie eine Nachprüfung ergibt, mit dem der Handschriften gar nicht übereinstimmt. An philologischer Kritik fehlt es sehr, und ebenso an einem richtigen Verstehen des Textes. Abschnitte werden gemacht, wo in Wirklichkeit der Satz noch nicht zu Ende ist. Das größte Unglück aber ist, daß der Herausgeber die beste Handschrift nicht kennt. Es ist dies ein Palmblattmanuskript, das sich im Besitz der Universitätsbibliothek von Cambridge (England) befindet und bereits in der Ausgabe des Śikṣāsamuccaya (S. 164, Anm. 2) von C. Bendall im Jahre 1898 erwähnt wird. Alle übrigen Handschriften, unter sich zwar in meist unwesentlichen Punkten abweichend, heben sich scharf gegen diese Palmblatthandschrift ab. Sie ist zwar außerordentlich fehlerhaft geschrieben, was das Arbeiten mit ihr sehr erschwert, hat aber die Überlieferung trotz der vielen Verderbnisse gut bewahrt und ist nicht durch leichtfertige Redaktorenkorrekturen entstellt. Bedauerlicherweise ist sie lückenhaft; auf einzelnen Blättern ist sogar die Schrift abgekratzt. Der Text dieser Handschrift stimmt bis in die Einzelheiten mit der tibetischen Version überein, was wiederum für die beispiellose Genauigkeit der tibetischen Tradition spricht. Hervorzuheben ist, daß das Palmblattmanuskript

den Papierhandschriften gegenüber keineswegs eine andere ‚Rezension' vorstellt. Vielmehr gehören sämtliche mir bekannten Sanskrithandschriften des Goldglanz-Sūtra einer einzigen Textgestalt an.

Da Einzelheiten an dieser Stelle weniger interessieren, möchte ich nur ein paar beliebig ausgewählte Beispiele für die ganz ungenügende und wenig durchdachte Herausgabe des Textes geben, besonders auch, um zu zeigen, daß die Beanstandungen sich nicht etwa auf unwesentliche Dinge beziehen. Mit Nebensächlichkeiten und textlichen Gleichgültigkeiten braucht sich die indische Philologie vorerst nicht zu beschäftigen. Angesichts der schlechten Überlieferung und der eigentümlichen Sprache der buddhistischen Sanskrittexte ist es naturgemäß nicht möglich, einen einwandfreien Text herzustellen. Doch kommt man durch Ausnutzung der vorhandenen Mittel der wahren Textgestalt immerhin sehr nahe.

Im Kapitel über die Tigerin, der sich der Prinz Mahāsattva zum Opfer bringt, gibt die japanische Ausgabe S. 191, 6 folgenden Text:

nāstī tasyopajīvyaṁ sarvatu
madhye bhūtatvāt taṁ niyojya
tasmai jarāmaraṇasya samudra-
uttaraṇapotabhūtu bhavissam.

In Wirklichkeit aber handelt es sich (nach dem Tibetischen) um eine Prosastelle, deren Wortlaut folgendermaßen ist: *nāsti tasyopajīvyaṁ sarvato mīḍhabhūtatvāt / tam aham idānīṁ satkarmaṇi saṃniyojye / tan me janmamaraṇasamudrottaraṇapotabhūto bhaviṣyati* / (Mahāsattva spricht:) ‚Nicht gibt es für den (Körper) einen Lebensunterhalt, da (der Körper) ganz und gar nur aus Urin besteht. Darum will ich ihn jetzt für eine gute Tat verwenden. Er soll mir deshalb ein Fahrzeug zum Überfahren des Ozeans von Geburt und Sterben werden'.

Gleich darauf (Z. 12) muß es statt *viṣṭāntaḥpūrṇaṁ* heißen *viṭmūtrabharitaṁ*, statt *kāryakṛtyaṁ tanu hi*: *kāyaṁ kṛtanudam*, statt *prāpsyeva suśuddham* (192, 2): *prāpsyāmi virajam*, um nur das Wesentliche hervorzuheben. In der nun folgenden Erzählung hat der japanische Herausgeber gerade den Höhepunkt der ganzen Handlung nicht verstanden, da an der fraglichen Stelle bei ihm unverständliche Worte stehen: *tato bodhisattvo durbalāvarto 'yam athety utthāya śastraṁ paryeṣate sma / kṛpāmatir na kvacic chastram alabhat / so 'tibalāṁ varṣaśatikāṁ vaṁśalatāṁ gṛhītvā tayā svavālam utkṣepya vyāghrīsamīpe papāta.* Der Text lautet vielmehr: *tato bodhisattvo durbalā vateyam asamarthety utthāya śastraṁ paryeṣate sma / kṛpāmatir na kvacic chastram alabhat / so 'tibalāṁ varṣaśatikāṁ vaṁśalatāṁ gṛhītvā tayā svagalaṃ utkṛtya vyāghrīsamīpe papāta* / Vorangeht, daß die Tigerin zunächst nicht zu bewegen ist, dem Mahāsattva etwas zuleide zu tun. ‚Hierauf erhob sich der Bodhisattva mit den Worten: ‚ach, sehr schwach ist sie und (dazu) nicht fähig', und suchte nach einer Waffe. Da er aber mitleidigen Sinnes war, fand er nirgends eine Waffe. Er nahm dann einen sehr starken, hundertjährigen Bambus, schnitt sich damit seinen Hals auf und fiel bei der Tigerin nieder'.

Dieses wenige aus einer einzigen Stelle zeigt zur Genüge, wie die japanische Ausgabe des Suvarṇaprabhāsasūtra einzuschätzen ist. Einen wissenschaftlichen Wert hat sie nicht. Das geringe Verständnis, das der Herausgeber dem Text entgegengebracht hat, ist um so erstaunlicher, als er selbst eine japanische Übersetzung von I-tsings Version in der Einleitung (S. XII) nennt.

Obermiller, E.: The Sublime Science of the Great Vehicle to Salvation being a Manual of Buddhist Monism. The Work of Ārya Maitreya with a Commentary by Āryāsaṅga. Translated from the Tibetan with introduction and notes. Sonderdruck aus Acta Orientalia, Vol. IX. (S. 81—306.) 8°. London: E. Brill 1931. Bespr. von St. Schayer, Warschau.

Das Uttaratantra, das uns durch die vorliegende, in jeder Beziehung meisterhafte Übersetzung des Leningrader Buddhologen zugänglich gemacht wurde, gehört zu den fünf dem Bodhisattva Maitreya zugeschriebenen Traktaten. Ob es wirklich einen Philosophen Maitreya gegeben hat, zu dessen Werken Asaṅga Kommentare schrieb, ist allerdings eine umstrittene Frage. Daß es sich um eine durchaus historische Persönlichkeit handelt, ist die Ansicht der japanischen Gelehrten[1] (Ui, Takakusu, Kimura), die auch von G. Tucci[2] geteilt wird. Obermiller macht aber in der Einleitung einen gewichtigen Grund geltend, der dafür spricht, daß sowohl der Kommentar als auch das Uttaratantra selbst von einem Verfasser, also wohl von Asaṅga, herrühren. Auch de la Vallée Poussin[3] sieht in Maitreya nur den mythischen Inspirator des Asaṅga und hält die Annahme eines Philosophen Maitreya oder Maitreyanātha für unbegründet.

Den Inhalt des Uttaratantra bildet die radikal monistische und pantheistische Lehre von dem „Element der Buddhaschaft" (*buddha-gotra, buddha-dhātu*), welches seiner Essenz nach mit dem mahāyānistischen Absolut, dem „kosmischen Körper" (*dharma-kāya*) identisch ist, alles Existierende durchdringt und in allen Lebewesen enthalten ist. Diese Auffassung entspricht dem Standpunkt der Yogacāra-Mādhyamika-Svātantrikas und weicht ab von der Lehre der Yogācāra-Vijñānavādins, welche dieses Element mit dem Absolut nicht gleichsetzen, sondern als eine von Urbeginn an für sich seiende, wirkende Potenz postulieren. Auch die Sautrāntikas sehen in dem Element der Buddhaschaft eine besondere, den Fluß des Lebens regulierende Kraft, lehren aber im Gegensatz zu den mahāyānistischen Schulen, daß diese Kraft in bestimmten Individuen verkümmern und überhaupt nicht zur Entfaltung gelangen kann, daß es also m. a. W. keine absolute Heilsgarantie für alle Wesen gibt. Für die Mahāyānisten aller Schattierungen ist das Element der Buddhaschaft ewig und unzerstörbar, und seine Entwicklung im Erlösungsprozeß beruht lediglich darauf, daß es von den akzidentiellen Trübungen (*āgantuka-mala*) gereinigt wird. Es ist als Keim der künftigen Erleuchtung in allen Individuen enthalten und damit ist zugleich das *nirvāṇa* für alle Kreaturen gesichert.

Die Lehre von dem Menschen als dem Embryo des Tathāgata ist uns schon früher durch Wassiljews Mitteilung einer Stelle aus dem Tathāgatagarbhasūtra bekannt geworden[4]. Daß wir jetzt imstande sind, diese wichtige Vorstellung mit den ontologischen Thesen der buddhistischen Schulen in Zusammenhang zu bringen und ihre philosophische Bedeutung auf dem Hintergrund der metaphysischen Problematik des Mahāyāna zu würdigen, ist das Verdienst Obermillers. Wir sind der Leningrader Schule für diese neue Bereicherung unserer Kenntnisse zum besonderen Dank verpflichtet.

1) Vgl. Indian Studies in honour of Charles Rockwell Lanman, 1929.

2) On Some Aspects of the Doctrines of Maitrey(nātha) and Asaṅga. Calcutta 1930.

3) Note bouddhique, XVI. Ac. royale de Belgique, janvier 1930 und L'Abhidharmakośa de Vasubandhu. Introduction, 1931. S. XXV ff.

4) Buddhismus, S. 174.

Vaidya, Parašurāma Lakṣmaṇa: **Jasaharacariu of Puṣpadanta**, an Apabhraṃśa work of the 10th Century, critically edited with an Introduction, Glossary and Notes. Karanja, Berar, India: Karanja Jain Publication Society 1931. (188 S.) gr. 8°. = The Ambādās Chaware Digambara Jain Granthamālā or Karanja Jain Series, ed. with the Co-operation of various Scholars by H. Jain. Vol. I. Bespr. von W. Schubring, Hamburg.

Vaidya, dessen Neubearbeitung der Uvāsagadasāo kürzlich hier angezeigt wurde, hat seine jinistischen Studien fortgesetzt und legt die dankenswerte Erstausgabe eines Apabhraṃśatextes vor. Diese Dichtung von 4 pariccheya wurde in Mānyakheṭa, dem heutigen Malkheḍ in Haidarabad, Distrikt Kulbarga, verfaßt. Das genaue Jahr ist nur bei dem Hauptwerk Puṣpadantas zu bestimmen, dem sog. Mahāpurāṇa; es ist 959 n. Chr. Das Jasaharacariu und eine dritte Dichtung, das Nāgakumāracariu, sind später entstanden. Man entnimmt diese Daten der umsichtigen Einleitung, die außer den biographischen Angaben über den Verfasser und seine Patrone auch den Stammbaum der Handschriften aufstellt und die vorliegende sowie die anderen Bearbeitungen des Stoffes betrachtet. Die wechselvolle Geschichte des Königs Yaśodhara und seiner verbrecherischen Mutter Candramatī in diesen und in den verschiedensten späteren Daseinsformen ist von nicht weniger als 30 Schriftstellern in sieben Sprachen behandelt worden, und zwar von Digambara wie von Śvetāmbara. Hier haben wir es mit einem Digambara-Werk zu tun, was sich auch in der Sprache zeigt. Ein Glossar und Anmerkungen erleichtern die an sich nicht schwierige Lektüre des sorgsam herausgegebenen Textes. Die Besprechung von Grammatik und Metrik hat Professor Vaidya sich für die Ausgabe von Puṣpadantas Hauptwerk, dem Tisaṭṭhimahāpurisaguṇālaṃkāra vorbehalten, die in derselben Serie erscheinen soll. Andere Bände mit Apabhraṃśa-Literatur sind von Prof. Hiralal Jain zu erwarten. Wir begrüßen in der Serie von Kāranjā, deren Herausgabe Sheth Ambādās Cavre durch eine Gedächtnisstiftung ermöglicht hat, eine jüngere Schwester der Māṇikcand Granthamālā, die schon über 30 gut gedruckte Bände zählt. Zusammen mit u. a. dem Anekānt, einer seit kurzem in Delhi erscheinenden Zeitschrift, legen sie von einer sehr erfreulichen Steigerung der literarischen Tätigkeit Zeugnis ab, dank welcher die Digambara den von den Śvetāmbara ihnen abgewonnenen Vorsprung einholen werden.

Moraes, George M., M. A.: **The Kadamba Kula. A History of Ancient and Mediaeval Karnataka.** With a Preface by Rev. H. Heras, S. J. Bombay: B. X. Furtado & Sons 1931. (XXIII, 504 S., 56 Abb.) gr. 8°. = Studies in Indian History of the Indian Historical Research Institute St. Xavier's College, Bombay, No. 5. Rs. 15/—. Bespr. von H. Losch, Bonn.

Dies Werk stellt eine wesentliche, höchst willkommene Bereicherung unseres Wissens über die Geschichte Südindiens, vor allem der westlichen Reiche, dar. Mit ebenso großem, gewissenhaftem Fleiß wie kluger Kombinationsgabe hat der Verfasser es vermocht, aus den mannigfachen Inschriften ein in seinen wesentlichen Zügen gesichertes Bild der Kadambadynastie bzw. -Dynastien (von ihren greifbaren Anfängen mit Mayūraśarmma im 4. Jahrhundert n. Chr. bis zur Vertreibung nach Madhuvarmma um 655 und ferner von ihrer weiteren Regierung von etwa 967—1347) zu entwerfen. Es ist selbstverständlich, daß bei einem so heiklen Gegenstande, wie ihn die indische Geschichte noch immer darstellt, nicht jede Jahreszahl und jeder Herrschername unwiderlegbar richtig sind. Wie gewissenhaft der Verfasser aber in jedem Fall vorgegangen ist und Rechenschaft zu geben weiß, zeigt das Kapitel über die Chronologie der frühen Kadambas (S. 68—72). Jedoch nicht nur die Daten der äußeren Geschichte hat M. festzustellen versucht, er gibt auch ein ausführliches Bild der inneren Geschichte: Religion, Verwaltung, soziale Zustände, Kriegswesen, Handel und Industrie, Erziehungswesen, Literatur und Kunst. Ein geographisches Lexikon mit genauer Belegangabe, ein Appendix, der das Münzwesen behandelt und ferner 23 neue Inschriften in Text und Übersetzung enthält, und ein ausführlicher Index beschließen diese ausgezeichnete Publikation. Zahlreiche Abbildungen, geographische und genealogische Tafeln tragen wesentlich zur Veranschaulichung des Textes bei. Jeder Bearbeiter indischer Geschichte wird sich späterhin mit diesem Werk auseinanderzusetzen haben.

Annual Bibliography of Indian Archaeology for the Year 1930 published with the aid of the government of Netherlands India and with the support of the Imperial Government of India. Leyden: E. J. Brill 1932 (VII, 148 S., 6 Taf.) 4°. = Kern Institute Leyden. Bespr. von H. Zimmer, Heidelberg.

Trotz der allgemeinen Depression war es dank der Zuschüsse der Niederländisch-indischen und der Anglo-indischen Regierungen möglich, diese ausgezeichnete und unentbehrliche Bibliographie im 5. Jahrgange fortzuführen, ohne ihre Anlage wesentlich einzuschränken (die Zahl der Exemplare ist von 1200 auf 1000, die Zahl der Tafeln um 2 herabgesetzt). — Über Aufteilung und Anordnung des Stoffs ist gelegentlich der Anzeigen früherer Jahrgänge hier berichtet worden; die Zahl der verarbeiteten Bücher und Artikel für 1930 beträgt 929 (gegenüber 731 für 1929), ein großer Teil des Zuwachses (83 Nummern) entfällt auf den Abschnitt Ostasien (144 Nummern gegenüber 61 von 1929) und wird japanischer Mitarbeit verdankt.

Wiederum bilden Berichte über wichtige Grabungs- und Konservierungsarbeiten mit begleitenden Tafeln die wertvolle Beigabe des bibliographischen Inventars. Unter ihnen steht an erster Stelle A. H. Longhursts Beitrag „Excavations at Nāgārjunikoṇḍa". Er bildet die Fortsetzung früherer Berichte in den Jahrgängen für 26 und 27. In N handelt es sich um einen großen und eine Reihe kleinerer Stupas im Zusammenhang mit 4 Klosteranlagen. An plastischem Schmuck fanden sich etwa 200 Relief-

platten und -balken; die Anlage des gr. Stupas ist dem von Amarāvatī sehr ähnlich, ihre Freilegung ergab keine Skulpturen. Ein kleinerer Stupa, auf dem Grundriß eines Rades erbaut, barg sein Reliquiar in einem äußeren Sektor des Nordbogens. Unter den Reliefs finden sich Darstellungen der Herabkunft Buddha's vom Tuṣitahimmel, der Predigt von Benares, von Indra's Besuch in der Höhle des Indraśaila der Nanda-episode, des Śivi-jātaka u. a. m.; lehrreich sind Vergleiche, wie diese Themen gegenüber ihrer Gestaltung in Gāndhāra u. Amarāvatī abgewandelt sind. — Ein anderer Bericht Longhursts behandelt den südindischen Felstempel von Sittanavāsal (Pudukōtta-state), ein Jainaheiligtum des 7. Jahrh. n. Chr. in Pallavastil mit 5 felsgehauenen Jinastatuen und Resten von Wandmalerei. Der Assistant-Director of Archaeology, Hyderabad, berichtet von Konservierungsarbeiten seines Bezirks; V. Goloubev erörtert Ausgrabungen in Dōng-són (Nord-Annam); Gräberfunde an Waffen, Gefäßen, Kesselpauken aus Bronze fanden sich zusammen mit Bronzen reinsten Han-stils und Münzen des chines. Usurpators Wang-Mang (9—23 n. Chr.). Es handelt sich um Zeugnisse einer bislang unbekannten halb chinesischen, halb barbarischen Kultur mit Einschlägen indonesischer Einwanderung. — G. Coedès berichtet von Tempelresten der Pre-Angkor-Zeit, die sich aus dem Komplex von Angkor mit Hilfe einer Weihinschrift des Brahmanen Śivaācārya des 10. Jahrh. herausschälen lassen. — Die Deutung der Reliefbänder des Bara-budur hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht: Dr. F. D. K. Bosch gelang es an Hand Pariser Hss. des Gaṇḍavyūha nachzuweisen, daß nicht nur die Darstellungen der 2. Galerie (— die 1. illustriert den Lalitavistara u. Jātaka's u. Avadāna's, der freigelegte Sockel, wie S. Lévi im Jahrgang 29 der Bibliography nachwies, den Karmavibhaṅga), sondern auch die 3. und 4. Galerie u. Balustrade aus dem Gaṇḍavyūha geschöpft sind. Sie schildern die Wanderung Sudhana's ins Reich Maitreya's, illustrieren Herrlichkeit und Taten des künftigen Erlösers, dazu das Wirken vieler Bodhisattva's, ferner nach der 'Bhadracarī' des Gaṇḍavyūha die frommen Werke Samantabhadra's, und Sudhana's Besuch bei Mañjuśrī. Eine Schwierigkeit dieser Deutung lag darin, daß knappe Textpartien des uns bekannten Gaṇḍavyūha die Unterlage ausgedehnter Schildereien bieten, so daß häufig ein einzelner Vers, ja schon ein Wort Gegenstand eines ganzen Bildes ist. Unklarheiten im Einzelnen deuten darauf, daß den Künstlern des Barabudur eine andere Recension des Textes vorgelegen haben muß.

David-Neel, Alexandra, et le Lama **Yongden: La vie surhumaine de Guésar de Ling**, le héros Thibétain. Racontée par les bardes de son pays. Préface par Sylvain Levi ... Paris: Editions Adyar 1931. (LXIV, 346 S. m. Abb.) 8°. 20 Fr. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Gelegentlich der Besprechung eines anderen Werkes der bekannten Verfasserin hatte ich von ihrem Hange zu Forschungen auf dem Gebiete des Mystizismus und Okkultismus in Tibet gesprochen. Wieweit dieser Hang geht, zeigt sich darin, daß auch im Titel dieses neuen Buches „la vie surhumaine de Guésar de Ling ..." das Übermenschliche, Übernatürliche besonders betont wird. Der Stoff, um den es sich hier handelt, ist eine Heldensage, die von Ladākh (Westtibet) bis Tatsienlu (China), von Darjeeling (Indien) bis weit hinter Hsiningfu (China), von der Mandschurei bis zum Altai-Gebirge, in der ganzen Mongolei bis zum Baikal-See, ja sogar bei einigen osttürkischen Stämmen bekannt ist; es ist, wie Sylvain Levi in der Vorrede (p. VII) sagt, die „Ilias Zentralasiens".

Überliefert ist der Sagenstoff teils schriftlich (literarisch), teils mündlich; teils tibetisch, teils mongolisch. Die ostmongolische, literarische Fassung hat Isaac Jacob Schmidt in Text (Podvigi ispolnennago zaslug geroja Bogda Gesser Chana ... nach einem [1716] in Peking gedruckten Exemplar aufs neue abgedruckt, St. Petersburg 1836) und Übersetzung (die Thaten Bogda Gesser Chan's, des Vertilgers der Wurzel der zehn Übel in den zehn Gegenden, St. Petersburg 1839) zugänglich gemacht. Westmongolische (kalmückische) Fassungen finden sich bei Bergmann (Nomadische Streifereien unter den Kalmüken III, p. 233—284), Timkowski (Reise nach China durch die Mongolei I, p. 263) und Pozdněev (Kalmyzkija skazki VII). Von tibetischen Fassungen waren bisher nur mündliche Überlieferungen veröffentlicht worden und zwar zwei westtibetische (aus den Ortschaften Shel und Kha-lartse[1] sowie Lai-rdo[2]) von A. H. Francke und eine osttibetische (aus Khyer-dgun-mdo i. e. Dscherkundo) von Albert Tafel (Meine Tibetreise II, p. 158/59). Eine Zusammenstellung der älteren Literatur findet sich in Laufers Kritik des Franckeschen „Frühlingsmythus ..." in der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", Bd. 15 (1901), p. 78/79. Neueres, auch die mannigfachen Deutungen des Namens „Gesar", findet sich bei N. Poppe: „Geserica" in „Asia Major", Vol. III (1926), p. 2ff.

Frau David-Neel und ihr Adoptivsohn, der tibetische Lama Yongden geben hier zum ersten Male die Übersetzung einer literarischen, osttibetischen Fassung (aus Khams; vgl. p. X/XI; — übrigens nicht vollständig, denn lange Teile, Exkurse über buddhistische, philosophische Theorien, sind hier in der Übersetzung weggelassen, vgl. p. XII—), allerdings eben nur „une traduction condensée aux lecteurs français". Das „racontée par les bardes de son pays" im Titel, bezieht sich wohl nur darauf, daß dieser Stoff auch heute noch von den betr. Sängern nach dieser Fassung — wenn vielleicht auch mit Variationen — vorgetragen wird. Interessant ist die Beobachtung, die man beim Vergleichen der verschiedenen Fassungen machen kann, daß die sog. literarischen Fassungen mancherlei Elemente und Einkleidungen enthalten, die den mündlich überlieferten Fassungen fehlen.

Während ich von der ostmongolischen Fassung schon manche gedruckte Originalausgabe gesehen habe, sollen die tibetischen Fassungen nur handschriftlich überliefert sein (vgl. p. XVI, Note). Leider sind bisher weiter keine übersetzt worden, wenn auch schon viele von einzelnen Forschern gesammelt worden sind.

In der sehr ausführlichen Einleitung (p. IX—LXIV) äußert sich die Verfasserin auch u. a. über die Herkunft des Stoffes bzw. das Heimatland Gesars, in dem wir danach doch eine alte, historische Herrscher-

---

1) Der Frühlings- und Windermythus der Kesarsage = Mémoires de la Société Finno-Ougrienne XV (1901/02).

2) A lower Ladakhi version of the Kesar-Saga = Bibliotheca Indica, New Series, Fasc. 1134, 1150, 1164, 1218 (1905—09).

person des chinesisch-tibetischen Grenzgebietes zu erblicken hätten. Daß der Ursprung dieses Stoffes im Gebiete des räuberischen und kriegstüchtigen Stammes der No-log-pas (Goloken) zu suchen sein soll, wie Frau David-Neel darlegt, ist meiner Meinung nach durchaus wahrscheinlich; man hätte das aber bereits schon 1913 aus Bacots Arbeit über die Mo-so, p. 13, entnehmen können, wo Gesar ebenfalls als König vom Lande Ling (gliṅ) und Ling als das Gebiet der No-log-pa's bezeichnet wird. Über den an der gleichen Stelle bei Bacot genannten Krieg Gesars gegen Djung (oder Hdjang i. e. Mo-so; tib. ljaṅ) gibt es besondere, umfangreichere Werke. So habe ich z. B. einmal im Museum für Völkerkunde in Berlin viele Seiten eines tibetischen MS, betitelt: 'Adzam-gliṅ-ge-sar-rgyal-poi-dgra-bo-phar-'adul-las-ljaṅ-gliṅ-gyul-'agyed-kyi-leu (also das den Ljaṅ-Krieg enthaltende Kapitel aus dem Gesar-Epos) abgeschrieben und Mitte vorigen Jahres sandte mir ein Tibeter aus Leh ein Titelverzeichnis tibetischer Werke, unter denen auch ein „ljaṅ-gliṅ-'akhrug-skor", von ca. 300 Blätter (!) Umfang, genannt ist.

Die Übersetzung der Texte ist ungemein schwierig. Deshalb ist diese, wenn auch gekürzte Übersetzung der Frau David-Neel mit Freuden zu begrüßen. Würde aber die Übersetzerin mit Hilfe des Lama Yongden auch einmal den vollen tibetischen Text der Fassung von Khams mit entsprechenden kritischen und sprachlichen Bemerkungen herausgeben, so wäre der Wissenschaft ein nicht geringer Dienst erwiesen, zumal auch gerade der Dialekt von Khams noch so wenig erforscht ist.

Chatterjee, Ramananda: **The Golden Book of Tagore.** A homage to Rabindranath Tagore from India and the World in celebration of his seventieth birthday. Calcutta 1931. (374 S., 30 Taf.) 4°. Bespr. von Sten Konow, Oslo.

Das vorliegende schöne Buch wurde am 27. Dezember 1931 dem weltberühmten indischen Dichter, der am 6. Mai desselben Jahres seinen 70. Geburtstag beging, überreicht, und enthält Beiträge von mehr als 200 Freunden und Bewunderern aus den verschiedensten Ländern und Völkern. Angeregt wurde die Veröffentlichung eines solchen Werkes zuerst von Romain Rolland in einem Briefe an den Herausgeber vom 30. September 1930, und die Bereitwilligkeit, mit welcher so viele verschiedene Personen sich an der Huldigung beteiligt haben, legt für die hohe Stellung, die der indische Dichter in der öffentlichen Meinung einnimmt, ein beredtes Zeugnis ab. Die meisten Beiträge sind mehr oder weniger persönlich geformte Aussprachen über Tagores Eigenart, Tätigkeit und Bedeutung. Dazu kommen poetische und wissenschaftliche Beiträge verschiedener Art und eine ganze Reihe von Zeichnungen und Kunstbeiträgen. Die Ausstattung ist ausgezeichnet und viele von den zahlreichen Vignetten ausgesucht schön und geschmackvoll. Die vielen Kunstbeilagen sind in Ausführung und Reproduktion hervorragend. Das Goldene Tagore-Buch ist somit nicht bloß von Bedeutung als ein Zeugnis von Tagores Ruhm, sondern auch als eine Probe von dem, was indische Druckereien und Reproduktionsfirmen heute zu leisten vermögen. Willkommen ist auch die tabellarische Übersicht über die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des großen Dichters.

Ostasien.

Djin Ping Meh. Unter weitgehender Mitwirkung von Artur Kibat aus dem ungekürzten chinesischen Urtext übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Otto Kibat. II. Bd. Gotha: Engelhard-Reyher [1932]. (350 S.) 8°. RM 5.20. Angez. von Erich Hauer, Berlin.

Dem 1928 erschienenen Band I, der die ersten zehn Kapitel des berühmten chinesischen Sittenromans enthielt (vgl. meine Besprechung in der OLZ 1928 Nr. 7, Spalte 626/632), ist jetzt Band II mit den Kapiteln 11—23 gefolgt. Die Autoren sind auch diesmal bestrebt gewesen, ihre nicht leichte Aufgabe nach besten Kräften zu erfüllen, und haben, wenn man von der vorzüglichen Mandschuversion absieht, die bisher beste Übertragung geliefert.

Weil es sich um eine in der Hauptsache belletristische Leistung handelt, mögen gelegentliche Ungenauigkeiten und Irrtümer gern verziehen sein. So ist z. B. ein *ni-shui-tsiang* („Mörtel-Arbeiter") kein „Kanalisationsarbeiter" (S. 33), sondern ein „Maurer", der den Fußboden nicht „herrichtet", sondern „pflastert"; ebenda muß es nicht heißen „den Tiger unter seinem Sitze", sondern „seinen Reittiger". S. 36 lies statt „seinen heißen Harnstrahl" „einen Haufen warmen Kot" (mandschu: *emu buktan halhûn hamu*), usw. usw. Auch von den Erklärungen treffen manche nicht zu. So kann *kung-shih* (Anm. 111) niemals als „öffentlicher Kot" verstanden werden, weil *shih* als Hauptwort („Gesandter") den 4. und nicht wie als Zeitwort („senden") den 3. Ton hat. Jünnan (S. 333) bedeutet nicht „bewölkter Süden", sondern „südlich der Wolken", weil die Provinz Yünnan südlich von der wolkenreichen Provinz Szetschuan liegt, usw. usw. Endlich sind ausweislich der Mandschuversion die Sätze oft unrichtig abgeteilt oder zusammengefaßt worden. Diese Mängel vermögen indessen dem Werte der Arbeit als ganzem keinen Abbruch zu tun. Im Frühjahr 1933 soll Band III herauskommen. Ich wünsche dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang bis zum 100. Kapitel.

Bezüglich der Frage nach dem unbekannten Verfasser des Romans möchte ich noch nachtragen, daß die Mandschuausgabe im Vorwort einen Privatgelehrten Lu Nan der Mingzeit nennt, der in seiner Schilderung die korrupten Minister Yên Sung und Yên Shih-fan (Giles, Bibl. Dict. No. 2475) an den Pranger gestellt haben soll, doch wird hinzugefügt, daß man das nicht bestimmt weiß. (*ememu henduhengge, ere bithe, Ming gurun i sula bithei niyalma Lu Nan, Yan Sung, Yan Ši fan i ama juse be darime banjibuhangge sembi. inu waka be sarkû*).

Australien, Polynesien, Afrikanistik.

Tauxier, L.: Religion, moeurs et coutumes des Agnis de la Cote-d'Ivoire (Indénié et Sanwi). Paris: Paul Geuthner 1932. (254 S., 20 Taf.) gr. 8°. = Études Soudanaises. 75 Fr. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Die Agni (Anyi) sind eine der wichtigsten Stammesgruppen auf der südlichen Elfenbein-

küste und gehören sprachlich und in eingeschränktem Sinn auch ethnologisch zu der Akan-Familie, die die verschiedenen Gruppen der Guang, die Ashante-Fante-Twi, die Agni und eine Reihe kleinerer Stämme auf der Grenzlinie der Gold- und Elfenbeinküste umfaßt. Die sprachliche Zusammengehörigkeit der Gruppe ist eine ziemlich enge, das Agni ist ein Dialekt des Fante-Twi mit regelmäßiger Konsonantenerweichung vor Nasalen (nt > nd, mp > mb usw.). Man kann die Agni die südwestlichste Expansion der Akan auf ihrem Vorstoß küstenwärts nennen.

Der Verfasser, bekannt durch eine Reihe ethnographischer Arbeiten aus dem französischen Sudan, behandelt in dem vorliegenden Bande getrennt die beiden Stämme Indénié und Sanwi (genauer Ndenye und Sãwi) und läßt andere Gruppen unberücksichtigt; dies hat den Vorzug, daß seine Angaben stets lokalisiert werden können. In beiden Fällen handelt es sich um ziemlich eingehende, wenn auch keineswegs erschöpfende ethnographische Beschreibungen.

Bei den Sanwi ist es T. gelungen, historische Traditionen in größerem Umfang aufzudecken, während in dem Kapitel über die Indénié der Nachdruck auf der Darstellung des religiösen Lebens liegt; der Verfasser konnte dabei die Akten eines Prozesses benutzen, den ein Häuptling gegen einen Zauberer angestrengt hatte und der vor dem französischen Gericht ausgefochten wurde. Im wesentlichen trägt die Religion hier die gleichen Züge wie bei den übrigen Akan. Der Himmelsgott heißt nyamye, was dem (o-)nyame der Twi entspricht; im Mittelpunkt des Kultes stehen Naturgötter, deren älteste die Erde und die größeren Flüsse sind, und die religiöse Praxis des Alltags ist die Magie. T. gibt aber auf Grund längerer Beobachtungen manche neue Einzelheiten, die religiöse Einrichtungen und Anschauungen sowie insbesondere auch die religiöse Einstellung von Individuen ausgezeichnet beleuchten.

Im sozialen Leben scheint die Großfamilie vorherrschend zu sein, eine zusammenwohnende Gruppe, innerhalb derer aber jedes Ehepaar seine eigene Hütte mit Hof und eigenem Haushalt hat. Eine solche von T. genauer beschriebene Großfamilie besteht aus 80 Personen mit 12 verheirateten Männern, also 12 Haushalten, so daß also auf einen Haushalt 6—7 Personen entfallen. Jeder Haushalt ist wirtschaftlich selbständig, muß aber einen Tag in der (Siebentage-) Woche für den Ältesten der Familie arbeiten. Dieser ist das religiöse und in gewissem Sinn auch das richterliche Haupt seiner Gruppe, er verfügt über das Land und jedes Glied schuldet ihm Ehrerbietung. Seine wichtigste Aufgabe besteht darin, den „heiligen Tieren" der Familie (Schlange, Leopard, Büffel) Opfer darzubringen. Die Beziehung zu den Tieren wird teilweise auf wirkliche Verwandtschaft zurückgeführt: die Ahnfrau gebar einen Leopard, einen Büffel, oder auf Wohltaten, die das Tier einem Menschenahnen erwiesen hat, doch sind T.s Angaben zu allgemein gehalten, um ein klares Bild zu gewinnen, wie auch aus seinen Mitteilungen nicht genügend deutlich hervorgeht, ob es sich bei seiner grande famille oder famille globale um unilaterale Verwandtengruppen, also Sippen, oder um Großfamilie im ethnologischen Sinn handelt.

T. gibt auch Vokabulare aus mehreren Sprachen und Dialekten und stellt sprachvergleichende Betrachtungen an. Seine Aufnahmen sind phonetisch unzureichend, Tonhöhen, die in diesen Sprachen eine so entscheidende Rolle spielen, existieren für ihn nicht. Derartige Sprachproben sind von geringem Wert, sie sind schon bei ihrem Erscheinen überholt, ohne phonetische Ausbildung kann man heute in afrikanischen Sprachen nicht arbeiten.

Der Ethnologe wird aus dem Buche Tauxiers vieles Wertvolle lernen können, es bildet eine gute und notwendige Ergänzung und Erweiterung der Arbeiten Rattrays über die Ashante, aber man wird bedauern, daß seine Benutzung durch das Fehlen eines Index erschwert wird.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Philologus 87 1932:

2 261—3 E. Schwarz, Noch einmal über Assyrien und Syrien. E. P. B.

The Quarterly of the Department of Antiquities in Palestine 1 1932:

4 151—2 R. W. H., Mosaic Pavements at 'ein el fawwār (im Muster sehr einfacher Kapellen-Fußboden). — 153—4 J. H. I., A Portrait of Vitellius[?] in rock crystal. — 155—6 J. H. I., An inscribed epitaph from Gaza (2. Hälfte des 3. Jahrhds. p.C.; Epigramm). — 157—62 Excavations in Palestine in 1931 (Zusammenstellung der Veröffentlichungen und kurze Mitteilungen über noch nicht Publiziertes, darunter wichtige prähistorische Funde). — 163—92 L. A. M., M. A.-Y., Concise Bibliography of Excavations in Palestine (Jerusalem mit Umgebung und Addenda).

2 1932:

1 1—10 C. Lambert, Egypto-arabian, phoenician and other coins of the fourth century B. C. found in Palestine (63 Nummern, überwiegend lokale Handwerksarbeit mit entlehnten [z. T. griechischen] Typen). — 11—4 J. H. Iliffe, Third-century portrait busts (Kat. Nr. S. 894 stellt vielleicht Cornelia Salonina, die Frau des Galliennus, dar). — 15—26 ders., Prehellenistic greek pottery in Palestine (wertvolle Zusammenstellung von 37 Stücken im Jerusalemer Museum). — 27—33 L. A. Mayer, Two inscriptions of Baybars (Text und Bearbeitung der Inschrift vom „Mosesgrab" maqām an-Nabī Mūsā und dreier Fragmente aus Damra). — 34—40 R. W. Hamilton, Street Levels in the Tyropoeon Valley II (Viaduktpfeiler und Pflaster unter tarīq bāb es-silsile).

J. Hempel.

The Quarterly Journal of the Mythic Society 22 1931/32:

3 259—73 L. V. Ramaswami Aiyar, Tulu Initial Affricates and Sibilants. — 274—88 M. Srinivasa Rao, Mandookya Upanishad. — 289—95 S. R. Balasubrahmanyan, The Hundred-Pillared Mandapam at Chidambaram. Part. I, II. — 296—301 A. Padmanabha Iyer, Temple Legends in Travancore. — 302—17 B. A. Saletore, Harshavardhana in the Karnatak. — 318—28 D. Venkatramiah, Īśāvāsyōpaniṣad. — 329—32 Sarat Chandra Mitra, Studies in

Bird-Myths, No. XXXVII. — 333—8 Sarat Chandra Mitra, Studies in Plant-Myths, No. XV. — 339—70 S. Srikantaya, A Royal Pilgrimage to Kailasa. E. P. B.

The Quarterly Review 260 1933:
515 27—33 F. B. Bradley-Birt, Renunciation: Indian and Otherwise. — 71—83 D. V. Duff, The Mandates in Syria and Palestine. E. P. B.

The Review of English Studies 9 1933:
33 30—6 V. H. Ogburn, The Wilkinson Mss. and Percy's Chinese Books. E. P. B.

Review of Philosophy and Religion 1 1930:
1 I—VIII Editorial Notes (die Zeitschr. ist Organ der Academy of Philosophy and Religion in Poona). — 1—15 R. Nagaraja Sarma, Reign of Realism in Indian Philosophy (Einleitung zum geplanten IX., Madhva behandelnden Band der Encyclopaedic History of Indian Philosophy, vgl. OLZ 1931 Sp. 58 ff.). — 16—21 S. K. Belvalkar, Some Upanishadic Notes (Kāṭh. Up. II, 3, 4—6; Bṛh. Up. III, 9, 28). — 22—9 I. C. P. d'Andrade, Time and Change. — 30—52 D. G. Londhe, The Advaita Philosophy of Śaṅkara and its later Development (sarvajñatva und upādānatva des Brahman; ist māyā gleich avidyā?). — 53—69 Ali Mahdi, Al' Farabi (ein Kap. einer History of Islamic Philosophy, undertaken under the supervision of the Head of the Philosophy Department, Allahabad University). — 70—2 Reviews. — 73—5 News from Philosophical Associations. W. Ruben.

Revue Archéologique 35 1932:
Mai/Juni 188—96 E. Strong, L'oeuvre de la 'Società Magna Grecia' sur les terrains classique et byzantin. — 207—17 A. Hertz, L'âge des Suse I et II. — 282—8 L. Bréhier, L'originalité de l'art byzantin.
36 1932:
Juli/Okt. 1—34 A. Berthelot, Les données fondamentales de la géographie antique, d'Ératosthène à Ptolémée. E. P. B.

Revue des Arts Asiatiques (Annales du Musée Guimet 6 1929/31:
3 133—47 J. Ph. Vogel, Le Makara dans la sculpture de l'Inde (l'origine du motif du makara . . est le crocodile Seine Verwendung als dekoratives Element buddhist. und hinduist. Architektur). — 148—50 L. Ch. Watelin, Objets de fouilles, Kish (Gräberfunde). — 151—67 J. Nayaka, Civilisation néolithique du Japon (Stile der Töpferwaren, Verteilung der Fundstätten, Klassifizierung nach Typen und Verteilung). — 168—75 J. Sauvaget, Le Cénotaphe de Saladin (in Damaskus; sein Dekor). — 176—86 G. Groslier, La fin d'un art (über den Untergang des einheimischen Kunstgewerbes in Cambodgia unterm Einbruch westlicher Zivilisation). — 187—90 Comptes rendus: Necrologe A. v. le Coq, Sir Thomas Arnold. — 191—6 Correspondance, Bibliographie.
4 197—211 E. Waldschmidt, Illustrations de Kṛṣṇalīlā (8 pahārī-Miniaturen des Berliner Museums beschrieben und gedeutet nach Versen der Rückseiten und nach den Bhāgavatapurāṇa). — 212—41 J. Stchoukine, Portraits Moghols, deux Darbār de Jahāngīr (Jahāngīr, Parvīz und 16 Höflinge, im Victoria und Albert Museum, Jahāngīr empfängt Parviz in feierlicher Audienz im Museum of Fine Arts Boston, interpretiert mit Bestimmung der dargestellten Personen). — 242—3 anonym, Bronzes de Louristan (Axt, Becher, Tierornamente der Nomadenkunst, einerseits unter westlichem Einfluß, Susa, Egbatana, andererseits von Osten beeinflußt: China der Hanzeit und der „6 Dynastien"). — 244—53 G. Groslier, La fin d'un art (Schluß). — 254—8 S. Stelling-Michaud und J. Daridan, La peinture sefevide au Tschehel Soutoun, à Ispahan (eine Serie von einigen 20 kleinen Szenen an der Südwestwand im Audienzsaal, eine Art vergrößerte Miniaturen mit anscheinend westlichem Einfluß aus d. Quattrocento). — 259—62 R. S. Read, Construction des voûtes en Perse. — 263—6 Bibliographie.
7 1931:
1 1—3 P. Pelliot, sceaux-amulettes de bronce avec croix et colombes provenant de la boucle du fleuve jaune (stammen von den christlichen Ongüt, die Marco Polo erwähnt). — 4—7 G. Contenau, monuments mesopotamiens nouvellement acquis ou peu connus (Statuetten des Lougal-Kisalsi und dessen Enkel Sa-ud). — 8—14 J. Cuisinier, L'influence de l'Inde sur les danses en extrême orient. — 15—9 P. Kozlov, Les découvertes archéologiques de l'Expedition Mongolo-Tibétaine (Ausgrabungen von tumuli zwischen Kiachta und Urga). — 20—3 B. M. Morosov, La résidence d'Afrasiyab, près Qual'a-Yi Now, Perse. — 24—42 Z. de Takács, L'art des grandes migrations (hellenistisch-iranische und fernöstliche Einflüsse von der Nordgrenze Chinas in ungarischen Funden der Völkerwanderungszeit). — 43—56 Bibliographie.
2 57—71 Z. de Takács, l'art des grandes migrations (Schluß). — 72—7 G. Contenau, monuments mesopotamiens nouvellement acquis ou peu connus (Votivplatte des Ur-Nina, Relief einer Opferszene, Oberteil einer Statue und Alabasterlampe der Agadezeit, sumerisches Opfergefäß und muschelgeschnitzte Tiere). — 78—80 J. Przyluski, Notes sur l'âge de bronce en Indochine (eine Gruppe Danseur et Musicien). — 81—92 C. Pascalis, Manimekhalâ en Indochine, contribution à l'étude d'une divinité marine affiliée au bouddhisme indien (über ihre Rolle als südindische Schutzgottheit der Seefahrer und in Rāmageschichten aus Cambodgia, Siam, Laos). — 93—104 J. Y. Claeys, Simhapura, la grande capitale Chame (6./7. Jahrh. n. Chr. Ausgrabungen der Ecole d'Extr. Orient in Annam). — 105—11 G. Combaz, La loi de la frontalité dans la sculpture indienne (Auflockerung der frontalen Stehfigur aus gleichgewichtiger Haltung zu freierer Gewichtsverteilung ist eine originale indische Errungenschaft, weder aus hellenistischen noch vorderasiatischen Einflüssen abzuleiten). — 112—6 V. Goloubev, La province de Thanh-Hoa et sa céramique (über den Einfluß chinesischer Kunst [speziell Sung] auf die Keramik dieser Provinz Annams). — 117 Compte rendu: Pallavafresken, neuentdeckt im Kailāsanāthatempel von Conjeeveram. — 117—20 Bibliographie.
3 121—40 R. Pfister, Nil, nilomètres et l'orientalisation du paysage hellenistique. — 141—5 J. Nakaya, L'influence des civilisations continentales sur l'âge de pierre au Japon (Steinzeit, Bronzezeit [ca. 1. Jahrh. v. Chr.], Eisenzeit [3. Jahrh. n. Chr.] in Japan). — 156—62 Armenag Sakisian, l'école de miniature prémongole de la Perse orientale (über den Stildualismus Ost-West in der persischen Miniaturmalerei des 12. Jahrh. und den Einfluß Chinas). — 163—76 J. Stchoukine, Portraits Moghols II: le portrait sous Jahāngīr, Jahāngīr et Nūr Jahān. — 177—84 Compte rendu: Bibliographie. Zimmer.

Revue des Deux Mondes 8 1932:
3 519—56 J. Dorsenne, Le péril rouge en Indochine.
4 859—82 L. Strachey, La fin tragique de Gordon Pacha. I. Vers Karthoum.
9 1932:
1 140—62 L. Strachey, La fin tragique de Gordon Pacha. II. Dans Khartoum Assiégé.

3 519 XXX, Les Affaires d'Extrême Orient.
12 1932:
3 544—67 A. Meynard, Annam, Pays des ombres.
13 1933:
2 326—34 J. Cambon, Esquisse sur l'Afrique du Nord. — 352—9 Verax, L'Aga Khan. E. P. B.

Revue des Études Islamiques 5 1931:
1 Enquêtes. 1—19 R. Vigier, La femme kabyle: quelques remarques sur le décret du 19 mai 1931 (letzte Reform des berberischen Gewohnheitsrechts, besonders das Erbrecht der Frau betreffend). — Mémoires. 21—4 R. Gottheil, An illustrated copy of the Koran (mit 6 Tafeln; vorgetragen auf dem 18. Internat. Orientalistenkongreß in Leiden). — 25—58 V. Kratchkovskaïa, Notices sur les inscriptions de la Mosquée Djoum'a à Véramine (mit 4 Tafeln und 6 Seiten Zeichnungen nach B. Morosov; epigraphisch und kunstgeschichtlich, auf Grund der Veröffentlichung von Sarre in den Denkmälern persischer Baukunst). — 59—114 J. Sauvaget, Inventaire des Monuments d'Alep (mit 14 Tafeln und 14 Zeichnungen; in zwei Listen nach ihrer größeren oder geringeren Wichtigkeit, als Grundlage für die Konservierung).
2 Enquêtes. 125—37 L. Mercier, Réorganisation égyptienne de la „justice du chrâa" (zum Décret-Loi No. 78 von 1931). — Mémoires. 139—240 P. Marty, L'Islam et les tribus dans la colonie du Niger (2. Reihe [vgl. Jahrgang 1930 Heft 3], mit zusammenfassenden Kapiteln über Lehre und Pflichten, Unterricht, sozialen Einfluß, Einfluß auf das Rechtsleben und 5 Anhängen).
3 201—39 Abstracta Islamica, 4. Reihe (Besprechung von 106 Veröffentlichungen, meist durch L. Massignon). — Enquêtes. 241—76 L. Bercher, Nouvelle Charte de l'Université d'Al-Azhar au Caire (Übersetzung der Loi No. 49 von 1930; vgl. A. Sékaly in Jahrgang 1927 und 1928). — Mémoires. 277—312 R. Gromand, La coutume de la „Bezra" dans les Ksour de Figuig (Konfiskation von Immobilien und Wasseranteilen zugunsten der Allgemeinheit nach berberischem Gewohnheitsrecht).
4 Enquêtes. 313—39 J. Jouin, Iconographie de la mariée citadine dans l'Islam nord-africain (23 Tafeln mit Erläuterungen). — Mémoires. 341—538 P. Marty, La justice civile musulmane au Maroc (erschöpfende Darstellung der modernen Praxis der Šarī'a in Marokko). J. Schacht.

La Revue de France 12 1932:
7 546—57 R. Recouly, Impressions de Chine.
8 735—37 Hélène Iswolsky, Mandchourie, Changhai.
19 429—50 R. Recouly, La Chine nouvelle: Canton. Le Bolchevisme. E. P. B.

Revue d'Histoire Diplomatique 46 1932:
1 63—86 J. Boissonas, Le règlement de la question franco-siamoise et le retour d'Angkor au Cambodge.
3 344—54 J. H. Spencer, La Doctrine de Monroe et la Crise d'Extrême Orient.
4 413—20 J. Cambon, Les origines de l'expédition d'Alger d'après un récent ouvrage de M. François Charles-Roux (France et Afrique du Nord avant 1830, 1932). E. P. B.

Revue Historique Jg. 57 Bd. 169 1932:
2 327—39 C. S. Albonor, L'Espagne et l'Islam.
3 496—593 F. Charles-Rouge, France et Afrique du Nord avant 1830.
Jg. 57 Bd. 170 1932:
3 426—35 R. Joly, Le palais de Minos d'après un ouvrage récent (Sir Arthur Evans, The Palace of Minos, III, 1930. — 435—47 A. Blum, Les origines du papier. E. P. B.

Revue de Litérature Comparée 12 1932:
3 409—99 J. Baelen, Le Nó japonais.
4 712—28 S. Gôto, *L'Orphelin de la Chine* et son original chinois. — 765—800 J.-M. Carré, L'Égypte antique dans l'oeuvre de Théophile Gautier. E. P. B.

Revue Numismatique 34 1931:
1/2 1—4 Alotte de la Fute, Une monnaie inédite de Phraate II. — 5—10 A. G. Golikov, I. Monnaie d'argent inédite de Panticapée. II. Monnaie arménienne du roi Aristobule et de sa femme Salome. — 11—22 A. Dieudonné, Poids du bas-empire et byzantins des collections Schlumberger et Froehner et de l'ancien fonds du Cabinet.
3/4 129—39 M. Jungfleisch, L'hiéroglyphe en numismatique. E. P. B.

Revue des Questions Historiques 60 1932:
4 257—301 P. Boissonade, Cluny, la Papauté et la première grande Croisade internationale contre les Sarrasins d'Espagne (1064—1065). E. P. B.

Rheinisches Museum für Philologie 81 1932:
3 221—31 F. Oertel, Der Ebrovertrag und der Ausbruch des zweiten punischen Krieges.
82 1933:
1 1—34 A. Klotz, Die Stellung des Silius Italicus unter den Quellen des zweiten punischen Krieges. E. P. B.

Rivista di Archeologia Cristiana 9 1932:
1/2 51—102 J. Des Graviers, Inventaire des objets coptes de la Salle de Baouit au Louvre. E. P. B.

Rivista Indo-Greco-Italica di Filologia-Lingua-Antichità 16 1932:
1—2 41—67 P. Schirò e G. Petrotta, Il più antico teste di Lingua Albanese [1554—55]. E. P. B.

The Round Table 22 1931/32:
87 552—68 The Far East. I. China: The Basis. Factors. II. Japan and Her lost Opportunities. III. Japan's Problem. IV. The Collective System in the Far East. — 569—73 The Shanghai Standpoint. — 574—93 India: Ordinances and Reforms. I. The Governement and Congress. II. The Reforms. III. The Budget, Ottawa and Other Matters.
88 705—20 The Future of India. I. Forward and Backward. II. Practical Problems. III. The Difficulties of Finance. — 726—46 The Tragedy of Japan. I. The Effect of Seclusion. II. The Grip of the Past. III. Mistrust and Misunderstanding. IV. A desperate Policy. — 808—18 Manchukuo. I. The Spread of the Occupation. II. The Birth of Manchukuo. III. The Future. — 819—38 India: A less tense Quarter. I. The Discomfiture of Congress. II. The Terrorist Movement. III. The Commercial Situation. IV. Constitutional Development.
22 1932/33:
89 142—61 India. The Reaction to the Communal Award. 1. The Reception of the Award. 2. Mr. Gandhi's Fast. 3. Terrorism in Bengal. E. P. B.

Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. 1931/32:
4 3—80 M. Dibelius, Jungfrauensohn und Krippenkind. Untersuchungen zur Geburtsgeschichte Jesu im Lukas-Evangelium.
1932/33:
1 1—49 H. Guntert, Labyrinth. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. E. P. B.

Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse 1932:
14/15 317—36 U. Wilcken, Das Testament des Ptolemäios von Kyrene vom Jahre 155 v. Chr.

22 401—48 G. R. Rachmati, Zur Heilkunde der Uiguren (mit 3 Tafeln). — 469—532 O. Strauß, Die älteste Philosophie der Karma-Mīmāṃsā.
24 618—22 L. Borchardt, Ein Stammbaum memphitischer Priester.
25 683—724 W. Bang u. G. R. Rachmati, Die Legende von Oγuz Qaγan.
26 744—60 F. Taeschner, Das Futtuuvetkapitel in Gülšehrīs altosmanischer Bearbeitung von 'Aṭṭārs Manṭiq uṭ-ṭayr (mit 6 Tafeln).
27 792—865 A. Wilhelm, Griechische Grabinschriften aus Kleinasien.

1933:

1 4—90 C. Schmidt und H. J. Polotsky, Ein Mani-Fund in Ägypten. Mit einem Beitrag von H. Ibscher (mit 2 Tafeln). — 91—152 F. C. Andreas†, Bruchstück einer Pehlewi-Übersetzung der Psalmen. Aus dem Nachlaß hrsg. von K. Barr (mit 11 Tafeln).
E. P. B.

The Slavonic Review 11 1932:

31 20—36 S. V. Vostrotin, A Russian View of Manchuria.

12 1933:

32 341—53 B. H. Sumner, Ignatyev at Constantinople 1864—74. I. E. P. B.

Studi in onore di Salvatore Riccobono:

415—33 W. Kunkel, Zur gräko-ägyptischen Doppelurkunde (Zusammenhang mit der babylonisch-assyrischen Hüllenurkunde wird abgelehnt, da weder die Doppelurkunden aus Auroman als Zwischenglied gelten können noch Jeremias 32, 10 ff. deutlich genug ist; dagegen sprechen für griechische Herkunft Anzeichen, die auf das Vorkommen von Doppelurkunden im hellenistischen Rechtsleben außerhalb Ägyptens deuten, ebenso wie gewisse Beobachtungen am gräko-ägyptischen Urkundenmaterial selbst). R. H.

Sudan Notes and Records 15 1932:

1 1—61 E. E. Evans-Pritchard, Ethnological Observations in Dar Fung (mit 5 Tafeln; enthält u. a. Wortlisten der Berta-, Burun-, Uduk- und Gule-Sprache und ihrer Dialekte). — 63—95 A. C. Beaton, Bari Studies (mit 6 Tafeln; zahlreiche Lieder verschiedener Art; Bericht über Tod und Begräbnis eines Bari Regenmachers). — 97—118 G. K. Maurice, The Entry of Relapsing Fever into the Sudan (mit 4 Taf.). — 119—49 P. B. E. Acland, Notes on the Camel in the Eastern Sudan (mit 8 Tafeln und ausführlichem Glossar der arabischen Termini). — 151—4 Notes (K. D. D. Henderson, Origin of the Dagu; F. Addison, Archaeology in the Fung Province).
2 159—99 D. Hawkesworth, The Nuba Proper of Southern Kordofan (berücksichtigt besonders Religion und Recht). — 201—50 A. J. Arkell, Fung Origins (mit 13 Tafeln; verficht die These der Abstammung von den Schilluk). — 251—9 N. F. Wheeler, Excavations of the Harvard-Boston Expedition in Halfa Province, 1930—1931 (mit 3 Tafeln; Funde im ägyptischen Fort Shalfak aus dem mittleren Reich, 45 Meilen südlich von Wady Halfa auf dem linken Nilufer). — 261—7 R. C. R. Whalley, Southern Sudan Game and its Habitat. — 269—74 Notes (A. J. Arkell, Roman Coins at Sennar; A. P. G. Michelmore, A possible Relic of Christianity in Darfur; E. E. Evans-Pritchard, The Mberidi and Mbegumba).
A. Klingenheben.

Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin 26 1932:

1—42 Reinhold F. G. Müller, Die Harnruhr der Alt-Inder, Prameha (haupts. n. d. Carakasaṃhitā pathologisch-kritische Untersuchung mit ablehnendem Ergebnis einer bewußten indischen Kenntnis der Zuckerkrankheit europäischer Einstellung). — 184—213 A. Albert M. Esser, Die ophthalmologische Therapie des Bhāvaprakāśa (Einleitung und Übersetzung, vgl. OZ 1932, 280). R. F. G. M.

Syria 13 1932:

1 1—27 F. A. Claude Scheffer, Les fouilles de Minet el-Beida et de Ras Shamra, 3ième campagne [printemps 1931] (vorläufiger, reich illustrierter Bericht über den Ertrag der fortgesetzten Untersuchung der Nekropole von Minet el-Beida und der Ortslage Ras Shamra mit Funden aus dem 20. bis 13. Jahrh. v. Chr. Als Name der antiken Stadt mit einem durch eine „Bibliothek" ausgestatteten Heiligtum war Djapouna aus dem Gottesnamen Baal Djapouna früher erschlossen worden, der aber jetzt als der „Baal des Nordens" erklärt wird). — 28—49. E. Dhorme, Les peuples issus de Japhet d'après le chapitre X de la Genèse (wichtige Vergleichung der entsprechenden Namen in hetitischen, assyrischen und babylonischen Texten). — 50—64 H. Seyrig, Antiquités syriennes (eine Darstellung der Nemesis auf Reliefs von Palmyra und Dura, welche die Göttin in Beziehung zur Sonne stellt; wenn anderwärts der Mond in derselben Verbindung erscheint, wird nur der kosmische Charakter der Gottheit angedeutet). — 65—93 G. Wiet, L'exposition d'art persan à Londres (nach Hinweis auf die durch Darstellung von Menschen, Tieren und Pflanzen ausgezeichnete persische Kunst der islamischen Zeit werden in London ausgestellte Objekte im einzelnen besprochen).
2 113—63 Ch. Virolleaud, Un nouveau chant du poème d'Aleïn-Baal (in Ras Shamra 1930—31 entdeckte Fragmente, im Original mit sorgsamer Erklärung ohne zusammenhängende Übersetzung. Die Aschera des Meers, Hin, El, 'Anat, Môt, Qds-et-Amrr, Kŝr-et-Ḥŝŝ, Aleïn und Baal sind die Namen der vorkommenden Gottheiten). — 164—70 Jean Cantineau, La Langue de Ras-Shamra (bisher für phönizisch gehalten, wird diese Sprache wegen ihrer eigenartigen Behandlung von Spiranten und Zischlauten als eine vom Phönizischen, Hebräischen und Aramäischen verschiedene semitische Sprache erwiesen). — 171—88 Le Comte du Mesnil du Buisson, Une campagne de fouilles à Khan Sheikhoun (der nördlich von Ḥama, bei dem Städtchen Khan Sheikhoun gelegene Teil zeigte bei der Untersuchung eine Reihe von keramischen Stufen vom Anfang des 2. Jahrtausends bis zum 4. Jahrhundert v. Chr., in noch höheres Alter weisen Gräber, welche in der Nähe bei Tell As untersucht wurden, neben einem Grabe aus christlicher Zeit). — 189—91 Henri Seyrig, Antiquités Syriennes (ein cyprisches Gewicht, die verschiedene Reihenfolge der palmyrenischen Trias in alten Darstellungen). — 196—212 Gaston Wiet, L'exposition d'art persan à Londres (Fortsetzung; Gläser, Teppische bis zum 16. Jahrh., Miniaturen bis zum 13. Jahrh.). — 213—32 Bibliographie. — 222—32 Nouvelles archéologiques (u. a. Deutung eines in einem cyprischen Grab gefundenen in Ton geformten Darstellung eines Opferfestes zu Gunsten des Toten, Besprechung von persischen bronzenen Zügelhaltern aus dem 2. Jahrtausend v. Chr., beide von R. D.). G. Dalman.

Teuthonista 8 1931/32:

3/4 197—207 S. Birnbaum, Umschrift des ältesten datierten jiddischen Schriftstücks [1396/97]. E. P. B.

Theologische Blätter 10 1931:

9 241—50 W. Foerster, Der Jupitertempel auf dem Tempelplatz in Jerusalem.
10 273—83 O. Eißfeldt, Das Alte Testament auf dem Achtzehnten Internationalen Orientalistenkongreß zu Leiden. E. P. B.

12 1933:
3 65—7 H. H. Schaeder, Carl Heinrich Becker in memoriam (Rede b. d. Trauerfeier am 14. II. 33). Wr.

Theologische Studien und Kritiken 104 1932:
229—37 P. Jensen, Die Verklärungsberg-Szene und Nachbar-Episoden in einem chinesischen Märchen (Versuch der Verknüpfung eines chinesischen Märchens [R. Wilhelm, Chin. Märchen Nr. 34] mit der Xisuthros-Episode des Gilgamesch-Epos und Verwandten). E.

Ungarische Jahrbücher 12 1932:
3/4 340—51 K. Bouda, Das erste in Rußland gedruckte ostjakische Buch (Umschrift und Übersetzung einer 1930 erschienenen Fibel); 352 ung. birs 'Quitte' (kaukas. und iran. Worte ders. Bedeutung und Form); ung. idegen 'fremd' < osset. ädtagon 'außen befindlich'. — 352—4 Ö. Beke, Über den verallgemeinernden Gebrauch des finn.-ugr. Interrogativums; Zur Wortfolge der Familiennamen. E. L.

Unterrichtsblätter für Mathematik u. Naturwissenschaften 39 1933:
3 76—81 Kurt Vogel, Zur Berechnung der quadratischen Gleichungen bei den Babyloniern. (Für einen Teil der bekannten Aufgaben ist Verf. der Ansicht, daß der Rechner darauf ausging, zu dem gegebenen $x + y$ sich auch das $x - y$ (bzw. $\frac{x-y}{2}$) zu verschaffen, worauf sich dann leicht die beiden Unbekannten als $\frac{x+y}{2} \pm \frac{x-y}{2}$ errechneten). Wr.

Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschapen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde N. R. 32 1933:
3 1—74 J. J. L. Duyvendak, Ma Huan Re-examined. E. P. B.

Volkstum und Kultur der Romanen 5 1932:
1/3 1—20 E. Richter, Bayadere. E. P. B.

Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 68 1932:
2 73—9 Ludwig Borchardt, Ein Brot (m. 3 Taf. u. 2 Abb. Von einem flachen, runden Brote mit kraterförmiger Erhebung an der Oberseite [Berlin 22847] ausgehend, untersucht B. die Herstellung und den Grund für die Form. Erklärung der antiken Backöfen aus den modernen, der Brote mit einer oder mehreren Höhlungen zwecks Aufnahme der Zuspeisen zum Brot). — 79—80 Johannes Grüß, Untersuchung von Broten a. d. Ägyptischen Sammlung d. Staatl. Museen zu Berlin (durchweg Emmer). — 81—6 Heinrich Schäfer, Das Simonsche Holzköpfchen der Königin Teje (m. Taf. u. 6 Abb. eindringliche Untersuchung der technischen und die Tracht betreffenden Einzelheiten mit Berichtigungen zu Borchardt, Portraitkopf. Daß das Köpfchen 2 Phasen des Kopfschmucks durchgemacht hat, deren zweite die unscheinbare Verkleidung der kostbaren ersten war, scheint ganz sicher). — 86—105 Alfred Hermann, Das Motiv der Ente mit zurückgewendetem Kopf im ägypt. Kunstgewerbe (m. 5 Taf. u. 16 Abb. Ausgehend von der Berliner Halskette 20786, aus 20 Gliedern in Gestalt von Enten mit zurückgewendetem Kopf bestehend, werden erst ähnliche Schmuckstücke, alle aus der 1. Hälfte d. 18. Dyn. stammend, herangezogen, dann das Motiv als solches in seiner vielfachen Verwendung verfolgt). — 105—8 P. Johansen, Porträts in der ägyptischen Kunst? (bejaht die Absicht des Portraits gegenüber v. Bissing, Capart, Fechheimer und nimmt Werkstattbilder und fabrikmäßig hergestellte Ware als den Irrtum, daß die Ägypter es nicht auf Porträts abgesehen hätten, hervorrufend an). — 108—10 R. Corten, Ein Relief a. d. Zeit zwischen Altem und Mittlerem Reich (m. Abb. im Hamburger Mus. f. Völkerk. einer „einzigen Favoritin des Königs und Priesterin der Hathor Bnn.t, die sowohl am Speisetisch sitzend als auch vor ihm opfernd stehend dargestellt ist). — 110—1 Fr. W. von Bissing, Eine Affengruppe des Mantimehe aus Theben (m. Abb.). — 112—4 Max Hilzheimer, Zur geographischen Lokalisierung von Punt (m. 2. Abb. zoogeographisch: Französisch- und Britisch-Somaliland). — 114—9 Felix Proskauer, Zur Pathologie der Amarnazeit (m. 3 Abb. „Familiäre Rachitis, dolichokephale Veranlagung, gehäufte pathologische Dolichokephalie". Der Sonnenkult eine Folge der krankhaften Veranlagung des Königs, „denn wer sehnt sich mehr nach der wärmenden, kraftspendenden Sonne als ein kränkelnder, dahinwelkender Mensch?"). — 119—21 L. Keimer, Die „papyrusfarbene" Heuschrecke (m. 8 Abb. 4 kleine Amulette d. 18. Dyn. mit dem Papyrus auf der Schriftfläche, der wie anderswo die „grün, papyrusfarben" bedeutet). — 121—2 Walter Till, Der Murmelvokal (gegen Worrell, Coptic sounds, der ihn leugnet, bringt Verf. überzeugende Beispiele für den Murmelvokal, der, selbst unbetont, in der Betonung einem i-Laut entspricht, für den das Alphabet kein Zeichen besaß, der aber dialektisch mit ⲏ oder ⲉ bezeichnet wurde). — 122—3 O. Neugebauer, Nochmals die Scheffelteile (gegen Vogel, ÄZ 66, 33/5). — 123 Mitteilung (der Verwaltung des Brit. Mus. über vorübergehende Schließung einzelner Räume). — 124 Eingegangene Schriften. Wr.

Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 22 1931/32:
3 161—79 C. Hoffmann, Sotho-Texte aus dem Holzbuschgebirge in Transvaal; Naturgeister und Zauberkräfte (vgl. 21, S. 98ff.). — 179—215 O. Scheerer, Sagen der Atayalen auf Formosa (vgl. 22, 2, S. 81ff.; enthält Schluß der Texte und Analyse). — 215—30 J. Ittmann, Sprichwörter der Nyang (Forts.), (vgl. 22, 2, 121ff.).
4 241—74 E. Kootz-Kretschmer, Safwa- und Nyixa-Texte (nördl. des Tanganyika-Sees, Ostafrika). — 275—80 E. Zyhlarz, Die Sprache Numidiens (Libysche Inschriften; Nachweis ihres berberischen Sprachcharakters). — 281—312 J. Ittmann, Sprichwörter des Nyang, (Forts. u. Schluß) (im ganzen 702 Sprichwörter; Sachregister).
23 1932/33:
1 1—24 W. E. Taylor†, A Swahili Tale in the Dialect of Mombasa. — 25—45 E. Zyhlarz, Ursprung und Sprachcharakter des Altägyptischen (Vergleich mit den Hamiten- und Semitensprachen). — 46—58 F. W. Hartweg, Das Lied von Manseren Mangundi (Biak-Sprache, Niederld. Neuguinea; Text mit Übers. u. sprachl. Fußnoten). — 59—75 C. Hoffmann, Sotho-Texte aus dem Holzbuschgebirge in Transvaal; die Seele im Tode und nach dem Tode (vgl. 22, 161ff.).
2 81—110 E. Zyhlarz, Ursprung und Sprachcharakter des Altägyptischen (Forts.) (mit Wortvergleichslisten). — 110—54 P. Berger, Konde-Texte (nördl. des Nyassa-Sees, Ostafrika; 14 Texte mit Übers.). — 154—8 B. Krumm, Zwei Matumbi-Märchen (Ostafrika; mit sprachl. Fußnoten). H. J. Melzian.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.